Berliner Leben.

Berliner Leben.

Kulturstudien und Sittenbilder

von

Max Ring.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).

Berlin,
Nicolaische Buchhandlung
(Borstell & Reimarus).

1882.

Vorwort.

Jeder gebildete Deutsche kennt London und Neapel, Italien und Halbasien, die Kirchen in Rom, die Theater in Paris und selbst die Judenhäuser in Barnowitz. Wir interessieren uns für Gambetta, Frau Adam, Sarah Bernhardt und die Cocotten der Boulevards; wir verschlingen die Sittenromane von Zola und vertiefen uns in italienische, französische und russische Zustände. Nur unsere Heimat ist uns fremd und unsere nächsten Landsleute lassen uns gleichgiltig. Nicht nur den Süddeutschen, sondern den eingeborenen Bewohnern ist Berlin in vielen Punkten noch eine terra incognita. Erst in letzter Zeit ist auch in dieser Hinsicht eine Wendung zum Besseren eingetreten, hat die Liebe und zugleich die Kenntnis der Heimat zugenommen. Dieser erfreuliche Umstand und der damit zusammenhängende Wunsch meines Verlegers haben mich ermutigt, meine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Berliner Skizzen, Bilder, Studien und Stadtgeschichten zu sammeln und mit einer Anzahl neuer, noch nicht erschienener Arbeiten vermehrt herauszugeben. Indem ich somit das alte und neue Berlin mit seinen interessanten Häusern und Denkmälern, den richtigen Berliner mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinen Sitten und Gewohnheiten, mit seinem Witz und seiner Sprache, seinen socialen und politischen Anschauungen in buntem Wechsel an dem Leser vorüberziehen lasse, beabsichtige ich nichts weiter als einen kleinen Beitrag zur Kenntnis Berlins und der Berliner zu liefern, ohne den Anspruch machen zu wollen, den ebenso reichen als interessanten Stoff genügend erfaßt oder gar erschöpft zu haben.

Berlin, den 17. Mai 1882.

Max Ring.

Inhalt.

Berlin und die Berliner.

„Berlin, Berlin is 'ne göttliche Stadt, wenn man bloß det nöt'ge kleene Jeld hat", singt ein bekannter Possendichter. Es gibt in der That keine zweite Stadt, die in kurzer Zeit einen so großartigen Aufschwung genommen und eine solche Bedeutung gewonnen hat, wie das kleine Fischerdorf an den Ufern der Spree. Unter dem Großen Kurfürsten betrug die Einwohnerzahl 12 000 Seelen, die meisten Häuser waren aus Fachwerk gebaut und in den Straßen trieb sich das Vieh, besonders zahlreiche Schweine herum. Bei seinem Tode hinterließ er bereits 20 000 Einwohner und eine blühende Stadt, in der Ordnung und Wohlstand herrschten. Unter seinem prachtliebenden Nachfolger entstanden eine Reihe von monumentalen Bauten, wie das von dem genialen Andreas Schlüter mit den Masken der sterbenden Krieger geschmückte Zeughaus, das noch jetzt der Residenz zur Zierde gereicht. Zugleich wuchs die Bevölkerung auf 61 000 Seelen. Auch der sonst so sparsame Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.

sorgte patriarchalisch für die Vergrößerung und Bevölkerung Berlins, indem er seine wohlhabenden Unterthanen und höheren Beamten zwang, Häuser auf dem ihnen von ihm meist geschenkten Boden zu errichten. Ganze Straßen und Stadtteile verdankten ihm ihre Entstehung. Als er starb, besaß Berlin bereits 90 000 Einwohner und 4000 Häuser. Ganz besonders aber machte sich Friedrich der Große um Berlin verdient, das unter seiner Regierung die Stadt der Intelligenz wurde und sich zu einer nie geahnten Höhe erhob. Am Schluß seines thatenreichen Lebens betrug die Einwohnerzahl 150 000 Seelen und die der Häuser über 6600, darunter das von Knobelsdorf erbaute, prächtige Opernhaus, das Palais des Prinzen von Preußen, heute die Universität, die Bibliothek und die nach der eignen Idee des Königs von Gontard entworfenen Türme auf dem Gendarmenmarkt, dem jetzigen Schillerplatz. Ebenso schmückte der gutmütige aber schwache Friedrich Wilhelm II. seine Residenz mit bedeutenden Bauwerken und Denkmälern, worunter das von Langhans erbaute Brandenburger Thor mit der Siegesgöttin von Schadow den ersten Rang einnimmt. Bei seinem Tode betrug die Zahl der Einwohner 165 720 Seelen, die der Häuser 6906.

Ein aus jener Zeit stammender Bericht eines Reisenden spricht sich begeistert über die Schönheit des damaligen Berlin folgendermaßen aus: „Welch eine Perspektive, wenn man zum Potsdamer-, zum Brandenburger- oder zum Hallischen-Thore hereinkömmt! Breite Gassen, deren Länge das Auge kaum absehn kann; Häuser, die nach den besten Rissen der größten Baumeister Italiens erbaut sind, hohe Lindenalleeen, Paläste, öffentliche Plätze, Denkmäler und

Gebäude versetzen den neuen Ankömmling in ein angenehmes Erstaunen. — Weniger überraschend ist zwar der Anblick der Stadt, wenn er von der nördlichen und westlichen Seite hereinkömmt, weil hier die Vorstädte einen großen Bezirk einnehmen, allein der Fremde wird schon durch das prachtvolle Ansehn der hohen und sich weit erstreckenden Kasernen, der Magazinhäuser und Fabrikgebäude in eine Verwunderung gesetzt, die immer mehr und mehr zunimmt, je mehr er sich der Stadt und dem Schlosse nähert. Mit einem Worte: es gibt außer Mannheim und Nancy (sic!!) keine Stadt in Europa, die einen Reisenden beim ersten Anblick so sehr einnähme, als Berlin, das sich vor erstern beiden noch durch seine Größe und durch die größere Anzahl geschmackvoller Equipagen hervorthut. Die Kleidertracht der Einwohner und besonders des weiblichen Geschlechts ist gleichfalls wohlgewählt, und das zahlreiche, mit Geschmack gekleidete Militär dienet dazu, den ersten Anblick um so glänzender zu machen." — Nicht ganz so günstig urteilt unser Reisender über das Leben und Treiben in den Straßen des damaligen Berlin. „So breit und schön," berichtet derselbe, „die Straßen auf den ersten Anblick auch sind, so weiß der Fußgänger zuweilen nicht, wie er sich für schnellfahrenden Wagen, für Kot und Gossen hüten soll. Der eigentliche Gang für Fußgänger sollte, so wie in allen übrigen polizierten Städten, längs den Häusern hingehen, allein dieses hat man durch die hohen Auffahrten vor den Häusern fast unmöglich gemacht. Der Fußgänger wird alle Augenblick aufgehalten, und ist gezwungen, über die Gossen weg, auf den sogenannten Damm zu schreiten. Nirgends ist diese Unbequemlichkeit sichtbarer, als in der Leipziger Straße, einer der schönsten

von ganz Berlin. Außerdem sind vor den Häusern auch hohe steinerne Treppen angebracht. In der Mitte der Straßen oder auf dem Damme ist es bei schlechter Witterung außerordentlich kotig und in dem Steinpflaster selbst gibt es unzählige Löcher, welche teils von dem sandigen Boden, teils von der unverantwortlichen Nachlässigkeit der Steinsetzer und ihrer Aufpasser herrühren. Die übermäßig großen Steine, die zwischen einer Menge kleiner und spitziger Kieselsteine gelegt sind, verursachen, daß man alle Augenblicke Gefahr läuft anzustoßen und zu Boden zu stürzen. Die Gossen sind zwar, wie es sich gehört, an beiden Seiten des Dammes angelegt, jedoch so, daß sie dem Fußgänger eine neue und gefährliche Fallbrücke werden. Ein Teil dieser tiefen Gossen ist nun eben vor den Hausthüren mit Brettern überlegt. Sobald man also des Abends längs der Häuser weggeht, stößt man alle zehn bis fünfzehn Schritt an eine steinerne Treppe oder Auffahrt, die noch wohl zu größerer Gefahr mit einer kleinen Rinne umgeben ist; gehet man auf den Brettern, wo die Gossen bedeckt sind, herzhaft fort, so stürzt man, ehe man es sich versieht, mit einem Male drei bis vier Fuß tief in die Gosse hinunter; gehet man aber in der Mitte des Dammes, so weiß man bei der geschwinden Annäherung eines oder gar mehrerer Wagen nicht, wo man sich hinwenden soll; denn an den Gossen liegen hohe und schlammige Dreckhaufen; über sie hinüber zu springen ist gefährlich, weil sie abschüssig und tief sind; dennoch muß man auf das Geratewohl einen Entschluß fassen, um nicht von den Wagen überfahren zu werden. Die eingeborenen Berliner sind an diese Unbequemlichkeiten gewöhnt, kennen auch die Seitenwege besser, als der Fremde, der dergleichen

Fallbrücken gar nicht vermutet. Es steckt selbst etwas Menschenfeindliches in einer solchen Anlage der Straßen, weil man dabei bloß auf die Reichen, die in Kutschen fahren, gedacht zu haben scheint. Man spreche ja nicht von nächtlicher Erleuchtung, denn die ist bis hierher herzlich elend gewesen, ohnerachtet Laternen genug brennen. Letztere sind so beschaffen und gesetzt, daß sie nur eine Art von „hellem Schatten" verbreiten, der zu nichts hilft. — Eine andere Art von Unbequemlichkeit für die Fußgänger ist die, daß die Bürger oft Schutt, Lehmhaufen, Bohlen und sogar Misthaufen vor ihren Häusern liegen lassen. Das sollte entweder gar nicht geduldet oder wenigstens bei Strafe anbefohlen werden, eine Laterne dabei zu setzen. Desgleichen mag in kleinen Städten und Flecken hingehen, aber in einer großen Residenzstadt ist es unverzeihlich."

Nicht minder klagt der sonst so wohlwollende Tourist über die schlechte Polizei. „Zwar sind die sogenannten Patrouillen vorhanden, die für die Ruhe und Sicherheit bei der Nacht sorgen sollen, allein diese gehen nur zu gewissen Stunden und in gewissen Gegenden, auch werden sie sich bei dem größten Lärm sehr bald zurückziehen, wenn junge Offiziere daran teilnehmen. Man hat häufig Beispiele, daß dergleichen junge Leute bei trunkenem und nüchternem Mute friedfertige Bürger gemißhandelt haben, ohne daß man diesen bei erhobener Klage die geringste Genugthuung widerfahren lassen. Selten werden sie erkannt, und alsdann mag der beleidigte Teil nur zusehen, wie er sich sein Recht verschafft oder sich sonst aus dem Handel zieht. Das Geschrei, was dergleichen Nachtschwärmer oder auch ganze Rotten ungesitteter Handwerksburschen oft bei nächtlicher Zeit in

den Straßen machen, störet die Einwohner in der Ruhe und gereicht der Polizei einer großen Residenzstadt zur Schande. Ein Glück ist es, daß man wenige Beispiele von offenbar diebischen Anfällen hat, denn mit dem Beistand und der Hilfe sähe es in einigen Gegenden der Stadt kläglich aus. Keine Schildwache darf ihren Posten verlassen, und die Wachen sind oft weit entfernt. Daher kommt es denn auch, daß zuweilen sogar Einbrüche im Angesicht der Schildwachen geschehen sind, ohne daß selbe vom Flecke gegangen wären, wie z. B. an der kleinen Brücke, die nur fünfzehn Schritt von der Kanonierwache beim Zeughause entfernt ist, und wo allenthalben Schildwachen stehen." —

Während der Regierung Friedrich Wilhelm III. trat anfänglich wegen der unglücklichen Zeitverhältnisse, besonders durch die Kriege mit Napoleon ein Stillstand in der Entwicklung Berlins ein. Um so mehr und schneller hob sich der Wohlstand und die Größe der Stadt nach glücklich beendetem Kriege infolge der freisinnigen Gesetzgebung, besonders der Aufhebung des Zunftzwangs. Seit dem Pariser Frieden stieg die Einwohnerschaft in unglaublich kurzer Zeit um 150 000 Seelen, so daß Berlin bei seinem Ableben im Jahre 1840 bereits 330 200 Menschen und 7317 Häuser zählte. Gleichzeitig entstanden unter Leitung des genialen Architekten Schinkel eine Reihe monumentaler Bauten, wie das Königliche Schauspielhaus, das sogenannte Alte Museum u. s. w. Einen nicht minder bedeutenden Aufschwung erhielt die Verschönerung Berlins durch den kunstliebenden König Friedrich Wilhelm IV., wofür verschiedene neue Kirchen und der Bau des Neuen Museums ein glänzendes Zeugnis ablegen. Dagegen blieb die Zahl der Bevölkerung

zurück, indem vom Jahre 1840—49 sich nur ein Zuwachs von 95 273 und von 1849 bis zum Antritt der Regentschaft eine Vermehrung von 72 000 Seelen ergibt.

Desto wunderbarer erscheint die Zunahme unter dem jetzt regierenden Kaiser Wilhelm, da dieselbe fünfmal so stark als in der vorangegangenen Periode war und dreimal so stark wie in der Zeit von 1840—64. Besonders trugen die glorreichen Kriege von 1866 und 70, die dadurch herbeigeführte Befreiung und Einigung Deutschlands, sowie die Erhebung Berlins zur Hauptstadt des gesamten Deutschen Reichs dazu bei, die preußische Residenz zu dem Rang einer Weltstadt zu erheben. Die Bevölkerung stieg von 1871—78 auf 1 049 663 Seelen und die Zahl der Häuser auf 18 000. Gegenwärtig besitzt Berlin über 1 250 000 Einwohner und gegen 20 000 Häuser, so daß nach den Berechnungen des städtischen statistischen Büreaus die Einwohnerzahl im Jahre 1900 ungefähr 2 400 000 betragen und der Bevölkerung einer ganzen Provinz gleichkommen dürfte. —

Hand in Hand mit der Vergrößerung ging die Verschönerung und der Komfort der Residenz, die jetzt unstreitig eine der schönsten und am besten verwalteten Städte der Welt ist. Jeder Fremde bewundert die Breite und Reinlichkeit der Straßen, die Pracht und den Geschmack der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser, die Eleganz der Kaufläden und Bazare, die Lebhaftigkeit des Verkehrs, der selbst den von Paris um das dreifache übertreffen soll, so wie die vorzügliche Beleuchtung. Alle diese Vorteile verdankt Berlin hauptsächlich der städtischen Selbstverwaltung, welche erst nach langjährigen Kämpfen mit dem Fiskus im Jahre 1875 durch ein Abkommen zwischen dem Staat und der Stadt er-

langt wurde, wodurch der Besitz der öffentlichen Straßen, Plätze und Brücken in den Besitz der letzteren überging. Von dieser Zeit datiert eine neue Ära für Berlin. Zunächst sorgte die Stadt für eine bessere Pflasterung der Straßen, die in der That einer Residenz unwürdig war und dem gesteigerten Verkehr nicht länger genügte. Mit großen Kosten wurden sämtliche Hauptwege mit glattbehauenen Steinen auf fester Schotten- oder Beton-Unterlage zum Teil mit Asphalt oder Holz versehn. Die Straßenreinigung mit einem Kostenaufwand von zwei Millionen Mark läßt nichts zu wünschen übrig und wird, um das Publikum nicht zu belästigen, des Nachts von eigens dazu angestellten 1500 Kehrern mit 30 Maschinen besorgt. Während der Sommermonate werden die Straßen, ungefähr 125 Hektar, mit 330000 Kubikmeter Wasser besprengt. Wichtiger noch war die Beseitigung der Ekel erregenden und gesundheitsschädlichen Rinnsteine oder Gossen, über die unser alter Reisender bereits 1776 mit Recht sich aufhielt. Die mephitischen Ausdünstungen verpesteten Berlin und wurden der Herd gefährlicher Krankheiten und Epidemieen. Da die Spülung mit frischem Wasser das Übel nicht zu beseitigen vermochte, so faßte die städtische Verwaltung nach eingehender Beratung der Sachverständigen den Beschluß, die allgemeine Kanalisation Berlins durchzuführen, deren Kosten sich nach ihrer vollständigen Beendigung auf ungefähr 33 Millionen Mark belaufen werden: ein Opfer, womit jedoch die Reinlichkeit der Stadt und die Gesundheit ihrer Bewohner nicht zu teuer erkauft sein dürfte. Nicht minder große Fortschritte hat in jüngster Zeit das bisher so spärliche Beleuchtungswesen gemacht. Während 1860 der größte Gasverbrauch täglich nur 64400 Kubikmeter betrug,

werden jetzt weit über 300 000 Kubikmeter in den Wintermonaten verbraucht und allein in den städtischen Gasanstalten mehr als 60 000 Kubikmeter täglich produziert. Der höchsten Anerkennung erfreut sich die Leistung der Berliner Feuerwehr, deren musterhafte Einrichtungen von allen Seiten und auch vom Auslande anerkannt und nachgeahmt werden.

Vor allem aber hat die städtische Verwaltung sich um das Schulwesen unsterbliche Verdienste erworben. „Ein über das ganze Weichbild ausgebreitetes Netz von gleichmäßig organisierten Elementarschulen, groß genug, um allen Kindern den Zutritt kostenfrei zu gewähren, zweckmäßig und wirksam genug, um das allgemeine Vertrauen zu verdienen; ein durch alle Bezirke verzweigtes System von Schul-Kommissionen, gebildet aus Bürgern im Ehrenamt, im Besitz ausreichender Befugnis und Personalkenntnis, um die Erfüllung der Schulpflicht jedem Kinde zu ermöglichen, ihre völlige Versäumnis bei keinem zu dulden; eine Zentralverwaltung, ausgestattet mit solcher Vollmacht und solcher Technik, daß sie das wachsende Schulbedürfnis in dem Maße zu erfüllen vermag, wie es entsteht — das ist die unter steigender Teilnahme der Bürgerschaft gereifte Schöpfung des Gemeindeschulwesens." Während 1861 die Zahl der in den städtischen Schulen unterrichteten Kinder 55 Prozent betrug, ist dieselbe jetzt auf 78 Prozent gestiegen und die Kosten von 759 000 Mark haben sich auf ungefähr 8 000 000, fast um das zehnfache vermehrt; ein glänzender Beweis für den Geist und die Intelligenz der Bevölkerung.

In gleich großartigen Weise sorgt die Berliner Kommune für die Armen der Stadt, für die sie jährlich die Summe von 6 000 000 Mark verausgabt. Davon erhalten

33 075 Hilfsbedürftige zusammen 243 266 Mark, 13 194 Almosenempfänger 1 723 349 Mark und 6028 Pflegekinder 402 646 Mark. Dazu kommt noch die Waisenverwaltung mit 612 004 Mark, die Unterhaltung des Barackenlazaretts für Pockenkranke in Moabit, des allgemeinen Krankenhauses in Friedrichshain, das Virchow für die vorzüglichste derartige Anstalt in Europa hält, der Irrenanstalt in Dalldorf und des Waisenhauses in Rummelsburg. Mit diesen städtischen Armenanstalten wetteifern die Institute der Privatwohlthätigkeit, vor allem das sogenannte Asyl für Obdachlose, das durchschnittlich täglich gegen 300 Männer und 60 Frauen aufnimmt und seit seinem Bestehen 1 085 800 Personen ein Obdach gewährt hat.

So bietet Berlin nach allen Seiten, im Äußern und Innern das Bild einer mächtig fortschreitenden Entwicklung, die es ebenso sehr den Tugenden seiner Fürsten als der Tüchtigkeit und dem Fleiß seiner Bevölkerung verdankt. Weder durch die geographische Lage noch durch die Natur begünstigt, erhoben sich die Einwohner der Stadt durch eigne Kraft und rastlose Arbeit zu einer nie geahnten Höhe. In verhältnismäßig kurzer Zeit hat die Industrie und der Handel einen überraschenden Aufschwung genommen. Zahlreiche Fabriken erheben sich in verschiedenen Teilen der Stadt und beschäftigen ein Heer von Arbeitern, die sich durch ihre Intelligenz und Geschicklichkeit auszeichnen. Ein glänzendes Beispiel von der Größe und Bedeutung der Berliner Industrie liefert vor allem die bekannte Maschinenbauanstalt von Borsig, die der Begründer derselben mit dem bescheidenen Kapital von 5000 Thalern 1836 ins Leben rief. Gegenwärtig beschäftigt die Lokomotivenbauanstalt und Eisengießerei von Borsig einige tausend

Arbeiter, 19 Dampfkessel, 26 Dampfmaschinen mit 250—270 Pferdekräften und 25 Dampfhämmer mit 6—100 Zentner Hammergewicht. Die Lokomotivenbauanstalt verbraucht jährlich durchschnittlich 6 200 000 Kilogramm Steinkohlen, 2 000 000 Kilogramm Roheisen, 6 150 000 Kilogramm Schmiedeeisen und Bleche; das Eisenwerk 29 000 000 Kilogramm Kohlen, an Stahl und Eisen 1 850 200 Kilogramm, an Schrotteisen 1 075 250 Kilogramm, an Roheisen 1 851 200 Kilogramm und an Kupferblechen 360 950 Kilogramm. Bis Ende des Jahres 1879 belief sich die Zahl der gebauten Lokomotiven auf 2000.

Nicht minder großartig ist die Telegraphen-Fabrik von Werner Siemens, des Schöpfers der elektrischen Eisenbahn, der einen Weltruf besitzt.

In jüngster Zeit herrscht seit dem beherzigenswerten Mahnruf des Geheimrats Reuleaux „Billig und schlecht" auch auf dem Gebiete der bisher vernachlässigten Kunst-Industrie eine rege Thätigkeit. Die Gründung des neuen Gewerbemuseums, eines mit den reichsten Sammlungen ausgestatteten Prachtbaus, und die permanenten Ausstellungen im „Rothen Schloß" tragen wesentlich dazu bei, dieses Streben zu unterstützen, den Kunstfleiß und Kunstgeschmack zu heben, um den sich der Direktor Grunow und Professor Julius Lessing ganz besondere Verdienste erworben haben. In noch höherem Maße wie die Industrie blühen Kunst und Wissenschaft in Berlin, die von jeher hier Schutz und Pflege fanden. Es wird wohl nirgends so viel und mit solchem Erfolge gearbeitet, als in der Stadt der Intelligenz, die mit Recht diesen Namen verdient. Gelehrte wie Virchow, Du Bois-Reymond, Hofmann und Mommsen, Maler und Bildhauer wie Adolf Menzel, Gustav Richter, Reinhold Begas

und Siemering, Architekten wie Hitzig, Ende und Bökmann, Huden, Kyllmann, Heiden und Groß=heim, Musiker wie Kiel, Taubert und Joachim haben sich durch ihre unsterblichen Leistungen einen weit über die deutschen Grenzen reichenden Namen erworben. Nicht minder würdig wird die Berliner Presse durch Schriftsteller wie Auerbach, Spielhagen, Karl Frenzel u. s. w. vertreten.

Für das Vergnügen der Berliner sorgt eine fast zu große Anzahl von Theatern, unter denen sich das Königliche Opern= und Schauspielhaus, das Wallner=, Friedrich=Wilhelm=städtische=, Residenz= und Viktoria=Theater einer großen Beliebtheit erfreuen und eine solche Anziehung üben, daß bei Vorstellungen neuer oder mit Beifall aufgenommener Stücke kaum ein Platz zu finden ist. Auf den Theatern zweiten und dritten Ranges wird leider besonders das eigentümliche Genre der Pariser Ehebruchs=Dramen und der Berliner Lokalposse mit mehr oder minder gutem Erfolge kultiviert. Außerdem bieten verschiedene öffentliche Lokale den Einheimischen und Fremden Unterhaltung und Zerstreuung verschiedener Art, besonders musikalische Aufführungen in dem großartigen Wintergarten des Zentral=Hotels, in den Reichshallen, im Zentral=Skating=Rink und bei Kroll, die durch ihre trefflichen Leistungen und die Billigkeit des Preises wesentlich die Verbreitung und Popularisierung der musikalischen Bildung fördern, indem man schon für wenige Groschen ein wirklich klassisches Konzert genießen und die besten Symphonieen von Mozart, Beethoven und Haydn hören kann. Ebensowenig fehlt es an Tanzgelegenheiten und öffentlichen Bällen, unter denen der sogenannte Subskriptions=Ball im Königlichen Opernhause sich durch Pracht und Eleganz auszeichnet und durch die An=

wesenheit des Hofes und der Elite der Berliner Gesellschaft sowie durch den feenhaften Glanz der Toiletten ein sehenswertes Schauspiel bietet. Außerdem werden von Gesellschaften und Privatleuten zahlreiche Bälle veranstaltet, die von der tanzlustigen Jugend und von den Eltern heiratsfähiger Töchter gern und häufig besucht werden. Weniger um ihren Ruf besorgte Herren und Damen finden in zahlreichen, öfters mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Tanzlokalen Gelegenheit, sich auf Kosten ihres Geldbeutels und ihrer Gesundheit zu amüsieren und zu ruinieren.

Was die Verpflegung, Speisung und Tränkung von Berlin betrifft, so ist auch auf diesem Gebiet ein wesentlicher Fortschritt zum Bessern zu verzeichnen. An Stelle des verrufenen ästhetischen Thees mit den dünnen Butterbroten und kaltem Belag ist jetzt größtenteils eine kräftigere Ernährung und eine gediegenere Küche getreten. Man erhält bei den großen Restaurants für angemessene Preise ein glänzendes Diner, ebenso fein und so gut wie in Paris, aber auch für mäßiges Geld in den zahlreichen Gasthäusern und Restaurationen zweiten Ranges ein reichliches und gutzubereitetes Mahl. Zwar der Berliner Mittelstand sieht noch immer mehr auf schöne Kleider als auf gutes, kräftiges Essen und ist mit wenigem zufrieden; dagegen macht sich neuerdings unter den „oberen Zehntausend" ein lukullischer Luxus bemerkbar, so daß Diners für fünfzehn bis dreißig Mark ohne Getränke nicht zu den Seltenheiten gehören. Doch auch dem hungrigen Armen gewähren die von Frau Lina Morgenstern begründeten Volksküchen für 10—15 Pfennig eine genügende und schmackhafte Mahlzeit, die er gewiß mit solchem Appetit verzehrt, daß ihn mancher reiche Feinschmecker darum beneidet.

Mehr Gewicht als auf das Essen legt der Berliner auf die Befriedigung seines Durstes, wie die statistischen Angaben bekunden, wonach durchschnittlich in den letzten Jahren ungefähr eine Million Hektoliter bayrisches, gegen 800 000 Hektoliter Weiß-, Braun- und Bitterbier, zusammen fast zwei Millionen Hektoliter in Berlin gebraut werden, so daß ungefähr 170 bis 180 Liter auf den Kopf kommen, ungeachtet der massenhaft eingeführten fremden Biere. In neuerer Zeit sind auch die sogenannten „Wiener Cafés“ in Aufnahme gekommen, die besonders von der jeunesse dorée nach Mitternacht besucht werden. Von der Größe und Einträglichkeit dieser Etablissements kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß das Café Bauer Unter den Linden jährlich 54 000 Mark Pacht dem Besitzer des Hauses zahlt und an manchem Tag 2000—3000 Mark für Kaffee und Getränke einnimmt.

Den riesigen Verkehr der sich immer mehr ausdehnenden Stadt, die 3 500 000 Quadratmeter Fahrdämme umfaßt, vermitteln gegen 5000 Droschken erster und zweiter Klasse, ungefähr 200 Omnibus, welche in einem Jahre fast 20 000 000 Menschen befördern, und das große Pferdebahnnetz mit über 120 000 Meter Geleisen, mehr als 200 Wagen und 1200 Pferden, die von 25 000 000 Menschen auf durchschnittlich einer Million Fahrten benutzt werden. Dazu kommt noch die neue Stadtbahn, die täglich ungefähr von 12 000—16 000 Personen befahren wird und die verschiedenen Eisenbahnen mit mehr als 10 000 000 Passagieren in einem Jahre, die über 700 000 Droschken in Anspruch nehmen. Dem großartigen Verkehr entsprechen die mächtigen Bahnhöfe, von denen besonders der neue Anhalter sich durch seine Größe

und Schönheit auszeichnet. Derselbe hat eine Höhe von $34,_{25}$ Meter, eine Breite von $60,_{72}$ Meter und kostet die Summe von 18 000 000 Mark. In welcher Weise „unser Stephan“ für das Postwesen durch Briefträger, Rohrpost, Telegraphen und Telephon sorgt, ist weltbekannt. Alles in allem genommen ist Berlin gegenwärtig eine der interessantesten, bedeutendsten, und sehenswertesten Städte der Welt, nämlich die Hauptstadt des Deutschen Reiches und der geistige Mittelpunkt eines großen, intelligenten Volkes zu sein, das eine bedeutende historische Mission hat.

Der Berliner selbst ist ein schwer zu definirender Volkstypus, da es im eigentlichen Sinne keinen wahren Berliner gibt. Schon der alte Chronikenschreiber König macht in seinem 1795 erschienenen „Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin“ die zutreffende Bemerkung: „Man spricht viel von Berliner und ihrem Charakter, das heißt wohl nichts mehr, als von den Bewohnern Berlins, denn die echten Berliner sind sparsam zu finden, und diese Stadt ist mehrenteils mit Ausländern gefüllt, die ein buntes Gemisch ausmachen. Um dies zu erfahren, darf man nur von einer hiesigen Gesellschaft Erkundigungen einziehn, wie viel davon wohl wirkliche Berliner sind.“ In der That sind die Berliner ein wunderbares Gemisch von verschiedenen Elementen, von germanischem, romanischem, slavischem und — semitischem Blut. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der preußischen Regenten aus dem Hause der Hohenzollern, daß sie Schutz und die Duldung, von jeher den Fremden angedeihen ließen, wodurch sie die Größe und den Wohlstand der Stadt wesentlich förderten, indem sie ihr

frische Kräfte, Intelligenz und Reichtum zuführten. Bereitwillig öffneten der Große Kurfürst und seine Nachfolger den in Frankreich vertriebenen Hugenotten, den in Sardinien verfolgten Waldensern und den unterdrückten Juden ihr Land und gewährten ihnen freie Religionsübung. Französische Refugiés bildeten in Berlin eine eigne Kolonie und brachten eine langjährige Bildung, Kunstfleiß und Industrie zum Dank in ihr neues Vaterland. Noch heute findet man zahlreiche Nachkommen jener französischen Einwanderer, die sich durch ihren Geist und ihre Intelligenz auszeichnen und mit der Zeit gute Preußen und echte Deutsche geworden sind.

Mit der wachsenden Größe des Staats übte auch die Residenz ihre Anziehung auf die alten und neu hinzugekommenen Provinzen. Ost- und Westpreußen, Schlesier, Sachsen, Westfalen, Rheinländer und auch Polen strömten nach Berlin und verschmolzen nach und nach mit der schon vorhandenen Bevölkerung. So entstand jener eigentümliche Typus des Berliners, der die guten und auch schlechten Eigenschaften der verschiedenen Nationalitäten und Stämme in sich vereint, die Ausdauer, Zähigkeit und Gemütlichkeit des Deutschen, aber auch das Phlegma und die Unbeholfenheit der germanischen Rasse, die Tapferkeit, Leichtlebigkeit und den Esprit der Franzosen, aber auch ihre Eitelkeit, Großsprecherei und Rauflust, die Anstelligkeit und leichte Fassungsgabe der Slaven, aber auch ihre Launenhaftigkeit und Genußsucht, den Witz, die Schlagfertigkeit und den Erwerbssinn der Semiten, aber auch ihre zersetzende Kritik, ihren kalten Verstand und scharfen Sarkasmus.

Von Natur ist der Berliner gutmütig, schnell gerührt, wohlthätig im hohen Grade, hilfsbereit und unter Umständen

großer Opfer fähig; dagegen ebenso leicht aufbrausend, zum Streit geneigt, ein geborener Krakehler, spottsüchtig und rechthaberisch. Meist fleißig, bedürfnislos und sparsam, liebt er seine bescheidene Häuslichkeit und fühlt sich am wohlsten bei „Muttern“ und im Kreise seiner Kinder. Nirgends ist der Familiensinn und das Familienleben mehr ausgebildet als in Berlin, nirgends wird das Weihnachtsfest stimmungsvoller und gemütlicher von jung und alt, von reich und arm gefeiert. An Sonn- und Festtagen amüsiert sich der Berliner mit Weib und Kindern im Freien; voran wandern die „Göhren“, gefolgt von „Muttern“ und dem Vater, der das Jüngste auf den Armen trägt oder im Kinderwagen zieht, während die besser situierten Klassen mit Kind und Kegel eine Landpartie im Kremser- oder Thorwagen machen. Ein Freund der Geselligkeit und ein fideler Bruder, überläßt sich der Berliner bei solchen Gelegenheiten einer gemütlichen Heiterkeit, die sich nur selten bis zur Ausgelassenheit steigert und in wilde Orgien ausartet, obgleich er gern „Einen hinter die Binde gießt“.

Eine eigentümliche Schwäche des Berliners ist die Sucht zu glänzen, zu renommieren und das Scheinenwollen, wodurch er sich nicht nur lächerlich macht, sondern öfters seinen Ruin durch übermäßigen Aufwand und unvernünftige Verschwendung herbeiführt. „Immer nobel!“ ist eine hier gewöhnliche Redensart; „man sieht auf die Kleider und nicht in den Magen“. Selbst minder Begüterte halten auf eine feine und elegante Toilette, auf eine anständige Einrichtung und auf eine reiche Bewirtung ihrer Gäste, auch wenn es ihre Mittel nicht erlauben. Selten fehlt die „gute Stube“ mit den entsprechenden Möbeln, wenn man sie auch wenig oder

gar nicht benutzt und sich mit dem elendesten Schlafzimmer behelfen muß. Man spart und darbt, um von Zeit zu Zeit eine Gesellschaft zu geben, und versetzt seine Sachen auf dem Leihamt oder borgt sich für hohe Zinsen das Geld, um einen Ball mitzumachen, nicht aus Leichtsinn, sondern aus Eitelkeit, um nicht hinter seinen Bekannten zurückzustehn. Viele Familien sind völlig zerrüttet, dem Bankrott nahe, ohne daß ein Mensch, selbst nicht ihre besten Freunde eine Ahnung von dem traurigen Verhältnisse haben, bis eines Tages der Ruin plötzlich ausbricht und die Wahrheit sich nicht länger verbergen läßt. Anderseits kann man nicht leugnen, daß diese Eitelkeit auch zum Fleiß anspornt und die Sucht zu glänzen die Leistungsfähigkeit und das Selbstvertrauen der Bevölkerung steigert.

Ein großer Vorzug des Berliners ist seine Offenheit, die mitunter unangenehm werden kann. Derb und gradezu spricht er „unverfroren" seine Meinung aus, selbst auf die Gefahr, dadurch zu verletzen und zu beleidigen; weshalb er vor Fremden leicht grob, unhöflich und ungeschliffen erscheint. Seine Zunge ist lose und er macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, aber er meint es nicht so böse. Im Grunde genommen ist der Berliner eine gute Haut, ein ehrlicher Kerl und ein treuer Freund, der für seine Freunde durch Feuer und Wasser geht. So schwer es hält, ihm anfänglich näher zu kommen, so mißtrauisch und zugeknöpft er zuerst gegen Fremde erscheint, so herzlich und freundlich kann er werden, wenn man erst mit ihm genau bekannt geworden ist. Daher kommt es auch, daß die Fremden sich anfänglich in Berlin nicht heimisch fühlen, aber mit jedem Jahre es lieber gewinnen und zuletzt es allen andern Städten vorziehn.

Das elfte Gebot des Berliners lautet: „Laß dir nicht verblüffen“, und sein Wahlspruch heißt: „Nil admirari“. Von vornherein übt er eine scharfe Kritik an Dingen und Personen und läßt sich nicht so leicht imponieren. „Selbst der Papst,“ sagt Rahel ebenso wahr als geistreich, „wird in Berlin ruppig.“ Der Berliner hat wenig Pietät und erkennt so leicht keine Autorität an, so große Achtung er auch für jede erprobte Tüchtigkeit hat. Darum wird er nicht leicht getäuscht und durch Phrasen oder Humbug geblendet. Er enthusiasmiert sich schwer und begeistert sich nur selten für eine Person oder Sache. Nichtsdestoweniger erfaßt ihn zuweilen ein unerklärlicher Schwindel und reißt ihn zu unbegreiflichen Extravaganzen und Verirrungen hin. Dann verwandelt sich sein gewöhnliches Mißtrauen in eine überraschende Leichtgläubigkeit und er läßt sich von dem gemeinsten Charlatan betrügen; wie z. B. von dem sogenannten „Wundermädchen“ in der Schifferstraße, von der „Goldprinzessin“ und ähnlichen Abenteurern. Bei aller Aufklärung zeigt der Berliner einen großen Hang zum Aberglauben, das gewöhnliche Volk läßt sich gern die Karten schlagen, befragt Punktier- und Traumbücher, und selbst Gebildete wenden sich in Krankheiten mit Vorliebe an alte Frauen und Afterärzte, die mit ihren Geheimmitteln gute Geschäfte machen und häufig damit Unheil stiften.

Auf religiösem und politischem Gebiet ist der Berliner freisinnig; jeder Gewissenszwang ist ihm verhaßt, jede Beschränkung seiner persönlichen Freiheit zuwider. Unbeschadet seiner Loyalität und seiner Liebe für den Kaiser geht er mit der Fortschrittspartei und kritisiert ungescheut die Maßregeln der Regierung. Bei aller Achtung und Anerkennung für

Bismarck greift er selbst den großen Kanzler mutig an, wenn er mit dessen Ansichten nicht einverstanden ist. Gegen die Polizei hat er ein entschiedenes Vorurteil und kann sich mit dem „Konstabler“ nicht vertragen, wodurch er häufig in unangenehme Konflikte kommt. Trotzdem ruft er bei jeder Gelegenheit nach der Polizei und beklagt sich, wenn dieselbe nicht gleich zur Stelle ist und zugreift. Es gebricht ihm der gesetzliche Sinn des englischen Volkes, woran wohl die frühere Allmacht des Polizeistaates die Hauptschuld tragen mag. Obgleich es dem Berliner nicht an Religion fehlt, ist er kein fleißiger Kirchenbesucher und neigt weit mehr zu einer rationellen Auffassung des Glaubens als zu Pietismus oder gar Mystizismus.

In sittlicher Beziehung steht der Berliner im ganzen höher als die meisten Großstädter. Schon der Chronist Pauli schreibt: „Selten werden hier Verbrechen begangen, die mit dem Tode bestraft werden, und die Ruhe, welche im ganzen herrscht, ist eine Folge des guten Betragens der Berliner. Wenn nicht Gelegenheiten gegeben werden, ist der große und gemischte Haufen, der sich in der Residenz befindet, ruhig und zufrieden.“ Auch Nikolai rühmt in seinem „Berlin“ 1742 das Verhalten der Bewohner: „Die öffentliche Sicherheit ist so vollkommen, als man es in einer so großen und volkreichen Stadt kaum vermuten sollte.“ Selbstverständlich haben mit dem Wachstum der Stadt auch die Verbrechen und die Zahl der Verbrecher verhältnismäßig zugenommen. In demselben Maße ist auch die Prostitution gestiegen, wenn sie auch noch lange nicht die verderbliche Höhe von Paris oder London erreicht hat und bei weitem

nicht so schädlich in das Familienleben eingreift, wie in anderen Städten.

Je nachdem man die Tugenden oder die Fehler und Schwächen des Berliners hervorhebt, wird das Urteil über ihn verschieden, bald gut, bald schlecht ausfallen. Das Sprichwort sagt: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd, sind alle drei nischt wert.“ Friedrich der Große war kein Freund von Berlin, wie folgender Erlaß von ihm beweist: „Da die unruhigen, querulirenden Einwohner von Berlin Meine Gnade zu sehr mißbrauchen und sie Mir sogar mit Undank belohnen und sie mit Verdruß verbittern, so habe ich beschlossen, für sie nicht mehr bauen zu lassen, und dieser Beschluß soll ihnen bekannt gemacht werden.“ Er selbst hielt sich nur ungern in Berlin auf und residierte meist in Potsdam, wo er am liebsten in seinem „Sanssouci“ verweilte. Goethe nennt die Berliner eine „verwegene Nation“ und Alexander von Humboldt klagt in seinen Briefen an Varnhagen über die „Schlechtigkeit der Gesellschaft, in der man hier lebt,“ und nennt Berlin eine kleine, unlitterarische und dazu überhämische Stadt. Dagegen fühlte sich die philosophische Königin Sophie Charlotte sehr wohl in Berlin, wie aus ihren Äußerungen hervorgeht: „Ich freue mich, an der Spree meine schönen Erinnerungen aus Paris wiederzufinden.“ Ähnlich urteilt der Korrespondent Humboldts Varnhagen, als er nach längerer Abwesenheit nach Berlin zurückkehrte: „Ich freute mich beim Hereinfahren; es ist meine Stadt, meine Heimat. Ich verkenne die Mängel nicht, die Entbehrungen, zu denen mancher verurteilt ist, aber das Gute überwiegt, das mir Gute hauptsächlich.“ In einer Sitzung des Reichtags vom 19. März 1879 sagte der

Abgeordnete Löwe auf verschiedene Angriffe gegen die Residenz: „Berlin ist die bestverleumdete Stadt der Welt, und dies um so mehr, als es sich diese Verleumdung durch seine eignen Organe meist selbst besorgt. (Sehr wahr!) Die Berliner Presse schwärmt so sehr für ein Übermaß der Selbstkritik, daß sie fast tagtäglich in ihren Feuilletons und in ihren Witzblättern, dem „Kladderadatsch“, den „Wespen“ und dem „Ulk“ der Welt verkündet, wie keine andere Stadt der Welt noch so unendlich weit in der Kultur und in den Ansprüchen an großartiges Leben zurück sei, als gerade Berlin; während es doch in Wirklichkeit sehr viele Dinge in Berlin zu rühmen gibt und Einrichtungen, in denen Berlin alle anderen Hauptstädte überstrahlt. Es gibt keine Stadt, die so billig verwaltet wird wie Berlin, keine, die soviel für ihre Unterrichtsanstalten und für die Krankenpflege thut, als Berlin. Selbst in London und New York, deren Verhältnisse ich persönlich kenne, wird mit größeren Mitteln in dieser Beziehung das nicht geleistet, was in Berlin dafür geschieht.“

Ein geistreicher Schriftsteller läßt sich über Berlin folgendermaßen vernehmen: „Der Fremde, der Berlin auf einer Reise kennen lernt, wird es freilich nicht begreifen, wie man an dieser Stadt hängen kann, wo der Samum durch die schattenlosen Straßen weht, wo Staub und Kohlendampf die Strahlen der Sonne brechen, daß sie wie der Mond (?) mit einem Hof am Himmel steht. Doch wenn man erst akklimatisiert ist und Stadt und Leute kennt, liebt man sie auch. Wer es einmal so weit gebracht hat, den fesselt Berlin unwiderstehlich und sein Lebtag wird er das Heimweh nicht los, wie der Römer nicht die Sehnsucht nach den Albanerbergen. — Berlin hat keine Boulevards wie Paris,

keine Parks wie London; es ist nicht lachend und heiter wie Wien, nicht so schön wie Stockholm und Neapel; aber es ist doch immer Berlin.“ So liegt der Reiz wohl in den Berlinern selbst, trotz der Unausstehlichkeit, um derentwillen sie im Ausland verschrieen sind. „Drieste und jottesfürchtig“ sind des echten Berliners Eigenschaften, „Bescheidenheit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr“ sein Wahlspruch. Und doch mag man, wenn man es näher kennt, das Völkchen leiden, mit seinem unerbittlichen Sarkasmus, seiner frischen Thatkraft, seiner Gemütsstärke, mit der es über die härtesten Schicksalsschläge hinwegkommt, wenn es sich tröstet: „Det liegt mal so drin!“ — Die Gassenroheit, die Totschlag-laune und die frechen Diebsgelüste, die sich jüngst so reichlich breitgemacht haben und die der zartnervigen Menschheit unserer Tage oft den Schrecken vor dem roten Gespenst, vor Petroleurs und Petroleusen in die Glieder jagen, sind zum großen Teil importiert. Seit zwanzig Jahren hat sich die Bevölkerung von Berlin verdoppelt, und wie nach allen Welt-städten, hat sich auch hierher heimatsloses, unnützes Gesindel aus aller Herren Länder in Fülle zusammengefunden. Das ist einer der Schäden, den das schnelle Überwuchern der Großindustrie mit sich gebracht hat und der freilich nicht mehr leicht geheilt werden wird. Viel von der alten witzeln-den Gemütlichkeit und gemütlichen Witzelei hat sich dabei in Frechheit und Frivolität umgesetzt. Aber die Alt-Berliner sind noch ein kräftiger Schlag und werden gewiß, wenn die heranströmenden Fluten sich erst einmal gestaut haben, der neuen Elemente Herr werden und sie sich amalgamieren.“

Last, not least, bemerkt Karl Braun-Wiesbaden, ein geborener Süddeutscher: „Ich will nicht sagen, daß der Ber-

liner ein farbloses und indifferentes Geschöpf sei. Im Gegenteil, der Berliner — ich spreche hier von der Masse und namentlich von den untern und mittleren Klassen — hat seine scharf hervortretenden, charakteristischen Eigenschaften. Vor allem ist er fleißig und energisch. Etwas spöttisch und schnodderig, aber nicht mißgünstig. Etwas „krakehlig“ und streitbar, aber dabei dennoch gutmütig. Eine böse Zunge, aber ein gutes Herz. Mundfertig und disputiersüchtig im Frieden, gehorsam und tapfer im Kriege. Ein schneidiger Fortschrittsmann, aber seinem Könige treu und aufrichtig ergeben. Gut deutsch, aber doch noch etwas besser preußisch. Radikal in politischen und streng rationalistisch in religiösen Dingen. Voll Widerstandslust und Widerstandskraft gegen Büreaukraten, Pfaffen und Junker. Nicht ganz ohne einen leisen Anflug von Chauvinismus. Er schläft manchmal recht lange, wie von 1820 bis 1840, aber dann kommt ein plötzliches, scharfes Erwachen. Doch genug zur Naturgeschichte des Berliners. Sagen wir kurz: Er ist weit besser als sein Ruf!“ —

Die Sprache und der Witz der Berliner.

Der Berliner Dialekt ist eine eigentümliche Mischung der hochdeutschen und plattdeutschen Sprache, mit verschiedenen fremden, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellten Elementen versetzt. Dem Plattdeutschen gehören die Worte Oller, Alter; kiesetig, wählerisch; kieken, gucken; Padde, Frosch; u. s. w. Aus dem Französischen stammen au contrôleur, für au contraire, im Gegenteil; mit'n Aweck, avec, mit Ausdruck und Eleganz; Brodullje, bredouille, Verlegenheit; Budike, boutique, Laden; Kulör, couleur, Farbe; Eenjal, egal, einerlei, gleichgültig; Adrett, adroit, sauber; Adchee, adieu; Kuschee, couchée, geduckt; Main in der Redensart: „nicht in de la main, nicht in die Hand; Massiv, massive, grob; Package, bagage, Gesindel; Paletot mit dem Plural Paletöter; Pampuschen, babouche, Hausschuhe; Partuh, partout, durchaus; Plängschaß, pleine chasse, in höchster Eile; Pläsier, Vergnügen; Pompös, prächtig; Posámentier, Posamentier; Pussade, Poussage, Liebste; Rage, rage, Aufregung; Ramponirt, beschädigt; Riskiren, wagen;

Rollo, Rouleaux; Rujenieren oder rungenieren, ruinieren; Salviette, Serviette; Schagebrischuh, Serge de Berry, Zeugschuhe; Schalee, Gelée; Schalou, jaloux, eifersüchtig; Schassee an de Wand, chassez en avant beim Kontertanz; Schassen, chasser, von der Schule jagen; Scheniert, gener; Schersant, Sergeant; Schkandal, scandal, Ärgernis, Lärmen; Schrejawi, vis-à-vis, schräg gegenüber; Schwiete, suite, Streiche, auch Gesellschaft; Tutt mem schos, toute même chose, dieselbe Sache; Verdeffentieren, defendre, sich verteidigen; Visage, visage, Gesicht. Dem Italienischen schuldet der Berliner die Worte Futsch, fuggito, Futschikato und perdutto, verloren; Pajatz, bajazzo; Schwade, suada, Maulwerk. Dem Lateinischen und Griechischen Animus, animus, Ahnung; Asmusfere, Atmosphäre; Jarschtiges Fieber, febris gastrica, gastrisches Fieber; Indevidedum, individuum; Jux, jocus; Lakal, Lokal; Kaduk, caducus, gebeugt; Kurakter, Charakter; Mollig, mollis, weich oder traulich; Flüchtiges Element, linimentum volatile; Confivchen, convivium, lustige Gesellschaft; Moneten, moneta, Geld; Mojument, monumentum, Denkmal; die Part, pars, Anteil; Pedal, pedes, Füße; Umjewendt Napolium, unguentum neapolitanum; u. s. w. Mit Vorliebe gebraucht der Berliner die jüdischen Worte Kalle, Braut; Kabruge, Chawruße, Gesellschaft, Kompagnie; Meschugge, verrückt; Pleite, Bankrott; Schaute, Narr; Schnorren, betteln; Schofel, schlecht; Schlemihl, Pechvogel; Kapores, verunglückt; Schicker, betrunken; Schmue, Betrug; Stuß, Unsinn; u. s. w.

Gewöhnlich spricht der Berliner das T wie D, schliddern für schlittern, Zoddel für Zotteln, das Pf wie P, Proppen für Pfropfen, Strump für Strumpf, Karpe für Karpfe; das

F verwandelt er in B in Stiebel für Stiefel, Schwebel für Schwefel, Haber für Hafer, Deibel für Teufel; das G in J, jeben statt geben, Jeduld statt Geduld, Rejen statt Regen. Das R läßt er ebenso häufig fort, als er es an unrechter Stelle willkürlich einschaltet, indem er Katoffel, Schalotte, Schateke und auch wieder Karnikel, Kartun, Karnalge sagt. Wie der Plattdeutsche verwechselt er die Diphthonge ei mit ee und au mit oo, indem er Arbeet, reen, Boom, Droom, koofen spricht. Meist ~~betont~~ er die Endsilbe wie in Kellner und Adler, den er Kelneer, Adleer heißt. Mit der deutschen Grammatik lebt der Berliner bekanntlich auf gespanntem Fuß und verwechselt ebenso gern die Geschlechter, wie die Beugungen. So spricht er der Band (zum Binden), der Blei, der Gas, der Öl, der Seidel, der Sieb, der Sofa, der Wachs, die Karpe, die Knie, die Rabe, die Muffe, das Monat, das Sarg, das Siegellack, das Strick und das Wurm. Am meisten macht ihm der richtige Gebrauch des Dativ und Akkusativ zu schaffen und der Unterschied zwischen „Mir“ und „Mich“ will ihm nicht einleuchten, wie die bekannten Verse bezeugen:

„Was is mich das mit dich, mein Kind?
Du ißt mich nich, du trinkst mich nich,
Du stippst mich nich in' Kaffee in,
Du bist mich doch nich krank?
So nimm dich was und stipp' dich in,
So wird dich widder besser sin.“

Der Berliner selbst kennt seine Schwäche und macht sich mitunter über seine Sprache lustig, indem er von sich singt:

„Ick un det un kiek mal,
Oogen, Fleesch un Beene:
Die Berliner allzumal
Sprechen jar zu scheene.“

Abgesehen von ihren grammatikalischen Verirrungen ist die Sprache des Berliners reich an originellen, charakteristischen Worten und Redensarten, wie zum Beispiel Affenkasten, Omnibus; Abjachern, laufen, jagen; Abjeklappert, abgespielt; Abjekatert, abgekartet; Abjetakelt, alt, häßlich geworden; Abschrammen, sterben; Abspülwasser, schlechter Kaffee; Äppelkähne, große Schuhe; Affendarjus, Referendar; Affenjacke, kurze Jacke; Alter Mann, alter Kuhkäse; Angströhre, Cylinderhut; Anjesäuselt, angetrunken; Anreißer, zudringlicher Verkäufer; Anvettermicheln, sich einschmeicheln; Backenkoteletten, Backenbart; Backpfeifenjesicht, ein Gesicht, das man sogleich ohrfeigen möchte; Barbierflüjel, Guitarre; Befriedericht, befriedigt; Bejossen, kleinlaut; Beklecker n, sich beschmutzen; Bemogeln, betrügen; Bemuttern, bevormunden; Bemeineidigen, beschwören; Besalzen, etwas auswischen; Blau, betrunken; Blauer, ein Schutzmann; Blech, Unsinn; Blechpuster, Trompeter; Blümerant, unwohl, von bleu mourant für dieu mourant; Blonde, kühle Blonde, ein Glas Weißbier; Blubberkopp, ein Mensch, der viel und aufgeregt spricht, von dem Geräusch aufsteigender Wasserblasen; Bofiest, Bovist, Pilz, mürbe, faule Dinge; Bommel, Ohrring; Kulör de Borstwisch, semmelblond; Breitschlagen, überreden; Brandenburjer Schnee, märkischer Sand; Bratenrock, langer Sonntagsrock;

Bratenbarde, Tischredner; Brotfresser, Professor; Buddeln, graben; Brühe, unnützes Gerede; Brummeisen, eine zänkische Frau; Bude, Stube; Bürjersteig, Trottoir; Bummeln, schlendern, müßig gehn; Bums, ein niedriges Restaurant; Zivilhelm, hoher Hut; Kolosseumschleicher, Schlafschuhe, die der Mann anzieht, wenn er spät nach Hause kommt, um seine Frau nicht zu wecken; Dalbern, alberne Späße machen; Dammelig, beschränkt; Deechaffe, Teigaffe, Spottname für den Bäcker; Demlak, Dummkopf; Dicknesig, hochmütig; Dividendenjauche, Aktienbier; Dienstspritze, Dienstmädchen; Donna, desgleichen; Draasch, starker Regen, von Dreschen; Dreckschleuder, freches Mundwerk; Dreckschwalbe, Maurer; Droomflöte, träumerischer Mensch; Droppen, Schnaps; Drücken, sich einer Pflicht entziehn; Familienknicker, großer Regenschirm; Fannkuchenjesichte, aufgedunsen; Fatzke, alberner Mensch; Faulfieber, Trägheit; Feifen, trinken; Flanellwache, Fensterpromenade bei einer Geliebten; Flunsch, unzufriedenes Gesicht bei Kindern; Fratze, Gesicht; Freimaurerzijarre, Eine Zigarre, die nur ein Maurer und auch der nur im Freien raucht; Freßkober, Speisekorb bei Landpartieen; Futterluke, Mund; Gandarmerie, Gedärme; Cjingderattata, Schellenbaum bei der Regimentsmusik; Handschuster, Handschuhmacher; Handtuch, ein hohes schmales Haus; Hanne, Schwächling; Hutsche, Fußbank; Hustenstange, Zuckerstange für Kinder; Infamia, schlechte Zigarre; Jackenfett, Prügel; Jänsewein, Wasser; Jammerholz, Guitarre, schlechtes Klavier; Jammergestell, elend aussehender Mensch; Jampeln, begierig

sein; Jerieben und Jerissen, schlau; Jeschwollen, stolz; Jierpansch, gieriger Mensch; Jlanzpelle, dünne Sommerjacke von Mixed-Lüstre; Jlimstengel, Zigarre; Jlitschig, glatt; Jlupsch, böse aussehn; Jondeln, auf dem Wasser fahren; Jraulen, sich fürchten; Jroßkoop, Jroßpraatsch, Jroßschnautz, prahlerischer Mensch; Jrün, dumm, unerfahren; Jurke, Nase; Kadriljenschwenker, Leibrock; Kaffeeklappe, ein ordinäres Kaffeelokal; Karmoisinverjnügt, äußerst heiter; Karpenschnute, offener Mund; Kastrollbursche, Köchin; Kartoffel, eine dicke Taschenuhr oder dicke Nase; Kesemesser, das Seitengewehr der Infanterie; Kindersärge, große Stiefel; Klamottenbeene, krumme Beine, zwischen denen man Chamottenziegel durchwerfen kann; Klimbim, Unsinn; Kloppe, Schläge; Knallerballer, schlechter Tabak; Knallschote, Ohrfeige; Klumpatsch, Unsinn; Knickstiebel, alter gebrechlicher Herr; Koddrig, unpassend, frech; Kohlensaure Sodaliske, öffentliche Verkäuferin von Sodawasser; Koppjroschen, Schlag auf den Kopf; Korkzieher, Lockentour bei Damen; Kravattenfabrikant, Wucherer, der seinen Schuldnern den Hals zusammenschnürt; Klumpatsch, Unsinn; Knautschenberjer, langweiliger, unangenehmer Mensch; Krakehl, Streit; Kratzbürste, ein empfindlicher, zänkischer Mann; Krempel, altes Gerümpel; Kruppzeug, unbrauchbare, schlechte Sachen und Menschen; Küchendragoner, Köchin; Kümmeltürke, Philister; Kutscherseidel, abgestandenes Seidel; Laatschen, alte Hausschuhe; Lärmstange, große, zänkische Frau; Lange Jette, Lorgnette; Latte, langer Mensch; Lehenpump, geborgte Garderobe; Liebesgabe, schlechte

Zigarre; Lippentriller, Schnaps; Löffeljarde, Straßenkehrer; Macher, Unternehmer, Leiter; Madig, niederträchtig; Manschen, mischen; Matzebecker, Konditor; Mau, unwohl, dürftig; Mausebraten, Kartoffel mit Speck; Mierig, schäbig; Millezin, Medizin; Millioneser, Millionär; Mietszettel, der Hemdezipfel, der aus den Kinderhosen heraushängt; Mogeln, betrügen; Mottenkopp, einer, der Motten und Grillen im Kopf hat; Mücken, ärmliche Familienhäuser in der Gartenstraße; Musleiche, Pfannkuchen; Nachtrat, Nachtwächter; Nassauer, einer, der genießt, ohne zu bezahlen; Naturforscher, Lumpensammler; Nelen, zögern, langsam sein; Nummer Sicher, das Gefängnis; Nörjeln, quälen; Oberfaul, sehr schlecht; Offizierviertel, eine Handvoll Holz; Pappstoffel, Dummkopf; Penne und Pennbrüder, Schlafstelle für arme Leute, obdachlose Bummler; Pellatoffeln, ungeschälte Kartoffeln; Piepe, gleichgültig; Pillendreher, Apotheker; Pimpelfritz und Pimpelliese, empfindliche Menschen; Pitschenaß, durchnäßt; Pladdern, triefen; Plansch, starker Regen; Plempe, Säbel; Plätteisen, große Füße; Pomadenhengst, Stutzer; Ponnylocken, über die Stirn gekämmte Haare; Porzellanfuhre, Droschke für ein zärtliches Liebespärchen; Postschwede, Postbeamter; Pulle, Flasche; Punschklinke, Leibrock; Puppe, Bildsäule; Pussade, Liebste; Puste, Atem; Putzmamsell, Putzmacherin; Quatschkopp, Querkopf; Rabattentreter, große Stiefel; Radau, Lärm, Unfug; Rahmkater, schmutziges Kind; Ramme, Arbeit; Randal, Skandal; Rennsteenstipper, Kaisermantel; Revolverschnautze, scham-

loses Maul; Riecher, Nase; Risse, Anschläge; Rüster, Lederfleck auf zerrissenem Stiefel; Rumrabatzen, wild spielen; Ruppsack, gemeiner Mensch; Sardellensemmel, Glatze mit einzelnen darüber gekämmten Haaren; Schabbesdeckel, der beste Hut; Schabracke, Frauenkleider; Schlafittchen, Rockkragen; Schlidderbahn, Eisbahn, Glanzflecken auf dem Rockärmel der Kinder, die sich damit die Nase wischen; Schlummerkopp, träger, dummer Mensch; Schlung, Kehle; Schmalzamor, dicker Seladon; Schmalzlerche, Pfannkuchen; Schmierfinke, unreinlicher Mensch; Spazierstöcke, dünne Beine; Schmökern, alte Bücher lesen; Schneiderkarpen, Hering; Schnute, Mund; Schnutenfejer, Barbier; Schraube, olle, altes Frauenzimmer; Schrippe, Gepäck; Schummerig, dämmerig; Schusterbraten, Schmorbraten; Schwebelbande, gemeine Gesellschaft; Schweinebraten, schlechter Kerl; Schwiemeln, flott leben; Schwitzkasten, Omnibus; Schwoof, Tanz; Sengerig, brandig, verdächtig; Soff, Getränk; Soldatenwurscht, schlechte Blutwurst; Sonnenbruder, Bummler; Sperlingskopp, schlechtes Gedächtnis; Sperenzken, Umstände, von sich sperren; Spielratze, eifriger Spieler; Sprechanismus, Mundwerk; Stepsel, Stöpsel, kleiner Mensch; Stinkadores, schlechte Zigarren; Streichholz, dünner Mensch; Strippe, Bindfaden, Schnaps zum Weißbier; Stubsnase, Stumpfnase; Stuckern, stoßen, vom Wagen; Studentenpomade, Wasser; Studentenwichse, Speichel; Sirupsritter, Handlungsdiener; Tachtel, Ohrfeige; Tapsig, ungeschickt; Techtelmechtel, verbotenes Liebesverhältnis; Tele,

Hund; Tietkendreher, Kaufmannslehrling; Toppkieker, Topfgucker; Torkel, Glück; Trampelloge, Galerie im Theater; Trauerkloß, trüber, langweiliger Mensch; Triezen, drängen; Trompetertisch, Nebentisch; Tücksch, eigensinnig; Tulpe, Nase; Tunte, verzärtelte Person; Ufjebot, Schelte; Ufrebbeln, sich anstrengen; Umkrempeln, umdrehen, verwandeln; Unverfroren, dreist; Urig, grotesk, komisch; Verdonnern, verurteilen; Verduften, verschwinden; Verheddern, verwirren; Verleppern, vergeuden; Vermickert, kränklich, elend; Verseefen, ersäufen; Verwichsen, verschwenden; Vorkost, Hülsenfrüchte; Wabbelig, flau; Wadenkneifer, enge Hosen; Wagenschmiere, schlechte Butter; Wimmerholz, Guitarre; Wurschtärme, dicke Arme bei Kindern; Wurschtpelle, Sprungriemen; Zauber, Festlichkeit; fauler Zauber, Schwindel; Zaunbillet, wenn man einer Vorstellung über den Zaun ohne Billet zusieht; Ziehjalie, Zigarre; Zoddel, unordentliche Person; Zwiebeln, peinigen; Zwitschern, einen Schnaps trinken u. s. w.*)

Ebenso originell und witzig sind die Berliner Redensarten: Sich 'n Affen koofen, sich betrinken. Ick denke der Affe laust mir, ein Ausdruck der höchsten Verwunderung. Er hat seinem Affen Zucker jejeben, d. h. er hat sich einen guten Tag gemacht. Det is jrade, als ob der Affe in' Porzellanladen kiekt, wenn jemand seine Nase in Dinge steckt, von denen er nichts versteht. Anton, steck den Dejen in! sagt der Berliner,

---

*) Der richtige Berliner, dritte Auflage, Berlin 1880, Druck und Verlag von Hermann.

um einen zu beruhigen. Er philosophiert über die Eitelkeit der Welt mit dem Spruch: Aber jlücklich Aujust macht des nich und ermuntert sich und andere zur Arbeit mit dem Zuruf: „Aujust ans Trapez!" Wenn einer Umstände macht, sagt er nur: „Reißen Se sich kein Bein aus." Er flößt sich und andern Mut ein mit den Worten: „Bange machen jilt nich." — „Det is der beste Bruder ooch nich," urteilt er von einem schlechten Nachbar. Er spottet über die Superklugheit: „Der Kerl sieht durch 'n eichen Bett — wenn 'n Loch drin is." Wenn er sich verwundert, ruft er: „Na nu brat mir eener 'n Storch." Eine beliebte Redensart lautet: „Da kennen Se Buchholzen schlecht," mit bezug auf die bekannte Anekdote: Ein Sterbender spricht dem tröstenden Prediger die Hoffnung aus, daß er droben seinen Freund Buchholz wiedersehn und mit ihm fröhlich kneipen werde. Auf die Einrede des Seelsorgers, daß im Himmel nicht getrunken werde, versetzt er zuversichtlich: „Da kennen Se Buchholzen schlecht! Wo der is, da wird fortgesoffen!"

Der resolute Berliner fürchtet sich nicht vor Tod und Teufel: „Da frag ick 'n Deibel nach!" Wenn er einen Schnaps trinkt, verlangt er einen zweiten: „Pfui Deibel — — noch eenen." — Respektlos sagt er: „In der Not frißt der Deibel Fliejen" und „vor Jeld kann man 'n Deibel danzen sehn." Er thut gern dicke und sagt ironisch: „Dicke duhn is mein Reichtum," aber öfters kommt das dicke Ende nach. „Nu sitzt er da mit 'n dicken Kopp und gesteht, daß er in'n dicken Irrtum war und hat die ganze Jeschichte dicke; denn Alter schützt vorn Dohrweg (Thorheit) nich." Er ersucht

einen unangenehmen Gast: „Machen Se de Dühre von draußen zu." Bei allen Gelegenheiten fragt er: „Wat duh' ick damit?" „Duh' mir nischt — ick duh' dir ooch nischt." — „Duhn duhn woll'n se nischt, aber nischt duhn, det woll'n se duhn." — Wenn einer nur zum Schein sich bemüht, heißt es: „Man so duhne," das „macht Effekt und kost' nischt." — Die „Dummheit is ooch 'ne Jabe Jottes — aber man muß se nur nich mißbrauchen und de Dummen wer'n nich alle." Aber dumm ist der Berliner nicht und er kann mit Recht von sich sagen: „Sie denken wol, ick bin so dumm, wie Sie aussehn?" Ein „Rindvieh mit Eichenlaub" gehört zu den Ausnahmen.

Einen zudringlichen Bettler weist der Berliner mit der Redensart ab: „Ick kan nicht mit 'n Ellbogen in de Westentasche kommen," d. h. ich gebe nichts. Einen steifen Menschen bezeichnet er: „Der hat 'ne Elle verschluckt," und einen Verschwender: „Bei dem wird die Elle länger wie der Kram." Gefällt ihm ein Gegenstand, so lobt er: „Det is nich von schlechten Eltern!" Vor allem aber „kann man in der Wahl seiner Eltern nich vorsichtig jenug sind." Wird der Berliner angefahren, so entgegnet er: „Entschuldijen Se man, det ick jeboren bin!" oder „Entschuldijen Se, det Se mir jetreten haben." Leicht kommt es dann zu Händeln und es gibt 'ne blaue Fensterlade, blau angelaufenes Auge und Frikassee mit Schemmelbeene; da heißt es „Feste uf de Weste!" und „Da hast de dein Fett, deine Keile weg." Eine kleine Prügelei, „det is 'n jesundenet Fressen

vor ihn." Zuletzt versöhnt er sich und meint: „Darum keene Feindschaft nich."

Von einem pockennarbigen Gesicht heißt es: „Da hat der Deibel Erbsen druf gedroschen" oder „Der hat mit's Jesichte uf'n Rohrstuhl jesessen;" von einem Stutzer mit dem Monokel: „Der hat sich 'n Stück Jlas ins Ooge getreten;" von einem schielenden Mädchen: „Die is ne gute Wirtin, mit dem eenen Ooge sieht se in den Keller, mit dem andern uf den Boden" oder „Sie is en bißken schüchtern uf de Oogen;" von einem verwachsenen Frauenzimmer: „Sie ist 'ne krumme Neune;" von einem bornierten Menschen: „Man kann von 'n Ochsen nich mehr verlangen, wie 'n Stück Rindfleesch;" von einem Menschen mit breitem Munde: „Der kann sich alleene wat int Ohr sagen;" von einem frechen Großmaul: „Wenn der mal stirbt, dem muß de Schnauze extra dotjeschlagen werden;" von einem Sonntagsreiter: „Er sitzt uf dem Pferd wie de Klammer uf der Leine oder wie de Feuerzange uf dem dollen Hund;" von einem Eingebildeten: „Blas mir 'n Stoob weg" oder „Wenn ick man Sonntags det wäre, wat der sich alle Dage inbildt;" von einem Schönredner: „Er red't 'n jebildeten Strahl;" von einer thörichten Ausrede: „Wenn meine Tante Räder hätte, wär' se 'n Omnibus;" von einer harten Zumutung: „Det is starker Tobak" oder „Da müßt ick Tinte jesoffen haben;" von einem Prahler: „Det is kalter Uf-schnitt;" von zerrissenen Stiefeln: „An die Stiebeln is doch bloß de Ventilation jut" oder „Dein

Stiebel hat Hunger;" von einem magern, blassen Menschen: „Den kann man ooch 'n Vaterunser durch de Backen pusten" oder „Er sieht jeistlich aus;" von einem schmutzigen Menschen: „Wenn man den an de Wand schmeißt, denn bleibt er kleben;" von einem, der beim Gähnen den Mund weit öffnet: „Da kann ooch 'n Heuwagen rinfahren;" von einem alten Käse: „Der muß rasch jejessen werden, er looft sonst fort;" von einem Wild mit starkem Hautgout: „Et war de höchste Zeit, daß man det Reh jeschossen hat" oder „Der Haase is wol alt jekooft" u. s. w.

Der Berliner grüßt und dankt folgendermaßen: „Ju'n Dag ooch! — Ju'n Morgen, die Herrn! — Nabend, ju'n Abend! — Schöner Dag heute Abend! Wie jeht's? — So so la la! — Lila! — Danke, et schneet! Immer noch uf zwee Beene! Muss jut sind, bis't besser wird! — Danke, ich befinde mich! — So sachtecken! Leben Se so wohl als auch! Adchee Sie! Adchee Speck, grüß Schinken! Schlafen Se wohlriechend! Schlafen Se rund, det Se nich eckig wer'n! Jrüß Muttern! — Als echtem Philosophen ist dem Berliner alles Pomade oder Wurscht, eene Wichse, eenjal, Jacke wie Hose, Mus wie Miene; alles Piepe, Schnurz und Schnuppe. Er tröstet sich mit dem Gedanken: Det kann den Kopp nich kosten; Pietsch is det schon jewohne und nobel muß die Welt untergehn; alles muß verunjeniert werden. Man muß de Feste feiern, wie se fallen. Kalt Blut — und warm anjezogen. Saure Gurken sind ooch Compott. Spaß muß sind. Wohl dem, dem's schmeckt und hat nischt. — Er

kann furchtbar nett, aber auch sehr eklig, klobig, klotzig, mordsmäßig böse werden. In guter Laune findet er alles angenehm, mollig und fidel, in schlechter Stimmung alles lumpig, mierig, plunderig, pazlig, schauderös, schofel, unter der Kanone, untern Nachtwächter, unter aller Suppe, unterm Kanickel, unter aller Kanaille. Dann droht er seinem Gegner: Nu numerier dir man de Knochen! Denn kannst de deine Knochen ins Schnupptuch zu Hause dragen. Er haut ihm eine Backfeife, Mauschelle, Knallschote, eine Tachtel, packt ihn bei der Binde, beim Wickel, bei't Schlaffitken und verhaut, versohlt, verwichst seinen Feind. Wird er angeklagt, so verteidigt er sich mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit und sucht den Herrn Jerichtshof oder den Herrn Kriminal von seiner Unschuld zu überzeugen, indem er behauptet: „Kanickel hat angefangen.“ Wird er trotzdem bestraft, so ruft er verwundert: „Is't de Menschenmöglichkeit! — Krist de Motten. — Nanu wird's Dag! Nee — aber so wat! Da hört alles uf! Det war früher nich. — Ich denke, ich soll uf den Rücken fallen. Da hört doch die Weltjeschichte uf.“ Andere beliebte Berliner Redensarten sind: „Hat ihm schon. — Es jinge wol, aber et jeht nich. — Da könnte jeder kommen. — Wat ick mir davor koofe. — Darin bin ick komisch. — Det stimmt oder det paßt mir nich. — Sie haben ja so recht. — Mensch, ärjere dich nich. — Rin in det Verjnügen, in de Dardanellen, rin in den deutschen Bund. — Haben Se sonst noch Schmerzen? — Man muß nich nur ein juter Bürger sein, sondern ooch wirklich sind.“

Mit seinem scharfen Sinn und dem Gefühl für alles Lächerliche verbindet der Berliner einen angeborenen, natür-

lichen Witz. Er macht sich über alles lustig, selbst über sich. So nennt er die beiden Bronzebilder der Pferdebändiger, die Kaiser Nikolaus von Rußland dem König Friedrich Wilhelm IV. schenkte, den gehemmten Fortschritt und den beförderten Rückschritt. Dem Standbild Blüchers am Opernplatze legt er wegen des schmalen Piedestals die Worte unter: „Komm mir hier keener uf meinen alten Ofen — ick habe alleene kaum Platz.“ Die Statue des Grafen von Brandenburg, der mit hohen Reiterstiefeln und ausgestreckter Hand abgebildet ist, läßt er sagen: „Un wenn der Dreck noch so hoch is, mit die Stiebeln komm' ich doch durch.“ Auch soll er fragen: „Drippelt's schon?“ — als ob er die Hand prüfend dem Regen entgegenhielte. Der alte Scharnhorst am Kastanienwäldchen, wo die Wachtparade spielt, ruft: „Hör' mal die schöne Musike!“ — weil er die rechte Hand nah ans Ohr hält — und der Freiherr von Stein auf seinem engen Postament sagt: „Noch een Schritt un ick falle runter.“ Die Siegessäule im Tiergarten bezeichnet er als Siejesschornstein und Siejeszigarre, die auf derselben befindliche Bildsäule der Germania als das tugendhafteste Frauenzimmer in Berlin, weil sie kein — Verhältnis hat. Ungescheut parodiert der Berliner die frömmsten Kirchenlieder und die schönsten Verse unserer klassischen Dichter:

„Mein erst Gefühl sei Preuß'sch Kurant,
Mein zweites harte Dahler.“ —

„Wo du nicht bist,
Herr Jesus Christ (Herr Organist),
Da schweigen alle Flöten.“ —

„Freude scheener Töpperjungen,
Morgen schmier'n wir Ofens aus.“ —

„Wer wagt es, Knappersmann oder Ritt,
Zu schlauchen in diesen Tund.“ —

„Sohn, da haste Ribbespeer,
Nimm ihn dir, ick kann nich mehr!
Nimm dir ooch den Sauerkohl,
Denn mir is heut nich recht wohl.“ —

„Weene nich, et is vergebens,
Jede Thräne dieses Lebens
Fließet in ein Kellerloch —
Deine Keile kriste doch!“ —

In Berlin ist alles witzig, jung und alt, arm und reich, der Bettler auf der Straße und der Fürst in seinem Palast. Der König Friedrich Wilhelm IV. war nicht nur ein Freund des Berliner Witzes und ein hoher Gönner des Kladderadatsch, sondern machte selbst viele gute Witze, und von dem Kronprinzen des Deutschen Reichs erzählt man sich eine Menge witziger Impromptus. Schon der kleine Junge, der von seinem Vater Schläge bekommt, sagt zu ihm: „Siehste, Vater, wir könnten uns so jut zusammen verdragen, wenn du dir bloß det verfluchte Hauen abjewöhnen könnt'st.“ Der Schusterlehrling, dem die geizige Meisterin die Butterstulle zu dünn schmiert, meint, daß er blind geworden sei, weil er die Butter nicht sehn kann. Der reiche Rentier, bei dem für einen verstorbenen Freund gesammelt wird, um die hinterlassenen Schulden desselben zu bezahlen, sagt: „Ick jebe nischt; denn det heeßt nich im Jeiste des Doten handeln.“ Selbst Alexander von Humboldt äußerte bei der Erzählung, daß eine vornehme Dame heimlich von Zwillingen entbunden sei: „Das ist Verleumdung; ich glaube von allen solchen böswilligen Gerüchten immer nur die Hälfte.“

Geschichte des Kladderadatsch und der Berliner Lokalposse.

Der eigentliche Repräsentant und das Organ des Berliner Witzes ist der bekannte Kladderadatsch, dessen Vater und Begründer der bekannte Schriftsteller und Possendichter David Kalisch war. Derselbe wurde jedoch nicht in Berlin, sondern am 23. Februar 1820 in Breslau geboren, wo sein Großvater von mütterlicher Seite, der hochgeachtete Syndikus der jüdischen Gemeinde, Levin Benjamin Dohm, ein Schüler Mendelssohns, lebte. Sein Haus war der Mittelpunkt aller gebildeten Juden; er selbst gewissermaßen ihr Schutzherr und Fürsprecher bei der Regierung. Seine Söhne, unter denen sich der Vater des bekannten Schriftstellers und Redakteurs Ernst Dohm befand, hatten in den Freiheitskriegen mitgefochten. In dieser gebildeten und ehrenwerten Familie empfing der Knabe die ersten geistigen Eindrücke unter der sorgfältigen Leitung einer durch ihre feine Sitten wie durch echte Weiblichkeit ausgezeichneten Mutter, für die er bis zu seinem Tode eine große Pietät bewahrte. Sein Vater betrieb ein Rauchwaren-Ge-

schäft, anfänglich mit gutem Fortgang, bis er durch schlechte Konjunkturen, Krankheiten u. s. w. den größten Teil seines Vermögens einbüßte. Frühzeitig entwickelte sich die dichterische Anlage des künftigen Poeten und zugleich auch sein komisches Talent, wozu sein Umgang mit dem um 3 Jahre älteren Hermann Wollheim, der später als Mitglied der National-Versammlung, als Verfasser der „Keilerei auf der Wartburg“ und einiger unvergänglicher Burschenlieder bekannt geworden ist, wesentlich beitrug. Beide wohnten in demselben Hause, in dem sogenannten Riembergshof, verkehrten als Nachbarkinder viel miteinander und wetteiferten in jener Gelegenheitspoesie, die den Schlesiern angeboren scheint. Während aber Hermann der ernsteren Muse huldigte und Oden zum Geburtstag seiner Kinderfrau und seiner Mitschüler dichtete, besang der kleine David in rein komischen, mit kindlichen Späßen ausgestatteten Epen verschiedene lächerliche Ereignisse in seiner eignen Familie. Nachdem er von einem armen jüdischen Studenten der Medizin den ersten Elementarunterricht erhalten, besuchte er die damals unter der Leitung des Dr. Frankolm stehende königliche „Wilhelmsschule“, später das „reformierte Friedrichsgymnasium“, von dem er als hoffnungsvoller Quartaner wegen seiner Beteiligung an einem Klassentumult entlassen wurde. Der bestrafte Schüler benutzte den tragischen Vorfall zu seinem ersten — Couplet. Sein gezwungener Abgang vom Gymnasium und seine andauernde Kränklichkeit infolge eines gefährlichen Scharlachfiebers veranlaßten seine Eltern, ihn in der Anstalt des bekannten Philologen Direktor Freund, und später von einem geistvollen Kandidaten, Gustav Schmidt, unterrichten zu lassen. Dieser weckte ganz besonders die Nei-

gung des Knaben für deutsche Litteratur, wogegen Kalisch das Lateinische und das Griechische vernachlässigte. Gleichzeitig entwickelte sich bei ihm eine in diesem Alter nicht seltene Lesewut, die jedoch bei ihm zur förmlichen Manie ausartete. Jeden Groschen Taschengeldes trug er in die Leihbibliothek oder zum Antiquar, wo er alle alten Scharteken zusammenkaufte und wie ein Hamster nach Hause schleppte. Schon damals hatte er die ihm eigentümliche Gewohnheit, aus jedem Buche Auszüge zu machen und besonders ansprechende Stellen zu notieren, so daß er mit diesen Exzerpten ganze dicke Hefte anfüllte. Daneben fuhr er fort, bald in Versen, bald in Prosa allerlei Familiengeschichten und Tagesereignisse, lustige Szenen und Schnurren zu besingen. Da sein älterer, noch lebender Bruder Wilhelm sich durch kleine Neckereien des jungen Schalkes verletzt fühlen mochte und diese ersten Versuche für leere, zwecklose Spielereien hielt, so fehlte es nicht an Streit und Reibungen, wobei der Vater seinen Liebling, den drolligen David, in Schutz nahm, wie er überhaupt großes Gefallen an dem litterarischen Treiben des Knaben fand. Unter solchen Verhältnissen war es wohl erklärlich, daß Kalisch in den klassischen Studien keine Fortschritte machte und auf dem „Elisabeth-Gymnasium“, das er mit dem früheren Privatunterricht vertauscht hatte, gerade nicht sehr weit kam, obgleich er bereits sein 17. Jahr erreicht hatte. Der plötzliche Tod seines Vaters, der auf einer Gebirgsreise in Altwasser an der Cholera starb, lehrte Kalisch den Ernst des Lebens kennen, da seine Mutter mit fünf unversorgten Kindern, drei Söhnen und zwei Töchtern, in zerrütteten Verhältnissen zurückgelassen wurde. Der älteste der Brüder, der damals mit einem Gehalt von 50 Thalern in einem

Manufakturgeschäft angestellt war, übernahm mit edler Hingebung die Sorge für die ganze Familie. David mußte den Studien entsagen, womit er, wenn auch mit schwerem Herzen, einverstanden war, da er unter dem Druck der Verhältnisse und aus Rücksicht auf seine bekümmerte Mutter mit Freuden jede ihm gebotene Gelegenheit ergriff, um ihre Last zu erleichtern und eine Existenz zu finden. Den Bemühungen seines Bruders gelang es, ihm eine Lehrlingsstelle in dem renommierten und bedeutenden Bijouterie- und Möbelgeschäft der Gebrüder Bauer in Breslau zu verschaffen, die mit seinem verstorbenen Vater befreundet waren. Diesem Umstande hatte er es zu verdanken, daß er in dem Hause seiner Prinzipale freie Wohnung und Kost erhielt, wodurch er mit den gebildeten Familien, aus denen die bekannte Schriftstellerin und Begründerin der Volksküchen, Lina Morgenstern stammt, in freundliche Berührung trat und mit dem berühmten Pathologen, Geheimrat Traube, einem nahen Verwandten des Hauses, näher bekannt wurde. Allerdings blieb er anfänglich nicht von den kleinen Leiden eines Kaufmannslehrlings verschont; er mußte zu seiner bittern Qual mit dem Besen in der Hand den Laden ausfegen, für die älteren Kommis und die Leute aus dem benachbarten „Schweidnitzer Keller" Bier, jauersche Würstel und Koppenkäse holen und durch seine angeborene Kurzsichtigkeit manches Ungemach leiden, indem er von den höchsten Terrassen des Regals auf Verlangen der Kunden Tassen, Gläser und Nippsachen herabholen sollte, von denen er ohne Brille, die er als Lehrling nicht aufzusetzen wagte, keine Spur sah; weshalb er öfters wegen seiner Ungeschicklichkeit gescholten wurde. Bald jedoch erwarb er sich durch seine geistigen Fähigkeiten

und Unverdrossenheit die Zufriedenheit seiner Prinzipale, durch seine Zuvorkommenheit und Freundlichkeit die Zuneigung der Kunden und durch seine gute Laune und Verträglichkeit die Liebe des ganzen Personals, so daß seine Stellung täglich angenehmer wurde. Gleichzeitig erwachte in ihm eine frische Lust am Leben; er legte seine angeborene Schüchternheit und Zurückhaltung ab und besuchte Gesellschaften, Konzerte und Tanzlokale. Von den hier und da abfallenden Trinkgeldern und Geschenken, sowie aus dem Verkauf der abgelegten Sachen wurde zunächst eine Guitarre angeschafft, mit der er seine eignen Lieder und die Gesänge seiner Kollegen begleitete, später bei einem Trödler ein fast wie neu aussehender brauner Frack mit blanken Knöpfen gekauft, der ihm den Zutritt zu den beliebten Redouten und Kränzchen in dem einst vielbesuchten Hotel de Pologne gestattete. Mit dem leichten Sinn der Jugend überließ sich Kalisch diesen Zerstreuungen in Gesellschaft seiner Kollegen und gleichaltriger Freunde, unter denen ein kleiner, verwachsener Handlungsreisender, ein zweiter „Tyll Eulenspiegel“, mit ihm in lustigen Streichen wetteiferte. Dabei wußte Kalisch mit dem Scherz den Ernst zu vereinigen und sich das Vertrauen seiner Prinzipale in so hohem Maße zu erwerben, daß sie ihm nach einer Lehrzeit von anderthalb Jahren die selbständige Leitung einer von ihnen in Ratibor neu errichteten Kommandite ihres Geschäftes übertrugen. Auch hier gelang es ihm, teils durch seine Stellung, teils durch seine Liebenswürdigkeit und sein Talent, sich Zutritt zu den besten und angesehensten Familien zu verschaffen, und die hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt, besonders Schauspieler, Künstler und Litteraten der Provinz um sich zu versammeln. Er gründete daselbst

eine Ressource, leitete Bälle und Polterabende, wozu er die nötigen Gelegenheitsstücke dichtete, und erfreute sich, wenn auch nur in dem beschränkten Kreise der kleinen aber gebildeten Stadt, einer großen Beliebtheit und Popularität. Schon damals galt der kleine, unansehnliche zwanzigjährige Kommis mit dem blassen, fast knabenhaften, aber orientalisch geistreichen interessanten Gesicht bei seinen näheren Bekannten und auch bei gebildeten und einsichtsvollen Männern für ein bedeutendes humoristisches Talent.

Im Jahre 1843 wurde die Kommandite in Ratibor aufgelöst und Kalisch trat wieder in das Breslauer Geschäft zurück. Obgleich er zum Prokuristen desselben befördert wurde, vermißte er dennoch seine frühere Selbständigkeit und das ungebundene Leben, an das er sich gewöhnt hatte. Da er mit den übrigen Kommis wieder am Tische seiner Prinzipale die Kost hatte, wie dies noch in jener Zeit gebräuchlich war, so genierte ihn der auferlegte Zwang. Häufig kam er zu spät, noch öfter fehlte er zum Abendbrot, durch anderweitige Gesellschaften zurückgehalten, wodurch er die ihm sonst gütig gesinnte Hausfrau verletzte und beleidigte. Endlich brach eine Verschwörung aus, an deren Spitze Kalisch stand. Sämtliche Kollegen sagten sich in einem von ihm verfaßten witzigen Gedicht von dem verhaßten Abendbrot los, was natürlich übel aufgenommen und besonders dem Urheber verdacht wurde. Auch an anderen Gründen zur Unzufriedenheit mit seiner Stellung fehlte es nicht. Mit den reiferen Jahren hatte Kalisch eine höhere Lebensanschauung gewonnen, so daß ihm weder seine Beschäftigung noch die Breslauer Verhältnisse länger genügten. Er fühlte sich in seiner Freiheit beschränkt, in seiner geistigen Entwickelung durch

die mit seinem Beruf und Stand ihm auferlegten Schranken und Fesseln gehemmt. Dazu kam noch jene politische und soziale Erregtheit, welche gerade die bedeutendsten Geister in dieser vormärzlichen Periode erfaßte, jene Unruhe und Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, welche er mit den meisten seiner Zeitgenossen teilte. Auch in Breslau herrschte eine tiefe politische Verstimmung, worunter die alte schlesische Gemütlichkeit litt. An die Stelle der heitern Gelegenheitspoesie, deren Hauptvertreter der liebenswürdige Karl Schall, der herzliche Grün, der leichtlebige und leicht dichtende Geisheim, besonders aber der treffliche Holtei sich durch ihre harmlose Laune, graziöse Schalkhaftigkeit und unverfänglichen Witz auszeichneten, war das politische Lied eines Hofmann von Fallersleben und Gottschalls stürmische Freiheitsgesänge getreten. Der alte Professor Nees van Esenbeck machte den botanischen Garten, wo er damals wohnte, zu einer Akademie sozialer Lehren und sammelte eine Anzahl begeisterter Schüler um seine ehrwürdige Person. Die beiden Brüder Reichenbach, zwei schlesische Grafen, schwärmten für eine Verfassung, für das Wohl des Volkes, und ihr früherer Hauslehrer, der sogenannte Kasematten-Wolff, war ein bekannter Sozialist, der mit einigen jungen Männern, unter denen sich auch Kalisch befand, einen Verein für verwahrloste Proletarier-Kinder gründete.

Alle diese Verhältnisse, Elemente und Gründe vereinten sich, um einen Wendepunkt in seinem Leben hervorzurufen, so daß er im Oktober 1844 den Entschluß faßte, Breslau zu verlassen und nach Paris zu gehen, wo er seine Wünsche, Hoffnungen und Träume verwirklicht zu finden

hoffte. Seine Mutter und den ältesten Bruder, die ihm von seinem Vorsatz abrieten und ernstliche Gegenvorstellungen machten, suchte er durch sein Vorgeben zu beschwichtigen, daß er in Frankreich aus eigner Anschauung die Fabrikation der dortigen Luxusartikel kennen lernen wolle, um später in Deutschland ein ähnliches Geschäft in Gemeinschaft mit seinem Bruder zu etablieren. Mit vierzig Napoleonsdor in der Tasche und einigen Empfehlungen seines sozialistischen Freundes Wolff an verschiedene deutsche Flüchtlinge, darunter auch an Freiligrath und Herwegh, reiste Kalisch über Brüssel nach Paris, in Begleitung eines abenteuerlichen Bekannten, der dem Hause Rothschild einen ganz neuen Finanzplan eigner Erfindung vorzulegen gedachte. Mit jugendlicher Lebenslust und Empfänglichkeit überließ sich Kalisch den überwältigenden Eindrücken des modernen Babels, das ihn mit seinem berückenden Treiben und seinen Zerstreuungen längere Zeit so fesselte, daß er alles und selbst die Sorge für seine Zukunft darüber vergaß. In vollen Zügen genoß er die langentbehrte Freiheit und das ihm gebotene Glück des Augenblicks. Vom Morgen bis zum Abend flanierte er in den Straßen, auf den Boulevards, besuchte er die glänzenden Cafés, die verlockenden Vergnügungslokale, vor allem aber die Theater, wo er so leicht bei keiner Vorstellung fehlte. Hier legte er den ersten Grund zu seiner bewunderungswürdigen Bühnenkenntnis, hier eignete er sich unbewußt den leichten Witz, den Esprit und die feine Eleganz der Franzosen an. Hier sammelte er den Stoff und auch die Form für seine späteren dramatischen Produktionen. Vor allem aber lernte er den französischen Chanson mit dessen eigener Grazie, das Couplet mit all den scharfen

Pointen, feinen Spitzen, überraschenden Wendungen und politischen Ausfällen kennen und als eine glänzende Waffe, mit der er später manchen Sieg erfochten hatte, spielend handhaben. Zugleich erweiterte sich sein politischer Horizont im Verkehr mit den deutschen Flüchtlingen, an die er empfohlen war. Durch Herwegh lernte er den berühmten Sozialisten Marx und Karl Grün kennen, der ihm manchen Freundschaftsdienst erwies und ihn auch geistig durch seinen Umgang förderte. Auch der berühmte Proudhon, der tiefe sozialistische Denker, schenkte dem unbekannten, unansehnlichen deutschen Kommis eine für beide gleich ehrenvolle Teilnahme, die jener auch vielfach bethätigte. Während Kalisch in dieser Weise das Pariser Leben nach allen Seiten kennen lernte und genoß, schwanden seine geringen Mittel so schnell dahin, daß er schon nach wenigen Monaten mit der Not des Lebens kämpfen mußte. Zu stolz, die Hilfe seines selbst nicht wohlhabenden Bruders oder seiner Freunde zu beanspruchen und die Rolle des verlorenen Sohnes zu spielen, griff er zu den verschiedensten Beschäftigungen, um sein Leben zu fristen. Seine Aussicht, als deutscher Korrespondent in einem Handlungshause eine Stelle zu finden, zerschlug sich, so daß ihm nichts übrig blieb, als sein Brot auf der Straße zu suchen. Eine Zeitlang diente er als Fremdenführer seinen deutschen Landsleuten, glücklich, wenn er einige Franken verdiente. Leider war die Konkurrenz entweder zu groß, oder Kalisch nicht zum Cicerone geschaffen. Bald gab er diesen Posten auf und wurde Fabrikarbeiter, aber sein schwächlicher Körper und seine Kurzsichtigkeit zwangen ihn, auch auf diese Hilfsquelle wieder zu verzichten. Um seinen Hunger zu stillen, verkaufte er alle überflüssigen

Kleidungsstücke, Wäsche, seidene Taschentücher u. s. w. Als seine Not auf das Höchste gestiegen war, wendete sich Kalisch an den berühmten Dichter Heinrich Heine, der seinen armen Kollegen, obgleich er selbst in perpetuierlicher Geldverlegenheit sich befand, nach Kräften unterstützte, was Kalisch nie vergaß und mit der innigsten Anhänglichkeit und Dankbarkeit in späteren Zeiten vergalt. Endlich fand er wenigstens ein vorläufiges Unterkommen bei einem Petersburger Buchhändler, den er auf einer Reise nach Spanien begleiten sollte, um ihm beim Kauf seltener Werke aus alten Klosterbibliotheken beizustehen. Aber teils die Gefahr, welche mit diesem unerlaubten Handel verbunden war, teils seine Unkenntnis der Sprache veranlaßten ihn, auch dies Engagement wieder aufzugeben und nach Paris zurückzukehren, nachdem er mit Mühe und Not das unentbehrliche Reisegeld von seinem Begleiter erhalten hatte. Ein neues Projekt, daselbst ein Kommissionslager aller Pariser Novitäten auf dem Gebiete des Luxus und der Mode verbunden mit einer Fabrik feiner Papeterien zu errichten, mißglückte ebenfalls, da ihn seine deutschen Freunde mit den versprochenen Mitteln im Stich ließen. Von allen seinen zahlreichen Bekannten aufgegeben, waren ihm nur noch Karl Grün und Proudhon treu geblieben. Der letztere riet ihm, Paris zu verlassen und nach Straßburg zu gehen, wohin er ihn an einen wohlhabenden Freund dringend empfahl. In der That fand Kalisch hier sogleich ein vorteilhaftes Engagement in einer großen Seidenhandlung als Buchhalter und deutsch-französischer Korrespondent mit einem für seine damaligen Verhältnisse bedeutenden Gehalt von 2000 Franken. Aber auch dieses Unterkommen war nicht von langer Dauer, da er ohne sein Verschulden

in die zwischen seinen beiden Prinzipalen bestehenden Zerwürfnisse hineingezogen wurde, wodurch schon nach wenigen Monaten seine Stellung ihm verleidet und unhaltbar wurde. Unter diesen Umständen sah er sich nach dreijähriger Abwesenheit genötigt, von Frankreich für immer Abschied zu nehmen und nach Deutschland zurückzukehren. Da er von den Ersparnissen seines Gehalts sich neu equipiert hatte, um die in Paris verkaufte Garderobe, Wäsche und vor allem seine Büchersammlung zu ersetzen, so blieb ihm gerade so viel Geld noch übrig, um seine Fahrt bis Baden-Baden zu bezahlen. Hier sah er sich wieder genötigt, einige Sachen zu verkaufen, um die Weiterreise bis Frankfurt am Main zu ermöglichen, wo er nur mit einigen Groschen ankam. Nachdem Kalisch noch sein letztes Geld für die Droschke bezahlt, begab er sich zu einem dortigen Buchhändler, dessen Bekanntschaft er noch in besseren Tagen in Paris gemacht hatte. Diesem stellte er offen seine Lage vor, worauf ihm der wackere Mann das überraschende Anerbieten machte, ihn zu der bevorstehenden Ostermesse als Gehilfe nach Leipzig zu begleiten, was Kalisch mit großem Vergnügen annahm, noch dazu da der großmütige Buchhändler ihm zugleich vier Friedrichsdor als Vorschuß zahlte. So betrat er den Boden des Vaterlandes arm an Gütern und Hoffnungen, aber reich an Erfahrungen, an Menschenkenntnis, an politischer Einsicht, an litterarischen und besonders dramatischen Eindrücken. Ein moderner „Gilblas" hatte er die verschiedensten Verhältnisse, Personen und Zustände trotz seiner Jugend kennen gelernt, die Freuden und Leiden des Daseins, selbst Mangel und Not erprobt. Abwechselnd Kaufmann, Fremdenführer, Fabrikarbeiter, Projektenmacher und herumvagierender Aben-

teurer, war er fast mit allen Ständen und Schichten der Gesellschaft in Berührung getreten, in die mannigfachsten Lagen und Situationen geraten. Er hatte mit weltverbessernden Schriftstellern, mit hochfliegenden Künstlern, mit berühmten Dichtern, mit talentvollen Schauspielern, mit politischen und sozialistischen Parteiführern, mit der Elite der gebildeten Gesellschaft, mit dem wohlhabenden Bürger, mit dem reichen Handelsherrn, mit dem verschwenderischen Bankier gelebt, aber auch den armen Proletarier, das Volk mit den Lastern und Tugenden desselben, bei dessen Vergnügungen und Entbehrungen mit scharfen Blicken nicht nur beobachtet, sondern zeitweise dessen Los geteilt. Er hatte in vergoldeten Sälen der Pariser Cafés und Restaurants geschwelgt und in einer elenden Dachkammer gehungert, den buntesten Wechsel des Schicksals erfahren. Vor allem aber hatte er einen unerschöpflichen Schatz neuer und bedeutender Eindrücke erworben, seine Anschauungen erweitert, tiefe Blicke in das Leben gethan und eine Fülle von Erfahrungen und Kenntnissen gesammelt. Die gemütlich poetischen Elemente des alten Breslau, das jüdische Familienleben mit dessen ausgeprägt komisch witziger Originalität, die liberale, revolutionäre Richtung seiner deutschen Freunde, die litterarischen Bewegungen der Heimat, verschmolzen mit dem Pariser Leben und Treiben, mit dem französischen Esprit, mit der Theorie der Sozialisten, mit den dramatischen Einflüssen des Theaters, mit dem Studium des Volkes und mit den eigenen Erlebnissen boten seinem Geist einen kaum zu bewältigenden Stoff, der noch durch seinen Sammelfleiß, durch seine Beobachtungsgabe und durch sein angeborenes komisches Talent vermehrt wurde. So war Kalisch bei seiner

Rückkehr nach Deutschland reicher, als er selbst ahnte, und ohne eine eigentlich wissenschaftliche Bildung genossen zu haben, durch das Leben selbst gebildet und zum humoristischen Schriftsteller berufen. Es bedurfte nur noch der äußeren Anregung und günstiger Verhältnisse, um seine Anlagen zu entwickeln und die in ihm schlummernden Keime zu entfalten und zu reifen. —

Vorläufig blieb Kalisch in Leipzig, wo ihn vor allem, das dort herrschende litterarische Leben fesselte und zu eignen Produktionen anregte. Bald wurde er dort mit den hervorragendsten Schriftstellern jener Zeit bekannt, die sich mehr oder minder für seine Arbeiten interessierten. Zunächst schrieb er seine erste, zeitgemäße Posse „Die Proletarier", welche der dortige Theaterdirektor auch aufzuführen versprach, nachdem sich Herloßsohn und Öttinger, die damaligen kritischen Stimmführer, höchst günstig darüber ausgesprochen hatten. Wie gewöhnlich, hielt der Herr Direktor dem jungen, unbekannten Dichter nicht Wort und das Erstlingswerk blieb in der Theaterbibliothek für immer vergessen und begraben. Kalisch ließ sich jedoch nicht so leicht abschrecken; schon nach wenigen Wochen hatte er eine zweite Posse „Auf der Eisenbahn" beendet, für die er wirklich ein Honorar von acht Friedrichsdor erhielt. Fast gleichzeitig erschien von ihm ein anonymes Gedicht in dem von Öttinger herausgegebenen Charivari, das die Runde durch die meisten deutschen Blätter machte und wegen der witzigen Pointen keinem andern als dem berühmten Heine zugeschrieben wurde. Trotz dieser kleinen Erfolge hatte sich seine Lage so wenig verbessert, daß er von neuem sich ernstlich um eine kaufmännische Stellung bewarb. Die Hoffnung, eine solche zu finden, führte ihn

von Leipzig nach Berlin, wo Kalisch am 2. Juli 1846 anlangte. Da sich jedoch wieder seine Aussichten zerschlugen und seine geringen Mittel bald erschöpft waren, so sah er sich gezwungen, einstweilen seine Zuflucht zu einem alten Freunde, dem talentvollen, leider früh verstorbenen Maler Julius Muhr zu nehmen, der unter Kaulbachs Leitung an den Freskobildern des neuen Museums arbeitete und gerne mit jenem teilte, was er selbst besaß. Um jedoch dem ebenso liebenswürdigen, als gutmütigen Freund nicht zur Last zu fallen, trat Kalisch, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu bot, in das Speditionsgeschäft der Herren Bartz und Berner in Berlin als Kassierer und französischer Korrespondent mit einem Gehalt von 450 Thalern. Mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit, Pünktlichkeit und fast peinlichen Ordnungsliebe versah er die ihm aufgetragenen Arbeiten, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit dem Verladen der Colli, mit der Führung der Bücher und mit dem Ordnen der ihm anvertrauten Kasse beschäftigt. Nichtsdestoweniger behielt er noch immer Zeit und Lust für seine Lieblingsneigungen, zu denen vor allen das Theater gehörte.

In jener Zeit, wo Berlin noch keine Weltstadt war, gab es außer einigen Liebhabertheatern nur zwei Bühnen, das Königliche Schauspielhaus und das alte Königstädtische Theater am Alexanderplatz. Durch die besondere Gunst Friedrich Wilhelm III. hatte der ehemalige Kriegskommissar Friedrich Cerf im Jahre 1822 die Konzession zur Errichtung eines neuen Theaters erhalten, von dem jedoch ausdrücklich die große Oper, die Tragödie und das höhere Schauspiel ausgeschlossen waren, so daß nur die komische Oper, das Lustspiel, das Melodrama und die eigent-

liche Posse übrig blieb. Obgleich die Aktiengesellschaft, welche ursprünglich die nötigen Geldmittel hergab, sich auflöste und der zwar praktische, aber wenig gebildete Direktor Cerf das Unternehmen für eigne Rechnung weiter führte, so gelangte doch das Königstädter Theater durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände und durch das Zusammenwirken bedeutender Kräfte zu einer zwar kurzen, aber in den Annalen der Kunst unvergeßlichen Blüte. Vor allem glänzte die komische Oper durch ein Ensemble, wie es Berlin weder vorher noch nachher aufzuweisen hatte. Der unübertreffliche Baß-Buffo Spitzeder mit der reizenden Frau, der lyrische Tenor Jäger, vor allem aber die „göttliche" Henriette Sontag entzückten das Berliner Publikum. Selige Hofräte schwärmten für die himmlische Sängerin, und der Angriff und Prozeß des verstorbenen Rellstab in Sachen der berühmten Primadonna versetzte die ganze Residenz in eine unbeschreibliche Aufregung. Neben der komischen Oper florierte vor allem das Singspiel oder vielmehr das deutsche Liederspiel, dessen eigentlicher Schöpfer der hochbegabte, liebenswürdig gemütliche Holtei war.

Mit ihm wetteiferte der gewandte Louis Angely, ein äußerst geschickter Bearbeiter französischer Stoffe. Beide versuchten bereits mit vielem Glück, einen volkstümlichen Ton anzuschlagen und das lokale Berliner Leben zu dramatisieren, was besonders Angely mit seinem „Fest der Handwerker" und der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten" gelang. Eine Nebenfigur, welche Holtei in dem Volksstück „Ein Trauerspiel in Berlin" auftreten ließ, wurde von dem bekannten genialen Komiker Beckmann annektiert und zu einer kleinen Posse „Eckensteher Nante" benutzt, welche in Berlin Furore

machte und die sogenannte „Eckensteher-Litteratur“ hervorrief. Gleichzeitig gab der witzige Adolf Glasbrenner eine Reihe von Bildern aus dem Berliner Volksleben heraus, die sich der größten Popularität erfreuten, da er zuerst vor allen, soweit dies die drückenden Zensurverhältnisse gestatteten, den Berliner Humor mit der Politik verband und seine typischen Figuren, wie den bekannten „Herrn Buffei“, zu Trägern und Repräsentanten der liberalen Ideeen erhob, wodurch er nicht nur die Lokalposse wesentlich bereicherte, sondern auch einer der Vorgänger des Kladderadatsch wurde, obgleich er später trotz seines großen Talentes das Gebiet des volkstümlichen Witzes verließ und in seinem „Reinecke Fuchs“, in der „Verkehrten Welt“ vorzugsweise die Geißel der politischen Satire mit bedeutendem Erfolg schwang.

Als Kalisch im Jahre 1846 nach Berlin kam, war die Glanzperiode des Königstädter Theaters längst bis auf die letzte Spur erloschen; die Lokalposse lag in ihren letzten Zügen, Angely und Holtei waren fast vergessen. Auf der Tagesordnung standen französische Melodramen, die Spektakelstücke der Porte St. Martin, mit denen die italienische Oper und die Wiener Zauberposse abwechselte, für welche trotz der poetischen und gemütstiefen Schöpfungen eines Raimund den kritischen und nichts weniger als kindlichen Berlinern der rechte Sinn und das Verständnis fehlte. Mit feinem richtigen Instinkt und seiner in Paris gewonnenen Bühnenkenntnis griff Kalisch in seinen dramatischen Arbeiten, mit denen er sich fortwährend im stillen beschäftigte, zu diesen volkstümlichen Anfängen zurück, indem er vor allem Angely sich zunächst zum Muster und Vorbild nahm, wie dieser französische Stoffe benutzend, aber zugleich die lokalen

Verhältnisse vor allem berücksichtigend. Mit bewunderungswürdigem Eifer eignete sich der geborene Schlesier nicht nur den spezifischen Berliner Witz, sondern auch die Sprache und Denkweise des Volkes an, wobei ihn ebensosehr seine scharfe Beobachtungsgabe, sein angeborenes Talent, wie die schlesische Leichtigkeit, sich fremden Eigentümlichkeiten anzuschmiegen, wesentlich unterstützte. Schon damals zeigte er auch die Neigung, die herrschende Zeitrichtung, die Aufsehn erregenden Tagesereignisse und die hervorragenden Erscheinungen in den Kreis seiner dramatischen Dichtung zu ziehen und dadurch seinen Werken einen eigentümlich pikanten Beigeschmack zu geben. So entstand der kleine zeitgemäße Schwank „Ein Billet von Jenny Lind“, worin er den damals herrschenden Enthusiasmus für die berühmte „Schwedische Nachtigall“ mit vielem Witz persiflierte. Da sich jedoch diese litterarischen Beschäftigungen nicht länger mit seiner kaufmännischen Stellung vertrugen, so benutzte Kalisch einen unbedeutenden Streit mit seinen Prizipalen, um dieselbe zu verlassen und sich ausschließlich der Litteratur zu widmen. Zu diesem Zweck zog er mit einem Landsmann, dem später durch seine Reise nach Japan und seine volkswirtschaftlichen Schriften bekannt gewordenen Dr. M a r o n, nach dem nahen S c h ö n e b e r g, wo beide von ihrer journalistischen Thätigkeit unter kümmerlichen Verhältnissen lebten. Von neuem schwankte Kalisch zwischen der komischen Muse und Gott Merkur, als ihm durch den abenteuerlichen Freund, der in Paris geblieben und wirklich mit seinem Finanzplan eine Stelle auf dem Rothschildschen Kontor erhalten hatte, die Hoffnung auf eine ähnliche Versorgung eröffnet wurde. Diese Versuchung ging jedoch an ihm vorüber, und von nun an gehörte Kalisch

einzig und allein der Litteratur; aber nicht die Stadt der Intelligenz, nicht das große Berlin, sondern das unansehnliche Dorf, das kleine Schöneberg sollte die Wiege seines Talents und der Schauplatz seines ersten Triumphes sein. Dort hatte der Direktor einer herumziehenden Truppe aus leichten Brettern einen Tempel der Musen erbaut, der hauptsächlich von ländlichen Zuschauern und Berliner Sommergästen besucht wurde. Auf dieser bescheidenen Bühne wurde „Ein Billet von Jenny Lind“ zum erstenmal gegeben und mit enthusiastischem Beifall aufgenommen. Da Schöneberg vor den Thoren Berlins liegt, so verbreitete sich der Ruf des jungen Dichters bald in der ganzen Residenz, besonders in der Theaterwelt. Die ihm bisher verschlossenen Thore des alten Königstädter Theaters wurden ihm aufgethan; eine bereits von ihm eingereichte Posse „Herr Karoline“ sofort einstudiert und ebenfalls günstig aufgenommen. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, unternahm Kalisch eine größere Arbeit, mit Benutzung eines französischen Stoffes. Am 23. Dezember 1847 wurde seine erste große Posse „Einmal hunderttausend Thaler“ aufgeführt und damit eine neue Ära für die moderne Lokalposse eröffnet. Nicht nur das gewöhnliche Theaterpublikum, sondern auch die gebildeten Kreise wanderten nach der alten Königsstadt, deren früherer Glanz sich zu erneuern schien. Obgleich die Handlung der Posse dem französischen Originale entlehnt war, so hatte Kalisch dieselbe nur dazu benutzt, um ein ebenso treues als witziges Bild der damaligen Berliner Zustände und Verhältnisse zu geben. Die Charaktere, dieser Stuhlmüller, Alkibiades und vor allem der unvergleichliche Zwickauer waren Typen aus dem Volke, aus der Gesellschaft, keine Theaterschablonen, sondern wirkliche

Menschen, welche nicht nur ihre Individualität, sondern die Stimmung der Zeit, die ganze geistige Atmosphäre Berlins mit bewunderungswürdiger Schärfe wiedergaben. Dazu kam noch der unter den damaligen Verhältnissen und bei der vorhandenen politischen Gärung doppelt zündende Dialog, voll geschickter, versteckter Anspielungen auf das allgemein verhaßte reaktionär-pietistische Regiment, welche von dem Publikum leicht verstanden und mit Jubel aufgenommen wurden; vor allem aber das in dieser Weise nie zuvor benutzte Couplet mit seinen scharfen Spitzen und treffenden Pointen, getränkt mit der ätzenden Lauge eines revolutionären, zersetzenden Witzes, der sich unter scheinbarer Harmlosigkeit verbarg und selbst die Polizei zum Lachen zwang.

Mit einem Schlage war der kleine, unbekannte Kommis ein anerkannter und allgemein beliebter Schriftsteller geworden. Das Volk sang die leicht faßlichen Melodieen seiner Lieder auf der Straße, seine witzigen Reden wurden sprichwörtlich, und selbst die Gebildeten lachten über Herrn Zwickauer, der bald eine typische, unvergängliche Berühmtheit erlangte. Nur der pekuniäre Erfolg stand in keinem Verhältnis zu dem glänzenden Triumph des Dichters, da Kalisch vorläufig ein Honorar von 100 Thalern für seine Posse erhielt, die jeden Abend die Kasse des Theaters füllte. Erst nach der fünfzigsten Vorstellung fühlten sich die Cerfschen Erben bewogen, dem Verfasser noch ein besonderes Geschenk von 50 Thalern zu machen. Dafür entschädigte ihn aber die Berliner Kritik und Litteratur, die mit seltener Einstimmigkeit das plötzlich auftauchende Talent feierte und ihn als den modernen Aristophanes des neuen Spree-Athen begrüßte.

Von Natur schüchtern und bescheiden, durch seine Erfahrung ängstlich und mißtrauisch gegen sich und andere gemacht, ließ sich Kalisch durch den großen Erfolg keineswegs blenden und zur Selbstüberschätzung verführen. Rastlos beschäftigte er sich mit neuen Produktionen, von denen zwei größere Possen: „Berlin bei Nacht“ und „Junger Zunder, alter Plunder“ zwar von dem Publikum mit gleichem Beifall wie Hunderttausend Thaler aufgenommen wurden, ohne jedoch eine nachhaltige Wirkung zu erzielen, woran wohl hauptsächlich die Zeitverhältnisse mit die Schuld tragen. — Von Tag zu Tag verdüsterte sich nämlich der politische Horizont mehr und mehr, trat die herrschende Reaktion immer schamloser hervor, wurden die Zustände immer trostloser, die Willkür der Polizei immer unerträglicher. Diese traurigen Verhältnisse mußten zugleich lähmend auf die dichterische Schöpferkraft wie auf das Interesse des Publikums wirken. Je mehr die großen politischen und sozialen Zeitfragen in den Vordergrund traten, je ernster und drohender die allgemeine Weltlage sich gestaltete, je schärfer sich der unausbleibliche Konflikt zuspitzte, desto mehr schwand die Teilnahme an dem Theater, das noch vor wenigen Jahren den eigentlichen Schwerpunkt des Berliner Lebens bildete. Man schwärmte nicht mehr für die göttliche Sontag, sondern für die Freiheit, nicht mehr für die schönen Formen einer üppigen Tänzerin, sondern für eine freisinnige Verfassung auf breitester Basis; man stritt nicht mehr für die beiden Stich gegen die Hagen, für die Faßmann gegen die Löwe, sondern nahm Partei gegen die Regierung und die Minister, für die damaligen liberalen Redner des Vereinigten Landtags, für Männer wie Vincke, Camphausen und

Hansemann. Die gefürchtete Berliner Kritik griff nicht das Theater, sondern die Reaktion, vor allem den Polizeistaat an und richtete ihren Witz und Geist gegen die bestehenden Verhältnisse. Mit der politischen Unzufriedenheit verbanden sich die aus Frankreich importierten sozialen Lehren, welche durch die Romane eines Eugen Sue in das Volk drangen, und die Theorieen der jüngsten Hegelschen Schule, welche mit dämonischer Konsequenz und mit ihrer alles vernichtenden, alles verachtenden Kritik den Staat und die Gesellschaft wenigstens dialektisch aufzulösen drohten. In der bekannten „Hippelschen Weinstube", die auch Kalisch zuweilen besuchte, sammelten sich um Bruno und Edgar Bauer die modernen Titanen, welche der Religion, der Ehe, dem Eigentum den Krieg erklärten und ihre geistreichen Bacchanalien feierten, wobei die Philosophie mit der Prostitution, der absolute Gedanke mit dem Berliner Straßenwitz fraternisierte. Minder gefährlich und harmloserer Natur war eine andere zwanglose Gesellschaft, das sogenannte „Rütli", woran sich eine Anzahl junger geistreicher Männer, Gelehrte, Doktoren, Kaufleute und unbeschäftigte Adlige, darunter Eduard Kossak, Rudolf Gottschall, Titus Ulrich, Wilhelm Scholz, Rudolf Löwenstein und Ernst Dohm beteiligten, ohne einen eigentlich politischen Zweck, lediglich zur heitern Geselligkeit versammelt. Hier herrschte ein frischer Humor, jener „höhere Blödsinn", der sich hauptsächlich gegen die Lächerlichkeiten des Tages richtete und selbst die eigne Person nicht schonte. Das Organ dieses Humors war die von und nur für die Mitglieder geschriebene „Rütli-Zeitung", welche der Maler Scholz mit seinen komischen Zeichnungen illustrierte. Durch Dohm und

Löwenstein, mit denen Kalisch nicht nur bekannt, sondern verwandt war, kam derselbe mit dem Rütli in Berührung, sowie er auch durch sie Kenntnis von der witzigen Zeitung der Gesellschaft erhielt. Hier schlummerten gleichsam die Keime des künftigen Kladderadatsch im verborgenen, alle Elemente waren vorhanden, die Idee lag in der Luft, der Stoff auf der Straße, aber noch war nicht der rechte Augenblick gekommen. Diesen Moment erkannt und mit Kühnheit erfaßt zu haben, war und ist das große, unvergängliche Verdienst von Kalisch. Als die Revolution im Jahre 1848 ausbrach, in den Straßen die Anarchie, in den Fürstenschlössern die Furcht, in den Ministerhotels Verzweiflung und Ratlosigkeit, in den Volksversammlungen und politischen Klubs der Unverstand und die leere Phrase herrschte, da entsprang in dem Kopf des kleinen Kalisch der Kladderadatsch gerüstet wie die gewaffnete Minerva aus dem Haupte Jupiters. Mit dem vollständigen Manuskript der ersten Nummer und dem Titel Kladderadatsch, was soviel als allgemeine Auflösung und universeller Bankrott bedeutet, trat Kalisch im Mai 1848 in das Geschäftslokal des bekannten Buchhändlers Albert Hofmann, der damals vorzugsweise sich mit dem Verlag der humoristischen Tageslitteratur beschäftigte, und bot demselben das neue Unternehmen an. Dieser zögerte, sich auf ein so gewagtes Geschäft einzulassen, und forderte deshalb einige Tage Bedenkzeit. Nach Ablauf der bewilligten Frist erklärte er sich zwar bereit, das projektierte Blatt in Kommission zu nehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Autor die Kosten für den Druck und das Papier tragen sollte. Vorläufig wurde das Honorar auf einen Fried-

richsdor für die Nummer festgesetzt. Einige Tage später riefen die fliegenden Buchhändler zum erstenmal in den Straßen Berlins mit lauter Stimme den Namen: „Kladderadatsch, Kladderadatsch!“ Das Publikum stutzte, wurde aufmerksam, kaufte das neue Blatt aus Neugierde, wie es damals alle Plakate und Erzeugnisse der Tagespresse kaufte, las, lachte über den witzigen Leitartikel, bewunderte den scharfen Witz, die Kühnheit, womit der Verfasser alle Parteien geißelte, amüsierte sich besonders mit der parodistischen Novelle „Elwine“, die in pikanter Form die Abenteuer einer damals viel genannten und viel geliebten Theaterprinzessin schilderte — und das Glück des lustigen, übermütigen Kladderadatsch war gemacht, ohne daß ein Mensch und selbst nicht der eigne Vater des Neugeborenen die künftige Größe und kulturhistorische Bedeutung des kleinen Weltbürgers ahnte. So wurde Kalisch der einzige und alleinige Gründer des Kladderadatsch, des ersten und bedeutendsten Witzblattes nicht nur Berlins, sondern der ganzen Welt, wenn auch erst ein Verein seltener Talente, die der Zufall verband, und die wunderbarsten Fügungen des Schicksals dazu gehörten, um dem Kladderadatsch seine spätere hohe Stellung zu verschaffen.

Schon in den ersten Tagen seines Daseins schwebte jedoch das Leben des kaum geborenen Kindes in ernstlicher Gefahr. Ein Witz auf die Berliner Bürgerwehr seligen Andenkens reizte das bewaffnete Philistertum zu der gleichen Wut, die der wütende Stier beim Anblick eines roten Lappen empfindet. Eine Anzahl ergrimmter Bürgerwehrmänner drang in die Wohnung des Buchhändlers Hofmann und wußte diesen durch ihre Drohungen so einzuschüchtern, daß

er ihnen das Versprechen gab, den ferneren Debit des Kladderadatsch zu unterlassen und sich von dem ganzen Unternehmen zurückzuziehen. Verzweiflungsvoll suchte Kalisch in dieser Not einen andern Verleger, aber Niemand wollte sich einer ähnlichen Gefahr in jener anarchischen Zeit aussetzen, wo ohnehin Handel und Gewerbe stockte. Nur durch wiederholte Bitten ließ Hofmann sich endlich erweichen, noch einen Versuch mit dem kecken Burschen zu machen. Dieser erholte sich jedoch bald wieder von seinem ersten Schreck und wuchs nicht nur an Geist und Witz, sondern auch an Abonnenten, wenn er auch noch manchen schweren Kampf um das Dasein zu bestehen, manchen noch gefährlicheren Angriff zu erdulden hatte. Obgleich Kalisch die Seele des Blattes blieb, so konnte er doch auf die Länge der Zeit nicht allein die geistigen Kosten desselben bestreiten. Er sah sich daher genötigt, Mitarbeiter zu suchen, bei deren Wahl er seinen richtigen Blick von neuem bethätigte. Er fand dieselben in seinen alten Freunden Ernst Dohm und Rudolf Löwenstein, die ein günstiger Zufall mit ihm in Berlin zusammenführte. Ein wunderbarer Zufall fügte es, daß Kalisch, Dohm und Löwenstein nicht nur Geistes-, sondern Blutsverwandte waren und sich nach jahrelanger Trennung in Berlin zusammenfanden. Alle Drei stammen aus Breslau, sind daher geborene Schlesier und keine Berliner Kinder, wie allgemein, aber fälschlich, geglaubt wird. Nur der Zeichner Wilhelm Scholz darf diese Ehre für sich beanspruchen. Alle Drei besitzen auch eine gewisse Familienähnlichkeit, das Erbteil eines angestammten Humors, obgleich ihr Witz in verschiedenen Formen und Färbungen gebrochen wird. Unstreitig aber besaß Kalisch die größte Ursprünglichkeit, die meiste Vis

comica und war der vielseitigste von allen, obgleich seine Erziehung auch die größten Lücken zeigt. Er ist der Vater des höheren Blödsinns, der Erfinder des berühmten „Zwückauer", der Pathe von „Müller und Schulze", zwei Figuren, die der Buchhändler Hofmann zufällig, ebenso wie den Kopf des Kladderadatsch, den ein junger Kaufmann gezeichnet, in einem Leipziger Verlag im Holzschnitt fand und so glücklich war, für den Kladderadatsch zu acquirieren. Er hat ferner den Quartaner „Karlchen Mießnik" geschaffen und liefert außerdem fast sämtliche prosaische Artikel im Berliner Dialekt, Parodien, travestierte Novellen und die „Sprüche der Weisheit", für die sein Vorgänger und Namensvetter Ludwig Kalisch ihm die Form und das Muster gab. Auch hat er den „Kladderadatsch-Kalender" ins Leben gerufen, den „Kladderadatsch zur Industrie-Ausstellung in London", so wie die ersten Bände von „Schulzes und Müllers Reisen am Rhein und im Harz" geschrieben.

Dagegen ist Rudolf Löwenstein der Poet des Blattes; der sinnige Dichter der Kinderlieder versteht nicht nur zu scherzen, sondern auch zu rühren. Mit der Pritsche und Schellenkappe verbindet er ein tieferes Gefühl, selbst eine gewisse schwärmerische Weichheit. Er ist Meister der Form und handhabt den Reim mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. „Prudelwitz und Strudelwitz", die beiden Typen eines borniert blasierten Junkertums, sind seine Geschöpfe, und nebenbei giebt er häufig die Idee zu den Illustrationen an. Ernst Dohm aber führt die Redaktion mit jenem feinen Takt und einer universellen Bildung, denen der Kladderadatsch hauptsächlich seine allgemeine Verbreitung und Bedeutung verdankt. Seine Kenntnisse, seine klassische Erziehung

und die kritische Schärfe seines Geistes stellen ihn naturgemäß an die Spitze des Blattes und verleihen seinen Arbeiten, selbst dem kleinsten Gedicht, einen eigentümlichen Reiz. Die meisten seiner Leistungen besitzen einen dauernden Wert und seine Poesien sind Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethes, „Stimmungslieder der Zeit“ in vollendeter Form, reich an Gedanken und geistsprühenden Pointen. Er ist, wenn auch nicht der originellste, doch wohl der gelehrteste unter den Gelehrten des Kladderadatsch, ein Meister der Form und ein klassischer Übersetzer.

Zu diesen gesellt sich noch Wilhelm Scholz mit seinem Talent als Zeichner. Seine meist nur flüchtig hingeworfenen Skizzen bekunden eine unerschöpfliche Fülle von komischen Einfällen und witzigen Motiven. Mit scharfem Blick faßt der Künstler das Lächerliche der Personen und Zustände so sicher auf, daß nur wenige Striche genügen, um stets das Charakteristische, den humoristischen Kern darzustellen. Selbst in seinen übermütigen Chargen und Karikaturen verleugnet er nie die Natur und sogar aus der lustigen Maske blickt uns die Wahrheit entgegen. Seine angeborene Liebenswürdigkeit im Leben weiß er auch auf seine Illustrationen zu übertragen, so daß seine keckften Bilder uns nicht so leicht verletzen. Andere Zeichner sind gewiß feiner, vollendeter in der Ausführung, tiefer und gediegener in der ganzen Conception, aber nur wenige werden sich mit Scholz an Geist, Frische und ursprünglichem Humor messen können.

Durch den Verein dieser frischen Kräfte gewann der Kladderadatsch natürlich an Mannigfaltigkeit und innerem Gehalt. Bald erregten einzelne Artikel ein großes Aufsehen

und übten einen wachsenden Einfluß auf die öffentliche Meinung aus. König Friedrich Wilhelm IV. wurde ebenfalls ein eifriger Leser des Kladderadatsch und fühlte, selbst witzig, trotzdem und alledem eine gewisse Neigung für den lustigen Schalk. Auch die damaligen demokratischen Parteiführer beugten sich vor der neuen Macht, die schonungslos ihre Hiebe zur Rechten und zur Linken austeilte. —

Unterdessen hatte die Reaktion die Fehler ihrer Gegner benutzt und sich wieder von ihrem tiefen Sturz erhoben. Im November wurde die Nationalversammlung aufgelöst und der Belagerungszustand über Berlin verhängt. Vor allem richtete sich der Haß und die Verfolgung der Sieger gegen die kaum befreite Presse. Auf der Proskriptionsliste der unterdrückten Journale befand sich selbstverständlich der Kladderadatsch, dieser Dorn im Auge der Feudalen und Pietisten, diese Geißel der Junker und der Pfaffen. Unter solchen traurigen Umständen blieb dem armen Burschen nichts übrig, als auszuwandern, zunächst nach Leipzig, wo er ein vorläufiges Asyl bei dem Buchhändler Ernst Keil, dem verstorbenen Herausgeber der Gartenlaube, fand. Auch die Mitarbeiter des Blattes waren nicht mehr sicher vor der Herrschaft des Säbels und der Bajonette. Löwenstein, der noch dazu Landwehrmann war, sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, ein ähnliches Schicksal drohte dem Buchhändler Hofmann und auch dem Vater des Kladderadatsch, welche es vorzogen, der Rache ihrer Feinde zu entfliehen und Berlin heimlich zu verlassen. Nur Dohm und Scholz, die weniger bekannt waren, blieben in der Löwengrube einstweilen unangefochten. Der Kladderadatsch schien verloren und Kalisch

verzweifelte an der Zukunft, da er seine kaum gesicherte Existenz von neuem und ernstlicher als je bedroht sah.

In dieser Zeit der größten Gefahr, die dem Kladderadatsch und dessen Redacteuren drohte, trat noch einmal der Verleger Hofmann als rettender Steuermann an das Ruder des Sturm und Wetter preisgegebenen Schiffleins, das er glücklich vor dem Stranden bewahrte. Durch geschickte Manipulationen wußte er unter fingierter Adresse das Manuskript nach Leipzig zu schaffen, da man in Berlin damals von Spionen und Angebern umgeben war. Ebenso wurden die Ballen des gedruckten Kladderadatsch als unschuldige Kaufmannsgüter in Berlin heimlich eingeschmuggelt. Aber selbst diese Vorsicht genügte nicht und manche Nummer fiel in die Hände der heiligen Hermandad und der Vernichtung anheim. Trotzdem verlor Kladderadatsch nicht seinen Mut, wenn er auch manchen ängstlichen Freund und Abonnenten verlor. Aus sicherem Asyl schoß er seine witzigen Pfeile ab, bis endlich die Stunde der Erlösung für ihn schlug.

„Selbst Wrangel fühlte ein Erbarmen
Und hat den Kladderadatsch erlaubt."

Aber nur kurze Zeit sollte die Freude dauern, noch einmal mußte der Verfolgte nach Neustadt-Eberswalde auswandern, wo Rudolf Löwenstein einige Wochen im Verborgenen das Blatt leitete, bis jede Gefahr beseitigt war. Als das Exil beendet war, stellte sich immer mehr die Notwendigkeit heraus, dem Blatt einen eigenen Redakteur zu geben. Mit gewohnter Bescheidenheit überließ Kalisch diese wichtige Stelle seinem Freunde, dem hoch gebildeten Ernst Dohm. Mit Dohm kam ein neues Element in das

Leben des „Kladderadatsch", ein höherer Aufschwung, ein ideelleres Streben, eine universellere Richtung. Der spezifische Berliner Witz wurde durch die poetische Form und den tiefen Gehalt, durch die klassische Bildung des neuen Redakteurs gleichsam geadelt. Der Kladderadatsch feierte gewissermaßen seine Wiedergeburt, eine Art Renaissance, die Vermählung der modernen Pointe mit dem antiken Epigramm, des Couplets mit der Parabase, des höheren Blödsinns mit dem aristophanischen Witz. Aus einem bloßen Lokalblatt wurde ein Weltblatt, aus dem Organ von und für Bummler, ein Organ von und für Gebildete. Daß aber trotz dieser Umwandlung die ursprüngliche Komik nicht fehlte, dafür sorgte Kalisch mit seinen lustigen und drolligen Einfällen.

Durch diese vorteilhafte Reform wurde auch die Stellung des Blattes immer einflußreicher, die Bedeutung desselben immer größer, die Teilnahme immer lebendiger. Dichter wie Dingelstedt, Prutz und Herwegh verschmähten nicht, von Zeit zu Zeit anonyme Beiträge beizusteuern und manches „Eingesandt" floß aus Potsdam und Frankfurt am Main aus hoher und selbst höchster Quelle. Trotzdem ließen es die Gegner nicht an neuen Verfolgungen und Chikanen fehlen. Diensteifrige Büreaukraten, darunter einzelne Postbeamte, legten der Verbreitung jedes mögliche Hindernis in den Weg und es bedurfte der ganzen Thätigkeit, Umsicht und Energie des gewandten Verlegers, um diese böswilligen Machinationen zu beseitigen, die bald offenen, bald geheimen Schläge zu parieren. Noch einmal drohte ein heftiger Sturm dem Bestehen des Kladderadatsch, als der Kaiser von Rußland im Jahre 1852 das von der Demokratie gereinigte Berlin mit seinem hohen Besuch beehrte. Es galt, dem

allmächtigen Nikolaus eine bessere Meinung von der verdächtigen Bevölkerung beizubringen und ihm einen schmeichelhaften Empfang zu bereiten. Dazu war der damalige Polizeipräsident von Hinkeldey der geeignete Mann. Auf seinen Wunsch und Befehl huldigten die Berliner Zeitungen dem gefürchteten Zaren und die Stadt nahm eine ergebene freudige Miene an. Nur „Kladderadatsch" wagte mit dem allmächtigen Autokraten anzubinden, vor dem in jener Zeit Fürsten und Völker zitterten. Einige Witze über die gebotene Verfälschung der öffentlichen Meinung, über den gemachten Enthusiasmus versetzten Hinkeldey in unbeschreibliche Wut. Löwenstein und Kalisch wurden ohne Erbarmen ausgewiesen, bei Dohm eine strenge Haussuchung gehalten und seine Papiere mit Beschlag belegt. Die Verbannten kehrten zwar, nachdem sich das Ungewitter verzogen, heimlich nach Berlin zurück und wurden von den nachsichtigen Behörden stillschweigend geduldet, aber über ihrem Haupte schwebte fortwährend das Damoklesschwert der polizeilichen Willkür. Ein neuer Witz, eine leise politische Anspielung genügte, sie wieder auszuweisen, so daß ihr Leben eine traurige Hetzjagd war, eine ununterbrochene Wanderschaft zwischen Berlin und benachbarten Orten, wo sie im Verborgenen unter den schwierigsten Verhältnissen den Kladderadatsch fortsetzten. Endlich gelang es der Vermittlung zweier einflußreicher Gönner, den Bemühungen des Geheimen Hofrats Schneider und des Gartendirektors Lenné, den Bann aufzuheben und für Kalisch die von ihm so heiß ersehnte Niederlassung zu bewirken.

Von der schweren Sorge um die Existenz und von ferneren Verfolgungen befreit, widmete er jetzt wieder seine

ganze Kraft dem von ihm begründeten Unternehmen. Immer mehr entwickelte er den ihm angeborenen Witz, eine ursprüngliche Vis comica. Selbstverständlich erhöhte der Verleger das Honorar seiner Mitarbeiter in demselben Maße, als die Zahl der Abonnenten stieg, die bereits im Jahre 1852 15 000 zählte. Durch diese glücklichen Umstände sah sich Kalisch in den Stand gesetzt, ein eigenes Hauswesen zu gründen. Nachdem er die christliche Religion angenommen, verband er sich mit der Tochter seines bisherigen Hauswirts, des früheren Besitzers von Albrechtshof, mit der er in der glücklichsten Ehe bis zu seinem Tode lebte. Die geordneten Verhältnisse, in die er mit der Zeit kam, übten den günstigsten Einfluß auf seine litterarischen Arbeiten aus. Von neuem wendete er sich dem Theater zu und schrieb mehrere Possen für die Friedrichstädtische Bühne, welche jetzt an die Stelle des unterdes eingegangenen Königsstädter Theater getreten war. Aber erst in der sogenannten „grünen Neune“, die unter der Leitung des verdienstvollen Direktors Wallner einen ungewöhnlichen Aufschwung nahm, fand Kalisch den geeigneten Schauplatz und einen Verein seltener Talente für seine neuen Possen. Unterstützt von dem ausgezeichneten künstlerischen Kleeblatt Helmerding, Reusche, Neumann, denen sich das weibliche Dreigestirn Wollrabe, Schramm und Stolle zugesellte, feierte die komische Muse die glänzendsten Triumphe. Das kleine Theater in der Blumenstraße wurde Mode und die Elite Berlins fehlte leicht bei keiner Vorstellung. Stücke wie der „Aktienbudiker“, „Berlin, wie es weint und lacht“, die „Mottenburger“ erlebten hunderte von Vorstellungen und machten den glücklichen Direktor zum reichen Mann, während der

Verfasser eine entsprechende Tantième bezog, die in manchem Jahre sich auf 6000—8000 Thaler belief.

Diese großen Erfolge verdankte Kalisch allerdings nicht allein seinem eigenen Talent, da er meist nur vorhandene Stoffe benutzte, oder in Verbindung mit anderen Schriftstellern arbeitete, unter denen vor allen die Wiener Lange und Berg und die Berliner Weihrauch und Pohl genannt zu werden verdienen. Mehr oder minder fehlte ihm die eigentliche Erfindungskraft, dafür besaß er im hohen Grade die Gabe des treffenden Witzes, die Kunst des populären, schlagenden Dialogs, die Meisterschaft des Couplets, den feinen Instinkt für die Strömungen des Tages, die scharfe Beobachtung für die lächerlichen Seiten der Gesellschaft und einen angeborenen dramatischen Takt, der ihn nur selten irren ließ. Dazu kam noch das musikalische Element in ihm; obgleich er nicht eigentlich musikalisch gebildet war, hatte er ein seltenes Gedächtnis und ein feines Gefühl für volkstümliche Melodien, wobei er auch von dem talentvollen Kapellmeister Conradi unterstützt wurde. Wodurch sich aber Kalisch vor allen seinen Mitarbeitern und zahlreichen Nachahmern auszeichnete, das war seine Gewissenhaftigkeit, sein Fleiß und sein Ernst bei der Arbeit. Diese leichten Possen waren das Resultat schwerer Anstrengung und redlicher Mühe. Wie die fleißige Biene sammelte Kalisch vom frühen Morgen bis zum späten Abend den Stoff für seine komischen Figuren, für seine Witze und Couplets. Mit dem Notizbuch in der Tasche war er auf einer fortwährenden Jagd und was er sah und hörte, was ihm bemerkenswert und wichtig erschien, ein geistreiches Wort, das er in einem Buche fand, eine pikante Wendung in der Unterhaltung,

eine volkstümliche Redensart im Munde eines Weißbiertrinkers oder einer Hökerin, ein gefälliges Musikstück in einem Gartenkonzert wurde schnell von ihm aufgezeichnet. Keine irgendwie bedeutende Erscheinung, kein litterarisches, besonders dramatisches Werk blieb ihm so leicht unbekannt. Mit der schon dem Knaben eigentümlichen Sammelwut kaufte er Flugblätter, Brochüren und Bücher, so daß er mit der Zeit eine der interessantesten und bedeutendsten Bibliotheken besaß, für die er große Summen jährlich verausgabte. Die so angehäuften Schätze wußte er in angemessener Weise für seine Zwecke zu benutzen und zu verwerten. Sobald er den geeigneten Stoff für eine Posse gefunden oder erhalten, suchte er aus dem reichen, oft seit Jahren aufgespeicherten Vorrat die geeigneten Witze, Motive für einzelne Scenen, Pointen für Couplets, und Redensarten sorgfältig aus, um damit das Gerüst der Handlung zu schmücken, die ihm überlieferten Charaktere zu beleben und zu individualisieren. Dabei verhielt er sich ungefähr zu seinen Mitarbeitern, wie der Maler und Dekorateur zu dem Baumeister oder wie der Komponist zu dem Verfasser des Textes, indem er die kahlen Wände mit seinen Bildern bekleidete, die leeren Räume wohnlich machte und dem klanglosen Worte den Reiz der Melodie verlieh. Scene für Scene wurde in dieser Weise von ihm vollständig umgewandelt, so daß selbst der ursprüngliche Verfasser sein Werk kaum wieder erkannte. Dagegen waren die Lieder und Couplets gewöhnlich sein alleiniges Eigentum, mit dem Stempel seines originellen Geistes ausgeprägt. Aber auch diese graziösen, witzigen und komischen Erzeugnisse kosteten ihm oft eine unsägliche Arbeit,

obgleich sie so leicht und zierlich erschienen, als hätte er sie nur flüchtig hingeworfen.

Manche dieser Possen hielt ihr Verfasser lange Jahre in seinem Pult verschlossen, bevor er sie für reif hielt, vor dem Publikum zu erscheinen. Tag für Tag strich und änderte er, von einem nach solchen Erfolgen kaum glaublichen Mißtrauen gegen sich erfüllt und von einer übertriebenen Ängstlichkeit gequält, die sich nur mit jedem neuen Sieg steigerte. Bis zum Abend der ersten Aufführung stand Kalisch im eigentlichen Sinne Höllenqualen aus. Er selbst wohnte jeder Probe bei und wurde mit jeder Probe, trotzdem Regisseur und Schauspieler sich die größte Mühe gaben, nur mutloser und unzufriedener. Bis zum letzten Augenblick, bis der Vorhang unter dem Jubel und Beifallssturm des Publikums gefallen war, saß er zitternd und bleich hinter den Coulissen, ein Bild der Verzweiflung und des Jammers. Aber auch dann, wenn Publikum und Kritik ihm die verdiente Anerkennung zollten, verleugnete er nicht seine Bescheidenheit, seine Selbstkritik. Niemand urteilte strenger über seine Werke, als Kalisch, der die Schwächen, Fehler und Konzessionen, die er öfters dem Geschmack des Publikums oder seiner Mitarbeiter machen mußte, vollkommen erkannte. Er stand hoch über seinen Arbeiten und nicht selten verwarf er in einer Anwandlung seiner ihn quälenden Hypochondrie nicht nur seine eigene Thätigkeit, sondern auch die ganze Richtung der modernen Posse von seinem höheren sittlichen Standpunkte aus, obgleich die allerdings gerechtfertigt scheinenden Bedenken weniger ihn selbst, als seine Nachahmer trafen. Vor seinem Geist schwebte ein idealer Humor, das große Vorbild eines Aristophanes, das er zu erreichen verzweifelte, da ihm die

wahre klassische Bildung fehlte, deren Mangel er oft und schmerzlich beklagte. Wie alle geborenen Humoristen war auch Kalisch eine tiefe, ernste, zur Schwermut geneigte Natur, bedeutender als die Menge ahnte, welche ihn als den lustigen Possenschreiber und Mitarbeiter des Kladderadatsch kannte. Nur seinen näheren Freunden gestattete Kalisch und selbst diesen nur selten einen Blick in seine innere Gedanken- und Herzenswelt, die so wenig mit seiner Beschäftigung und äußeren Erscheinung zu harmonieren schien. Rastlos arbeitete er nicht nur an seiner geistigen Bildung, deren Lücken er durch eifrige Studien auszufüllen suchte, sondern auch an der Veredlung seines Charakters, des inneren Menschen, und es zeugt für seine Tüchtigkeit, daß er in kurzer Zeit sich aus dem literarischen Vagabundentum durch eigene Kraft losriß und nach allen Seiten hin eine Zierde seines Standes wurde.

Sein unerwartet früher Tod hinterließ eine kaum zu ersetzende Lücke auf dem Gebiete des Berliner Humors, der in ihm seinen bedeutendsten Vertreter verlor. Kalisch besaß jene ursprüngliche Vis comica, jenen orginellen, Witz jene Drollerie, die unwillkürlich Lachen und Heiterkeit erregt, verbunden mit einer gewissen angeborenen Grazie und Feinheit, die ihn auch in der größten Ausgelassenheit nicht verließ. Wie Wenige mit der Denkweise und Sprache des Volkes bekannt, war er im eigentlichen Sinn der populärste Schriftsteller Berlins. Seine Figuren und Bühnengestalten „Müller und Schulze", der famose „Zwückauer", der „gebildete Hausknecht", der „Tyrann von Mottenburg", sind echt volkstümlich geworden und sichern ihm ein dauerndes Andenken; seine Redensarten: „Was ick mir davor kofe" und „Alles muß verrungenirt

werden" zählen zu den geflügelten Worten, seine Lieder und Couplets werden auf der Straße von Jung und Alt gesungen. In der Posse hat er einen neuen Weg eingeschlagen, indem er seine Charaktere und Couplets zu Trägern der Zeitideen, der großen politischen und sozialen Tagesfragen machte. Mit seltener Kühnheit geißelte er die Schäden und Schwächen der Gegenwart, bald den heuchlerischen Pietismus, bald den Hochmut einer tyrannischen Büreaukratie, bald den modernen Börsenschwindel. Dennoch wird man nur selten finden, daß er die gefährliche Waffe des Witzes, der ihm in so hohem Maße zu Gebote stand, mißbrauchte und damit absichtlich verletzte. Selbst die Getroffenen lachten über den losen Schalk, da seine Pfeile nie in Gift getaucht waren. Seine Possen, welche allerdings meist nur der augenblicklichen Stimmung Rechnung trugen, dürfen zwar keinen Anspruch auf eine dauernde Stellung in der Litteratur machen, aber die von ihm zuerst eingeschlagene Richtung wird trotz der vielfachen Verirrungen und Entartungen seiner Nachfolger immerhin für einen Forschritt des Genres angesehen werden.

Doch das größte Verdienst hat sich Kalisch durch die Begründung des Kladderadatsch erworben, dem wir die Beseitigung der politischen Phrase und manche heitre Stunde in ernster Zeit verdanken.

Varnhagen von Ense und der letzte Berliner Salon.

Eines Tages überraschte mich eine freundliche Einladung von Varnhagen, mit dem ich seit einiger Zeit im schriftlichen Verkehr stand. — Der berühmte Verfasser der „Denkwürdigkeiten“ und interessanter „Biographien“ bewohnte in der Mauerstraße das schöne, stattliche Haus Nummer 36, das damals dem Grafen Königsmark, dem Schwiegervater des Dichters von Putlitz, gehörte.

Auf mein klingeln öffnete der alte Diener Ganzmann, das Faktotum seines Herrn, und ließ mich in das hohe Vorzimmer eintreten, das mit großen Bücher-Repositorien angefüllt war. Während ich angemeldet wurde, fand ich Zeit, mich umzusehen, wobei ich die Bemerkung machen konnte, daß die zahlreichen gebundenen und ungebundenen Bücher hier nicht zum Staat dienten, sondern fleißig benutzt wurden.

Von Eleganz war weder in dem Entree noch in dem Wohnzimmer, in das ich trat, die geringste Spur. Es fehlte selbst an dem gewöhnlichen Komfort, den man in einer einigermaßen wohlhabenden Bürgerfamilie anzutreffen pflegt.

An der mit graublauer Farbe gestrichenen Wand stand ein niedriges Bett mit roter, etwas verschossener Kattundecke, an der entgegengesetzten Seite ein Schreibpult aus ordinärem Fichtenholz ohne alle Politur, vom Alter und unzähligen Tintenflecken geschwärzt.

In der Ecke befand sich ein ebenso einfacher, großer Schrank, worin der Besitzer seine Autographen und Manuskripte verwahrte; der Thür gegenüber ein Sofa mit Roßhaarüberzug, dem man ansah, daß es viel benutzt worden war. Den einzigen Zimmerschmuck bildeten einige alte Kupferstiche, das Reliefbild Rahels in Bronze von dem Bildhauer Tieck, eine Büste Mirabeaus und ein Abguß der Statue Kants, ein Geschenk des berühmten Rauch.

Trotz der großen Einfachheit der Wände und der altmodischen, fast dürftigen Einrichtung konnte ich mich nicht eines Gefühls von Ehrfurcht und Bewunderung erwehren, wenn ich an die Geister zurückdachte, welche einst in diesen Räumen weilten und noch unsichtbar den Besucher derselben zu umschweben schienen. — In diesem Zimmer hatte Rahel mit den Besten ihrer Zeit gelebt. —

Während ich mich diesen Betrachtungen und Erinnerungen überließ, trat Varnhagen selbst aus einer Seitenthüre, ein rüstiger Sechziger von kräftiger Gestalt, hochschultrig, mit vollem, grauem Haar, breiter, freier Stirn, feiner, fast spitzer Nase, etwas eingefallenen, zusammengekniffenen Lippen und graublauen, klaren Augen, die von einer goldenen Brille bedeckt wurden.

Er war mit einem bequemen, langen Hausrock bekleidet und trug den etwas kurzen Hals frei ohne Tuch. Mit freundlichem, gewinnendem Lächeln lud er mich zum Sitzen

auf das ziemlich harte Sofa ein, während er selbst auf einem Holzstuhl an meiner Seite Platz nahm. Bald gerieten wir in eine interessante Unterhaltung, wobei ich mich mehr passiv und zuhörend verhielt.

Varnhagen war in der That ein Meister der gesellschaftlichen Rede, unerschöpflich in geistreichen Bemerkungen, Bonmots und pikanten Anekdoten, die er mit bewunderungswürdigem Geschick und ungesucht in das Gespräch zu verflechten wußte; im höchsten Grade anregend und geistvoll; dabei natürlich, ohne jede Prätension und Koketterie. Wie nur wenige Deutsche besaß er die Kunst der französischen „Causerie", verstand er, anmutig, geistreich zu plaudern, vorausgesetzt, daß er in guter Laune war.

Um Stoff brauchte er nicht verlegen zu sein, da er selbst einer lebendigen Encyklopädie, einem biographischen Lexikon glich, nur mit dem Unterschiede, daß er fast immer nur Selbsterlebtes gab und statt dürrer Abrisse die frischesten Charakterzüge vorführte, was dem Gespräch einen besonderen Reiz verlieh. — Mit wenigen, aber sicheren Strichen zeichnete er in der kurzen Zeit meines Verweilens eine Galerie bedeutender Männer aus seiner Bekanntschaft: Chamisso, Schleiermacher, Heine, Hardenberg, Wilhelm v. Humboldt u. s. w.

Das Privatleben Schleiermachers gab ihm Veranlassung, mir höchst interessante Mitteilungen über die inneren Seelenkämpfe des berühmten Theologen zu machen, woraus hervorging, daß Schleiermacher die Frau eines seiner Freunde so leidenschaftlich liebte, daß er ernstlich mit dem Gedanken umging, sich das Leben zu nehmen, und nur durch die Da-

zwischenkunft seiner Freunde an der Ausführung seines verzweiflungsvollen Entschlusses gehindert wurde.

Auch von Wilhelm v. Humboldt berichtete Varnhagen höchst pikante Einzelheiten, welche den großen Staatsmann in einem eigentümlichen Licht erscheinen ließen und mehr an die Zeit griechischer Weltanschauung und den Kultus der nackten Schönheit, als an die fromme Richtung am Hofe Friedrich Wilhelm III. erinnerten. — Wie Varnhagen zu verstehen gab, hielt ihn nur die Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten zurück, ein anderes Bild von dem Verstorbenen zu veröffentlichen, als dessen berühmte „Briefe an eine Freundin" geben. Bei dieser Gelegenheit teilte mir Varnhagen das charakteristische Urteil Alexanders v. Humboldt über das bekannte Buch mit. „Mein Bruder," sagte der große Gelehrte, „hätte der guten Frau Diede weniger schreiben und mehr geben sollen."

Nach diesem ersten Besuch war es mir im Laufe der Zeit vergönnt, Varnhagen persönlich näher zu treten und als sein Hausarzt, zu dem er mich später wählte, manchen Blick in sein inneres Wesen zu thun. Eigentlich behandelte sich Varnhagen, wenn er, wie dies häufig der Fall war, an seinem oft wiederkehrenden Brustkatarrhe litt, fast ganz allein, da er früher selbst Medizin studiert hatte, so daß ich nur sein ärztlicher Beirat war und ihm nach gemeinschaftlicher Besprechung die nötigen Mittel verordnete.

In meiner Stellung als Hausarzt und Freund war ich auch Zeuge der wahrhaft rührenden Sorgfalt und Zärtlichkeit, womit Varnhagen seine und Rahels treue Dienerin, „die alte Dore", während einer langwierigen Krankheit behandelte. Er selbst pflegte sie und reichte ihr mit eigener

Hand die von mir vorgeschriebenen Arzneien. Als die Gefahr dringender wurde, wich er weder bei Tag noch bei Nacht von ihrem Lager. Erschütternd war sein Schmerz über ihren Verlust, und nie werde ich den Augenblick vergessen, wo er an dem Lager der Sterbenden niederkniete, der treuen Dienerin die bereits erkaltete Hand küßte, ihr die Augen zudrückte und tief bewegt, ihr weinend nachrief: „Lebe wohl, du gute Seele!“

Überhaupt besaß Varnhagen eine große Herzensgüte und weit mehr Gemüt, als ihm selbst Bekannte zutrauten. Er war ein Freund der Armen, äußerst wohlthätig gegen Hilfsbedürftige und Notleidende. An jedem heiligen Abend ging er, sobald es dunkel wurde, in Begleitung seiner Nichte und der alten Dore auf die Straße, wo er arme Kinder aufsuchte, sie mit sich in seine Wohnung nahm und die Überraschten reich beschenkt entließ, sich an ihrer Freude weidend.

Solche Züge sprachen für sein Herz und widerlegten hinlänglich den allgemein verbreiteten Irrtum von seiner diplomatischen Kälte und seinem Egoismus. Wer ihm näher stand, hatte im Gegenteil weit öfter Gelegenheit, seine große Humanität zu bewundern und über seine heftige Leidenschaftlichkeit zu staunen, obgleich er sich in den meisten Fällen vollkommen zu beherrschen wußte und um so ruhiger schien, je heftiger es in seinem Innern stürmte.

Bei aller Klugheit und Besonnenheit war er von Natur ein geborener Sanguiniker, leicht bewegt und sich erhitzend, aber ebenso schnell wieder beruhigt und abgekühlt. Dieses Temperament und ein eigentümlich weiblicher Zug in seinem Charakter dürften den Schlüssel

zu seinem ganzen Wesen geben und so manche auffallende Widersprüche und Rätsel in seinem Leben lösen. Vielleicht hatte Rahels männlicher Geist und ihre große, überwältigende Persönlichkeit wider Willen dazu beigetragen, seine Naturanlage noch mehr zu entwickeln und ihm eine derartige rezeptive, für die verschiedensten Eindrücke empfängliche Richtung auf Kosten der männlichen Kraft und Festigkeit zu geben.

Trotz seiner großen Begabung war Varnhagen durchaus kein wirklich produktiver, schöpferischer Geist. Als Schriftsteller hat er kein epochemachendes Werk hinterlassen, als Staatsmann keinen dauernden und tieferen Einfluß geübt. Er war, wie es auch Frauen häufig zu sein pflegen, ein scharfer Beobachter der ihn umgebenden Personen und Zustände. Begabt mit einem feinen Gefühl, sicheren Takt und einem stark entwickelten Sinn für Form und Ordnung, war er ein Meister des geglätteten, sorgfältig polierten Stils, dem zur höchsten Vollendung nur Originalität und Kraft fehlte.

Als Biograph, Verfasser von Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen wird er wenige finden, die ihn übertreffen, indem er mit weiblicher Empfänglichkeit fremde Individualitäten und Verhältnisse in sich aufzunehmen und sich vollkommen anzueignen vermochte. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit versteht er sich in die Lage seiner Helden zu versetzen, mit seltener Feinheit die innersten Triebfedern ihrer Handlungen aufzudecken, mit weiblichem Instinkt ihre Tugenden und Fehler auszuspüren. Nie wird er durch allzugroße Strenge verletzen, nie durch zu starke, aber charakteristische Farben beleidigen, jedoch auch nie zur Bewunderung hinreißen, den Leser begeistern oder abschrecken.

Selbst seine zierliche Handschrift, die perlengleichen Buchstaben, die vollendete Form seiner Briefe und kleinen Handbillette, seine Kunstfertigkeit im Ausschneiden von Papierbildern mit der Scheere, die musterhafte Ordnung und sorgsame Aufbewahrung von Reliquien und oft unscheinbaren Kleinigkeiten verraten eine gewisse Ähnlichkeit mit der weiblichen Natur. Mit wirklich staunenswerter Geduld und Geschicklichkeit schnitt er aus freier Hand mit der Scheere die reizendsten Landschaften und Figuren aus buntem Papier, welche von seinen Freunden und Bekannten als wertvolle Angedenken aufbewahrt werden.

Auch in seinem Charakter offenbarte sich oft eine fast weibliche Weichheit und Schmiegsamkeit, aber auch eine große Reizbarkeit und Launenhaftigkeit, der überraschendste Wechsel der Gefühle und Empfindungen, heftige Sympathien und Antipathien, die ebenso oft in ihr Gegenteil umschlugen und meist nur kurz andauerten, leidenschaftliche Liebe und starker Haß, leichte Verletzbarkeit und Vorurteile aller Art; daneben eine bezaubernde Liebenswürdigkeit, Hingebung an seine Freunde, Mitleid und Aufopferung für Andere, wie man sie nur in dem leicht bewegten und schnell entzündeten Herzen der Frauen zu finden pflegt.

Weiblich war auch seine Gewohnheit, ein Tagebuch über die wichtigsten und interessantesten Erlebnisse zu führen und kurze Bemerkungen über die ihm gemachten Besuche, über die dabei geführten Gespräche, über Mitteilungen der verschiedensten Art sogleich auf ein kleines Quartblatt von starkem, grauem Papier niederzuschreiben. — Diese Notizen wurden von Varnhagen sorfältig gesammelt, geordnet, in

schwarzen Pappkasten aufbewahrt und in dem großen Wandschrank verschlossen.

Ebendaselbst lagen in alphabetischer Ordnung seltene Autographen, Briefe und Schriften von den berühmtesten Männern und Frauen seiner Zeit. Er sammelte, aber nicht wie gewöhnliche Raritätenkrämer, denen es nur darum zu thun ist, diese oder jene Handschrift zu besitzen, sondern hauptsächlich suchte er nur wichtige Dokumente für die Litteratur- oder Zeitgeschichte zu erwerben. — Im Lauf der Unterhaltung pflegte er dann, wenn ihm ein Name, ein Datum oder ein Ereignis entfallen war, den geheimnisvollen Wunderschrank zu öffnen und in seinen Kartons nachzusehen. So groß war die Ordnung in seinen Papieren, daß er stets leicht das Gesuchte fand.

Auf diese Weise sind jene bekannten „Tagebücher“ entstanden, welche bei ihrem Erscheinen ein so großes Aufsehen erregten. Es waren nur lose Blätter, flüchtige Bemerkungen und Aufzeichnungen, die er zur Erinnerung aufbewahrte, um sie vielleicht bei späteren Arbeiten zu benutzen. Wie ich aus seinen mündlichen Äußerungen schließen konnte, beabsichtigte er diese Tagebücher der Bibliothek in Hamburg oder Berlin nach seinem Tode zu hinterlassen. Da Varnhagen keine näheren Bestimmungen in seinem Testament über seine Tagebücher getroffen hatte, so gab seine Nichte als Erbin sämmtlicher Manuskripte diesen Nachlaß hauptsächlich auf Rat des mit ihr befreundeten Lassalle heraus und öffnete die gefährliche Pandorabüchse ihres Onkels, wodurch sie einen so großen Sturm hervorrief.

Die Tagebücher selbst haben nur den Wert und die Bedeutung, dem künftigen Geschichtsschreiber ein interessantes

Material für die Zeit Friedrich Wilhelm III. und IV. zu liefern, fordern jedoch eine strenge Auswahl und Kritik, da Varnhagen nur die Stimmen des Tages, die Eindrücke des Augenblicks und oft nur bloße Gerüchte für sich selbst aufzeichnete, ohne an eine Veröffentlichung dabei zu denken. — Dennoch üben die losen Blätter auf den Leser einen eigenen Reiz, da Varnhagen vermöge seiner Stellung und seiner vielfachen Verbindungen geeignet war, Personen und Zustände genauer zu kennen und richtiger zu beurteilen, als die meisten seiner Zeitgenossen.

Abwechselnd Offizier, Diplomat, Gelehrter und Schriftsteller, kannte er das Leben im Kriegslager und am Hofe, war er in den Salons der vornehmen Welt ebenso zu Hause wie in dem einsamen Studierzimmer des jungen Literaten und alten Bücherwurms. Auf seinem viel bewegten Lebensgange war er mit den ersten und bedeutendsten Männern seiner Zeit in Berührung gekommen, mit Goethe, Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Fichte, Hegel und Schleiermacher bekannt, mit Uhland, Kerner, Chamisso, Achim von Arnim und Bettina befreundet. Der junge Heine las ihm seine Erstlingswerke vor, und Gutzkow, Laube, Mundt suchten seinen Umgang und seine Anerkennung.

Der Staatskanzler Hardenberg beehrte ihn mit seinem Vertrauen, Metternich wollte ihn in österreichische Dienste ziehen und Gentz war sein und Rahels intimster Freund. Souveraine und mediatisirte Fürsten zogen ihn in ihre Kreise, die Aristokratie verkehrte gern mit ihm auf gleichem Fuß; fremde Gelehrte, wie Cousin und der berühmte Carlyle, standen mit ihm in lebhaftem Briefwechsel und in

geistigem Gedankenaustausch. Außerdem war er der Gatte Rahels, der nordischen Sibylle, welche ihren Glanz und Ruhm mit ihm teilte.

Nicht nur die größten Männer, sondern auch die wichtigsten Ereignisse des Jahrhundert kannte Varnhagen aus eigner Anschauung. Er sah die Monarchie Friedrichs des Großen nach der Schlacht bei Jena zusammenbrechen, die spätere Erhebung Preußens, die darauf folgende, schmachvolle Reaktion, die liberalen Bestrebungen des deutschen Volkes, die Julirevolution in Frankreich, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV., die konstitutionellen Kämpfe in Preußen, die Märztage und den Sturz der absoluten Regierungen.

An all diesen Begebenheiten nahm Varnhagen selbst persönlich den lebhaftesten Anteil. Als junger Student der Medizin verließ er die Universität, um für die Befreiung Deutschlands gegen Napoleon zu kämpfen. Voll Begeisterung trat er 1809 in das österreichische Heer, in dessen Reihen er die Schlachten bei Aspern und Wagram mitmachte. Verwundet, begab er sich nach Prag, wo er mit dem daselbst weilenden Minister Stein und mit Justus Gruner in Verbindung kam. Später ging er in russische Dienste und begleitete den bekannten General v. Tettenborn als dessen Adjutant nach Paris.

Hier empfing er einen Ruf in die diplomatische Kanzlei des Fürsten Hardenberg, dem er zum Kongreß nach Wien folgte und besondere Dienste bei der Abfassung verschiedener, wichtiger Staatsschriften leistete. Zur Belohnung wurde er nach dem Frieden zum Ministerresidenten in Karlsruhe ernannt, zog sich aber bald die Ungnade der Regierung durch sein freundschaftliches Verhältnis zu den liberalen

Mitgliedern der Kammer zu. Abberufen und zur Disposition gestellt, lebte er seitdem in Berlin unter angenehmen Verhältnissen, hauptsächlich mit schriftstellerischen Arbeiten und der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten beschäftigt.

In seiner Jugend eifriger Voltairianer, schloß er sich später an die damals aufblühende romantische Schule an. Der eifrigste Verehrer Goethes, sympathisierte er mit Heine und dem „jungen Deutschland“, das ihn als seinen geistigen Paten feierte. Der Bewunderer Lessingscher Toleranz und Klarheit schrieb ein „Leben Zinzendorfs“, des pietistischen Stifters der Herrenhuter Brüdergemeinden, voll Anerkennung für den religiösen Schwärmer und hing mit zärtlicher Freundschaft an dem frommen Neander.

Der Freund von Gentz und Metternich jubelte bei dem Ausbruch der Märzrevolution und ging Hand in Hand mit der Demokratie trotz all seiner vornehmen Verbindungen. Der kalte, glatte Diplomat zeigte ein warmes Herz für das Volk und huldigte selbst den Lehren eines gemäßigten Sozialismus. Der Vertraute der Aristokratie drückte die schwielige Faust des Proletariats und schwärmte für Freiheit und Gleichheit.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte Varnhagen diese Gegensätze zu vereinen und zu versöhnen. In seinem Salon sah man den Ministerpräsidenten Pfuel neben dem sozialistischen Agitator Lassalle, den Redakteur der demokratischen Volkszeitung Bernstein mit dem Verfasser aristokratischer Romane, Baron Sternberg, den katholischen Fürsten Hatzfeld und den jüdischen Prediger Sachs, den indiskreten Vehse und den alten, zugeknöpften Diplomaten, Herrn v. Hähnlein.

Er selbst hatte das feinste Verständnis für die verschiedensten Strömungen der Zeit, für die seltsamsten Persönlichkeiten. Nichts Menschliches war ihm fremd, keine bedeutende Erscheinung entging so leicht seinen Blicken. Jedes Talent, jede echte Gesinnung zog ihn an und fand bei ihm Anerkennung und Förderung. — Durch solche Eigenschaften wurde Varnhagen der Mittelpunkt eines interessanten Kreises, der letzte Repräsentant einer höheren Geselligkeit in Berlin.

Zugleich war er die „lebende Chronik seiner Zeit", der „Spiegel seines Jahrhunderts", der feinste Beobachter und Schilderer von Menschen und Zuständen, da ihm sein reiches, bewegtes Leben gestattete, manchen Blick hinter die Kulissen des großen Welttheaters zu thun, die leitenden Personen, ihre Gesinnungen und Motive genauer kennen zu lernen und mehr zu erfahren, als sonst einem gewöhnlichen Schriftsteller vergönnt ist, von dem Leben und Treiben der Olympier zu sehen und zu hören.

Seit Rahels Tod vertrat Fräulein Ludmilla, die Tochter der geistreichen Schriftstellerin Rosa Maria Assing und Nichte Varnhagens, die Stelle der bewährten Hausfrau. Sie selbst besaß eine zierliche Figur, ein weniger schönes als interessantes Gesicht, spitze Züge, deren Schärfe jedoch durch eine angeborene Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gemildert wurde. Obgleich eine vorwiegende Verstandesnatur, geriet sie leicht in Enthusiasmus und leidenschaftliche Begeisterung. Sie sprach dann mit einem gewissen Pathos, das gemacht erschien, aber ihr zur Gewohnheit geworden war. Geistvoll und hoch gebildet, schrieb sie ganz in der Weise und in dem Stil ihres Onkels kleine Skizzen

für verschiedene Zeitschriften und eine Biographie der Gräfin Elisa v. Ahlefeldt, der geschiedenen Frau des berühmten Freischarenführers v. Lützow und langjährigen Freundin des Dichters Immermann.

Außerdem malte sie mit vielem Geschick, besonders die Bilder ihrer zahlreichen Bekannten, mit denen sie die Wände ihrer Wohnung schmückte. Die ansehnliche Sammlung dieser Porträts von meist interessanten Persönlichkeiten wurde scherzweise von uns nur „die Galerie männlicher und weiblicher Schönheiten" genannt.

Fräulein Ludmilla verstand es in wunderbarer Weise, sich der Denkweise und den Gewohnheiten Varnhagens anzupassen und ihm dadurch eine angenehme Häuslichkeit zu bereiten. Sie lebte, dachte und fühlte nur für und mit ihm; selbst ihre zierliche Handschrift zeigte eine auffallende Ähnlichkeit mit der seinigen und ihre mündlichen und schriftlichen Ausdrücke erinnerten so sehr an ihn, daß es schwer fiel, beide von einander zu unterscheiden. Gewöhnlich erließ sie auch die Einladungen zu den Gesellschaften ihres Onkels, die zwar nicht den früheren Glanz wie zur Zeit Rahels erreichten, aber noch immer in hohem Grade interessant und anregend waren.

Aus Rücksicht auf die meist angegriffene Gesundheit und die Gewohnheiten Varnhagens versammelten sich die Gäste schon um fünf Uhr nachmittags und blieben meist bis acht Uhr abends. Die Bewirtung war einfach; es wurden nur Kaffee, Kuchen, Torte und süße Liqueurweine in Spitzgläsern herumgereicht, wozu im Sommer auch Eis kam. Um so reicher war der geistige Genuß und die glänzende Fülle der lebhaften Unterhaltung. Man würde sich jedoch eine ganz

falsche Vorstellung machen, wenn man glauben wollte, daß in dem Varnhagenschen Kreise hauptsächlich litterarische, wissenschaftliche und politische Interessen vorgeherrscht hätten, oder der sogenannte ästhetische Berliner Ton angeschlagen worden wäre. Im ganzen kann man sich keine harmloseren und ungezwungeneren Gespräche denken, wobei Scherz und Ernst, geistreiche Bemerkungen und pikante Anekdoten, bedeutende Gedanken und witzige Einfälle fortwährend abwechselten und jede Prätension ausgeschlossen blieb. Da war kein Haschen nach hohlen Phrasen, keine zersetzende Kritik, kein gesuchtes Wesen, kein falsches Pathos; man lachte, scherzte und überließ sich einer natürlichen Heiterkeit, einer ungenierten Fröhlichkeit, obgleich der Ernst nicht ausgeschlossen war und die Formen der feinen Geselligkeit streng, aber ohne jede Pedanterie gewahrt wurden. — Varnhagen selbst war der liebenswürdigste Gesellschafter, ein unübertrefflicher und unnachahmlicher Erzähler, dem es nie an Stoff gebrach. Besonders waren die anwesenden Frauen von seiner Unterhaltung entzückt und selbst die jüngsten Damen schwärmten für den alten Herrn, der so anmutig zu scherzen und sich mit ihnen herumzunecken verstand, ohne im mindesten seiner Würde etwas zu vergeben. Mit ihm wetteiferte der frühere Ministerpräsident und General der Infanterie Herr v. Pfuel, oder wie er in Berlin allgemein nur hieß, „der alte Pfuel“, ein hoher Siebziger mit dem Geist und dem Herzen eines Jünglings. Es war in der That eine Freude, den schönen Greis mit der langen, silberweißen Löwenmähne, mit den charakteristischen, geistvollen, energischen Zügen und den feurig blitzenden, blauen Augen zu sehen und zu hören.

Wie Varnhagen, gehörte auch Pfuel der Geschichte an;

im Jahre 1806 machte er bereits im Generalstabe Blüchers den unglücklichen Feldzug gegen die Franzosen unter Napoleon mit. Nach dem Tilsiter Frieden trat er in österreichische Dienste und errichtete die erste Schwimmschule in Prag. Später wurde er Chef im Generalstabe des russischen Generals v. Tettenborn. Während der Befreiungskriege kämpfte er im preußischen Heere. Zum Obersten und Kommandanten von Paris ernannt, bewies er auf seinem schwierigen Posten eine ebenso große Energie wie Humanität. Auch als Gouverneur des damals noch preußischen Fürstentums Neufchatel wußte er sich durch seinen Mut und seine Milde die Achtung seiner politischen Gegner zu erwerben. Im Jahre 1844 bekleidete er denselben Posten in Berlin bis zu den Märztagen. Bald darauf unterdrückte er den polnischen Aufstand in der Provinz Posen, wobei er ebenfalls mit vieler Mäßigung verfuhr. Nach Abgang des Ministeriums Auerswald übernahm er auf Wunsch des Königs die Leitung der Regierung als Ministerpräsident, trat aber schon nach kurzer Zeit vor dem doppelten Andrang der zügellosen Straßendemokratie Berlins und der ihm feindlich gesinnten Kamarilla zurück.

Zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen stand Pfuel auf Seiten der gesetzmäßigen Freiheit und des besonnenen Fortschritts. Er gehörte zu jener militärischen Partei, welche wie Gneisenau, Rühle von Lilienstern ꝛc. sich durch ihre hohe Bildung und vorurteilslose Gesinnung auszeichnete. Das preußische Heer verdankt ihm seine ausgezeichneten Schwimmschulen und der fast achtzigjährige Greis war noch immer einer der rüstigsten Schwimmer, wie ich mich selbst in Ostende überzeugen konnte. Bis in sein höchstes

Alter bewahrte sich Pfuel die lebendigste Teilnahme für alle bedeutenden Erscheinungen in der Politik, Litteratur und Kunst. Nie fehlte er bei einer ersten Vorstellung im Theater, bei einer neuen musikalischen Aufführung oder bei der Eröffnung der Kunstausstellung. Ein eigentümlicher Zug an ihm war seine besondere Neigung für alle dunkle, mysteriöse Seiten der Natur, für Magnetismus, Spiritismus, u. s. w.; was wohl noch ein Nachklang jener Romantik war, in die seine Jugend fiel. — Bekanntlich war Pfuel der intimste Freund des unglücklichen Heinrich v. Kleist, dem er den Stoff zu dessen berühmter Erzählung „Kohlhaas" gab. Der Dichter las ihm seine Arbeiten vor, darunter auch jenes leider vernichtete Trauerspiel „Leopold von Österreich", das Pfuel für eine der bedeutendsten dramatischen Schöpfungen seines verstorbenen Freundes hielt. Charakteristisch für Kleist war auch die Mitteilung, die mir Pfuel über dessen krankhafte Neigung zum Selbstmord machte. Als er, wie er erzählte, mit Kleist in einer schönen Sommernacht auf der Elbbrücke in Dresden stand, forderte dieser ihn im vollen Ernste auf, sich mit ihm zusammen zu ertränken, weil sich nicht so bald eine so gute Gelegenheit finden würde, miteinander zu sterben.

Eine nicht minder bedeutende und interessante Persönlichkeit in dem Varnhagenschen Kreise war der berühmte Mathematiker, Professor Dirichlet, mit seiner anmutigen Gattin, einer Schwester von Felix Mendelssohn. Beide ragten durch Geist und Liebenswürdigkeit hervor, womit sie eine wohlthuende Anspruchslosigkeit und feinen Humor verbanden.

Besonders stark war die Litteratur vertreten; da sah

man den bekannten Geschichtsschreiber der „deutschen Höfe“, den ehemaligen Archivarius Vehse aus Dresden, ausgezeichnet durch seine Gutmütigkeit und Indiskretion, die sich nicht bloß auf historische Thatsachen beschränkte, unerschöpflich in kleinen, pikanten Anekdoten, von einer wahrhaft kindlichen Leichtgläubigkeit und Naivetät, so daß man, selbst wenn man zuweilen von ihm verletzt wurde, ihm nicht ernstlich zürnen konnte. — Er selbst war fortwährend auf der Jagd nach sensationellen Neuigkeiten und ließ sich darum auch leicht mystifizieren, weil er sich nicht die Mühe nahm, die erhaltenen Angaben zu prüfen und einer notwendigen Kritik zu unterwerfen. Für seinen Mangel an Takt und Vorsicht mußte leider der gute Vehse schwer büßen, indem er wegen Beleidigung eines mit dem königlichen Hause verwandten Prinzen, dessen Leben ihm einen willkommenen Stoff bot, zu einer mehrmonatlichen Freiheitsstrafe verurteilt und obendrein noch aus Berlin ausgewiesen wurde. Dabei war Vehse im Grunde seines Herzens der harmloseste Mensch, der keiner Fliege etwas zu Leide that, nur unfähig, eine noch so skandalöse Geschichte zu unterdrücken, wodurch er sich manche Unannehmlichkeit zuzog und in den Ruf eines gewöhnlichen Klätschers kam, obgleich er ein reiches Wissen und eine nicht gewöhnliche Bildung besaß.

Sein erklärter Antagonist war der mit Unrecht vergessene Romanschriftsteller Freiherr Alexander v. Sternberg, der trotz seiner konservativen Gesinnung und aristokratischen Alluren ein gern gesehener Gast in diesem Kreise war. Als ich Sternberg kennen lernte, machte er auf mich den Eindruck einer verfallenen, doch noch immer bedeutenden Ruine; eine hohe, imposante, durch ein Rückenmarksleiden gebrochene

Figur, ein regelmäßig schönes und geistvolles, aber etwas verlebtes Gesicht, elegante Toilette à quatre épingles, feine Formen mit einem Anflug von leichtem Sarkasmus und schmerzlicher Verbitterung. Sein ganzes Wesen hatte einen französischen Anstrich und verbreitete ein eigentümliches Rokokoparfüm, halb Moder und halb Patschouli. Augenscheinlich befand er sich geistig und materiell en décadence. Er hatte mit seinem großen Talent ebenso schlecht wie mit seiner Gesundheit gewirtschaftet und erinnerte unwillkürlich an einen heruntergekommenen großen Herrn, der blasiert mit sich und der ganzen Welt zerfallen war, am meisten aber mit seinen Standesgenossen und seiner Partei, die ihn auffallend vernachlässigte und ignorierte.

Eine andere, geachtete Stellung nahmen Adolf Stahr und Fanny Lewald ein, obgleich zwischen der berühmten Schriftstellerin und Varnhagen eine Spannung eingetreten war, weil diese in ihrem Roman „Prinz Louis Ferdinand" die vergötterte Rahel eine verfängliche Rolle spielen ließ, die allerdings ihren früheren Gatten gerade nicht angenehm und erfreulich berühren konnte. Da aber Fanny Lewald mit Varnhagen oder vielmehr mit Ludmilla verwandt war, so fand eine Versöhnung statt und das alte freundschaftliche Verhältnis wurde dadurch nicht dauernd gestört, wenn auch eine kleine Verstimmung zurückblieb.

Wie der Hecht im Karpfenteiche, verursachte die Erscheinung Lassalles eine große Aufregung in dem Varnhagenschen Kreise, als der berühmte Agitator in demselben zum ersten Mal debutierte. Lassalle trat mit der ihm eignen Sicherheit auf, machte jedoch keinen besonders günstigen Eindruck, trotzdem er von Heine empfohlen war und Niemand

seine Genialität leugnen konnte. Das Schauspielerische und Herausfordernde in seinem ganzen Wesen beeinträchtigte die Wirkung seiner sonst ausgezeichneten Persönlichkeit, welche noch durch seine schlanke, elegante Figur und durch die bedeutenden Züge seines interessanten Kopfes unterstützt wurde. Nur eine ältliche, weniger durch ihre Reize, als durch ihren Geist und ihren Reichtum bekannte Dame schwärmte in auffallender Weise für den schönen und genialen Mann. Als man aber Lassalle mit seiner Eroberung neckte und ihn scherzend auf die Vorteile einer so glänzenden Partie aufmerksam machte, erwiderte er ebenso wahr als boshaft: „Bisher wußte ich nicht, daß das Fräulein sich zum schönen Geschlecht rechnet.“

Zu den hier gern gesehenen Gästen zählte der berühmte, noch lebende Orientalist, Doktor Zunz mit seiner Gattin, ein ebenso gediegener Gelehrter, als fester und freisinniger Charakter, der bekannte Kunstkenner und Dichter Hermann Grimm und der talentvolle, leider zu früh verstorbene Rechtsanwalt Hiersemenzel, ein geistreicher Jurist und Mitherausgeber der Hempelschen National-Biblothek deutscher Klassiker, um die er sich durch seine genaue Textkritik ein großes Verdienst erworben hat. Bemerkenswert war mir ferner der unglückliche Doktor Hermann Franck, der Freund Holteis, dessen gewaltsamer Tod später ein so großes Aufsehen erregte.

Franck, das Muster eines echten Gentleman, stammte aus einer reichen Banquiersfamilie in Breslau, die wegen ihrer hohen Bildung in größter Achtung stand. Er selbst hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen und besaß ein seltenes, gediegenes Wissen. Sein Vermögen gestattete ihm,

ganz unabhängig seinen Studien und Neigungen zu leben. Aus einer kurzen, aber höchst glücklichen Ehe mit einer vornehmen, aus königlichem Blut stammenden Dame in Rom hatte er einen einzigen Sohn von ungefähr sechzehn Jahren, den er abgöttisch liebte. Nur aus Rücksicht für ihn gab er seinen äußerst angenehmen Aufenthalt in Berlin auf und ging mit dem körperlich und geistig begabten Jüngling nach London, weil dieser in die englische Marine zu treten wünschte. Einige Wochen nach seiner Abreise brachten die Londoner Zeitungen die Nachricht, daß sich der vom Glück verwöhnte, so ruhige und besonnene Franck mit seinem Sohn durch einen Sturz aus der dritten Etage seines Hotels selbst getödtet habe, ohne daß man irgend einen Grund für die gräßliche That aufgefundeu hat und schwerlich jemals finden wird.

Die Anwesenheit verschiedener, älterer und auch jüngerer Damen verlieh der Gesellschaft einen ganz besondern Reiz und trug gewiß wesentlich dazu bei, die schroffsten Gegensätze zu mildern. Neben Ludmilla waltete Fräulein Solmar, die langjährige Freundin Varnhagens, gewissermaßen als Ehrendame. In ihrer Wohnung, die sich in der alten Bank befand, versammelte sie wöchentlich einen engern Ausschuß, gleichsam la crême de la crême, und bildete eine Art Kommandite des Hauses Varnhagen und Kompagnie. Seltener bemerkte ich die mir doppelt interessante Gräfin Elisa v. Ahlefeldt, welche gleichsam die Poesie der Freiheitskriege und die Muse Immermanns in ihrer Person verkörperte. Obgleich bejahrt und leidend, war sie noch immer eine reizende Frau, schlank gewachsen, mit klaren blauen Augen, anmutig und graziös, weiblich zart und mild, dabei begeistert für alles Große und Schöne, weniger durch ihren Geist als durch

ihr Gemüt fesselnd, wie geschaffen zur Freundin und Vertrauten eines Helden oder Dichters.

Ein eigener Zauber umschwebte die blasse, kränkliche Gräfin, die Erinnerung der großen Vergangenheit, die Geister jener herrlichen Jugend, die sich einst um sie und ihren Gatten scharte. Ihr huldigte einst „Lützows verwegene Jagd"; der tapfere Friesen und Theodor Körner waren ihre Ritter und schmückten sich mit ihren Farben. Charakteristisch für sie und ihre Umgebung ist die kleine reizende Geschichte, welche ihre Biographin mitteilt. — „Bald nach Theodor Körners Eintritt in die Lützower Freischar sollte dieselbe in dem Dorfe Rogau am Zobten den Eid der Treue schwören und in der Kirche eingesegnet werden. Der junge, feurige Dichter, der zu der Feier einen Choral gedichtet hatte, war in der größten Verlegenheit, weil sein Schneider ihn trotz aller Vorstellungen beteuerte, er sei so überhäuft, daß es ihm unmöglich falle, ihm bis dahin seine Uniform anzufertigen. In der Verzweiflung eilte Körner zu Elisen und klagte ihr sein Mißgeschick. Diese zeigte auch bei diesem Anlaß, wie bei vielen größeren, ihre gütige und hilfreiche Fürsorge. „Niemand als Sie, gnädige Frau," rief Körner, „kann mir helfen, Sie aber vermögen alles!" — Auf sein dringendes Ersuchen versprach Elisa, selbst zu dem Schneider, der zufällig in dem Hofe ihres Hauses wohnte, zu gehen und ihn persönlich um Anfertigung der Uniform zu bitten. Sie that dies denn auch wirklich, ging in die Werkstatt des Schneiders und stellte ihm die Begeisterung und die Ungeduld des jungen Mannes vor, so wie seine Betrübnis, wenn er bei dem Feste fehlen müßte. Der Schneider war so entzückt und hingerissen von der holden, liebens-

würdigen Frau, daß er ihr verhieß, er wolle die Nächte zu Hilfe nehmen und die Uniform zur bestimmten Zeit liefern. Nicht nur hielt er Wort, zur größten Freude Körners, der Elisen für die glückliche Entscheidung, die sie herbeigeführt, lebhaft dankte, sondern so sehr hatte die letztere den einfachen Handwerker begeistert, daß er sich selbst sogar eiligst noch eine Uniform nähte und gleichfalls in die Freischar mit eintrat."

Ohne ihre Schuld von dem ritterlichen, aber leichtsinnigen Lützow geschieden, schloß sie ein Freundschafts- und Seelenbündnis mit dem Dichter Immermann, das wie die meisten derartigen Verhältnisse mit einer schmerzlichen Enttäuschung endete, als dieser eine junge Dame kennen lernte und heiratete. Seitdem lebte die Gräfin zurückgezogen und resigniert in Berlin, wo sich ein Kreis talentvoller junger Dichter um die liebenswürdige Frau sammelte. Zu ihren nächsten und liebsten Freunden zählte sie Feodor Wehl, Gustav zu Puttlitz, Rudolf Gottschall, Emil Palleske, die in ihrem Hause verkehrten und dort ihre Erstlingswerke vorlasen. Bis zu ihrem Tode bewahrte Elisa ein lebhaftes Interesse an allen wichtigen Erscheinungen in der Kunst und Litteratur.

Ähnlich anregend wirkten Frau v. Treskow, unter dem Namen der Generalin Zielinski als gefeierte Schönheit durch ihren Briefwechsel mit Rahel bekannt; ihre Tochter Ada, die, mit einem höheren italienischen Beamten in Rom verheiratet, später mit Erfolg als Schriftstellerin unter dem nom de guerre „Günther von Freiberg" aufgetreten ist, Gisela v. Arnim, die von ihrer Mutter, der berühmten Bettina, deren Geist und Originalität geerbt

zu haben schien, und vor allem die in Berlin allgemein beliebte Gräfin Clothilde v. Kalkreuth, früher die intime Freundin der Gräfin Ida Hahn-Hahn, eine der liebenswürdigsten und amüsantesten Damen der Gesellschaft, wie alle Kalkreuths, sprudelnd von Witz und Humor, eine Aristokratin im besten Sinne, dabei frei von allen Vorurteilen ihres Standes und eine durch und durch originelle und loyale Natur.

Zu diesen eigentlichen Stammgästen und Hausfreunden kamen noch verschiedene vorübergehende Besucher des Salons, der einst berühmte, jetzt aber veraltete Naturphilosoph und Novellist Steffens mit seiner geistvollen Gattin und Tochter, reich an interessanten Erinnerungen und noch immer durch seine lebhafte Unterhaltung fesselnd, Fräulein Neander, die zärtliche Schwester des frommen Theologen, welche jedoch nichts weniger als eine pietistische Kopfhängerin, sondern eine äußerst liebenswürdige, witzige Dame war; der bescheidene, verdienstvolle Doktor Ascherson und die Stadtgerichtsräte Graf Wartensleben und Herr Gottheimer, zwei hochgeachtete Juristen, die ein lebhaftes Interesse für Litteratur zeigten, und die anmutige Hofschauspielerin Fräulein Fuhr, jetzt die glückliche Gattin des bekannten Augenarztes Geheimrats Waldau.

Auch die weite Ferne schickte von Zeit zu Zeit ihre besten Geister in das Varnhagensche Haus, das gastfrei jedem empfohlenen und sich selbst empfehlenden Mann geöffnet war. Franzosen, Russen, Engländer und selbst Amerikaner kamen und brachten neue belebende Elemente zu den bereits vorhandenen, so daß der Goethesche Gedanke

einer Weltlitteratur sich in der That hier zu verwirklichen schien.

Im Oktober 1852 besuchte Carlyle, der Biograph Schillers und Erfinder des Heroenkultus, Varnhagen, mit dem er schon seit längerer Zeit im brieflichen Verkehr stand. Der berühmte Schotte, der in Berlin die Materialien zu seiner „Geschichte Friedrich des Großen" sammelte, entsprach dem von ihm mir bereits bekannten Bilde; eine große, hagere Figur, ein schmales, gerötetes Gesicht, feurige Augen und wirre, teilweis bereits ergraute Haare. In seinem Wesen lag etwas Scheues, fast Wildes, wie man bei Menschen findet, die lange in der Einsamkeit gelebt haben, was auch bei Carlyle der Fall gewesen war, da er viele Jahre sich auf einem kleinen, wild romantischen Bauerngut in Dumfriesshire aufhielt. Er sprach das Deutsche zwar geläufig, aber gebrochen und zeigte eine wahrhaft bewunderungswürdige Kenntnis unserer Litteratur. Leider war Carlyle von seiner Reise angegriffen, kränkelnd und verstimmt, außerdem von seinen mühsamen Studien ganz und gar in Anspruch genommen, weshalb er sich nur flüchtig, auf kurze Zeit sehen und sprechen ließ.

Auch der damals noch unbekannte Verfasser von dem „Leben Goethes", der Engländer Lewes und dessen spätere Gattin Miß Elliot, die berühmte Dichterin des „Adam Bede", wurden von Varnhagen freundlich aufgenommen und hinterließen einen ebenso angenehmen als bedeutenden Eindruck, wenn auch keiner in der Gesellschaft noch das Aufsehn ahnte, das Beide bald darauf durch ihre Werke erregten. — Von Russen lernten wir Herrn v. Viedert und den Dichter Jegor v. Sievers kennen. Der erstere las seine Über-

setzung des „Revisors“ von Gogol und Bruchstücke aus dem damals noch wenig oder gar nicht gekannten „Tagebuch eines Jägers“ von Turgenieff vor, die im hohen Grade ansprachen und uns zuerst auf den genialen Schriftsteller aufmerksam machten. Dagegen erfreute uns Herr v. Sievers durch seine farbenreichen Schilderungen tropischer Gegenden, von denen er soeben zurückgekehrt war, sowie durch seinen lebendigen Anteil an der deutschen Litteratur, die er in seinem Vaterland würdig bis zu seinem Tode vertrat.

Vor allem aber interessirte sich Varnhagen für die jungen heimischen Dichter, die an ihm einen ebenso milden Beurteiler als warmen Förderer und Beschützer fanden. Zu den von ihm gern gesehenen Gästen zählten besonders der liebenswürdige, fein gebildete Feodor Wehl, der feurige, poetische Rudolf Gottschall, der damals weder Hofrat noch geadelt war, der hoffnungsvolle, strebende Julius Rodenberg und Emil Palleske, der geistvolle Vorleser und Verfasser bedeutender Dramen. — Eine besonders eigentümliche, originelle Erscheinung war der Schweizer Gottfried Keller, dessen „Grüner Heinrich“ soeben erschienen und mit verdientem Beifall aufgenommen war. Ursprünglich Maler, hatte Keller sich erst nach manchen mißglückten Versuchen in seiner Kunst der Litteratur zugewendet und einen Band lyrischer Gedichte veröffentlicht, die seinen Namen schnell bekannt machten. Mit anerkennungswerter Liberalität gewährte ihm die Regierung seiner Heimat die Mittel, in Berlin zu studieren und sich auszubilden. Körperlich unscheinbar, klein und untersetzt, mit einem Gesicht, in dem sich mehr eine energische Charakterfestigkeit als Geist verriet, dabei etwas scheu, in sich gekehrt und schweigsam, aber still

und scharf beobachtend, konnte Keller bei oberflächlicher Bekanntschaft leicht übersehen werden. Erst wenn man ihm näher trat und er aufthaute, was besonders im traulichen Zwiegespräch und bei einem Glase Wein geschah, überraschte er durch die Fülle seines Geistes, durch die Originalität seiner Gedanken und durch einen reizenden Humor, womit er die ehrenwerteste Gesinnung und die idealsten Anschauungen des Lebens verband.

Nicht minder interessierte Fräulein Aline v. Schlichtkrull, eine höchst talentvolle, leider zu früh gestorbene Schriftstellerin. Die Tochter eines reichen pommerschen Gutsbesitzers, lebte sie in Berlin, ausschließlich mit ihren Studien beschäftigt, die sie mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer verfolgte. Sie sprach und schrieb englisch so gut wie deutsch und las die lateinischen Klassiker in der Ursprache. Außerdem war sie eine vollendete Klavierspielerin und musikalisch so gebildet, daß ihr jede Partitur geläufig war. Dabei zeigte sich an ihr keine Spur von einem Blaustrumpf, sondern die zarteste Weiblichkeit, mit dem feinsten Takt gepaart: eine helle Blondine, mit klugen Zügen, sanften, klaren Augen und anmutigen Formen. Ein von ihr veröffentlichter Roman „Die verlorene Seele“ erweckte die schönsten Hoffnungen, die leider durch ihren unerwarteten Tod zerstört wurden.

Mit der höchsten Freude und Auszeichnung wurde von Varnhagen und seinem Kreise das Erscheinen des größten deutschen Lyrikers, unseres — Uhland begrüßt, der im Jahre 1853 nach Berlin kam, um die Schätze der königlichen Bibliothek für seine litterarhistorischen Studien zu benutzen. Uhlands Äußere war bekanntlich unscheinbar wie das Gefieder der Nachtigall, die unter der bescheidenen,

grauen Hülle die herrlichste Liederfülle birgt. Nur sein seelenvolles, mildes Auge, die klare, hohe Stirn und ein sinniger Zug um den feinen Mund verrieten den Dichter unsterblicher Lieder und Balladen. — Gegen seine sonstige Gewohnheit erschien Uhland bei seinem alten Freunde Varnhagen lebhaft angeregt und anregend, sogar gesprächig. In seiner Unterhaltung wechselten mit den Erinnerungen an seine poetische Vergangenheit, deren Abglanz ihn unsichtbar umschwebte, politische Reminiszenzen an die Paulskirche und an das Rumpfparlament, bis zu dessen Ende Uhland treu ausharrte. Der edle Vaterlandsfreund und Freiheitskämpfer konnte seine Trauer über die damals so elenden Zustände in Deutschland nicht verbergen. Er war erbittert über die schmachvolle Reaktion, noch mehr über die schwachen Gothaer, denen er hauptsächlich die Schuld an unserer Misère beimaß. Dennoch gab er nicht die Hoffnung auf den Sieg der Freiheit und auf das Zustandekommen der deutschen Einheit auf, die er für eine innere Notwendigkeit erklärte.

Während Uhlands Anwesenheit in Berlin wurde auf Veranlassung des Regisseurs Düringer das Trauerspiel des Dichters „Herzog Ernst von Schwaben“ auf der königlichen Bühne neu einstudiert und aufgeführt. Als ich Uhland die Nachricht mitteilte und ihn zugleich aufforderte, der Vorstellung beizuwohnen, schüttelte er den Kopf, indem er lächelnd hinzufügte: „Die Mühe hätte die Intendanz sich sparen können. Ich bin kein dramatischer Dichter und mein Trauerspiel ist nichts weiter, als ein Jugendversuch, der nicht auf die Bühne paßt.“ Auch in einer größeren Gesellschaft, die Varnhagen seinem Gast zu Ehren gab, erfreuten Uhland und seine reizende Gattin, eine echte Schwäbin, alle durch

ihre von Herzen kommende Freundlichkeit und geistige Frische.

Wie Uhland gleichsam das demokratische Princip in seiner höchsten Reinheit und idealsten Blüte verkörperte, so der Fürst Pückler-Muskau das aristokratische Element in der deutschen Schriftstellerwelt. Hier das tiefste Gemüt, die größte Einfachheit und Wahrheit, Gediegenheit und Treue, dort blendender Esprit, reizende Caprice, Koketterie und Eitelkeit; der eine ein echter deutscher Sänger wie Walther von der Vogelweide, der andere ein geistreicher Grand Seigneur aus der Zeit Ludwig XV., bezaubernd durch seine angeborene Liebenswürdigkeit, graziöse Formen und sprühenden Witz, womit er eine kleine Dosis Frivolität und große Eitelkeit verband. Äußerlich bestach Fürst Pückler durch seine aristokratische Erscheinung, die noch durch eine ungesucht elegante Toilette gehoben wurde, und durch eine teils natürliche, teils künstliche Jugendlichkeit in seinem ganzen Wesen. Zu den vielen Eigenheiten des fürstlichen Sonderlings gehörte auch die Marotte, daß er an einem Tage eine dunkle, an einem andern eine blonde Perrücke trug und nicht selten selbst mit seinen gewöhnlich grauen Haaren erschien, gerade als ob er sich selbst über sein Alter lustig machen wollte. Wie wenige besaß er die Kunst der Unterhaltung, wenn er in guter Stimmung war. Dann konnte er über alles und nichts mit hinreißender Anmut sprechen und selbst die verfänglichsten Dinge mit solcher Grazie behandeln, daß er nie verletzte und Anstoß gab.

Auch der Fürst Hatzfeld aus Trachenberg erschien, so oft er in Berlin war, mit seiner Familie in dem Varnhagenschen Salon, wo er sich mit der schönen, leider nur

etwas schwerhörigen Gattin durch freundlich angenehmes, von jeder Prätension freies Benehmen vorteilhaft auszeichnete.

Der Fürst, der katholisch war, hatte die geschiedene Frau des ehemaligen Gesandten in Rom, eines Herrn v. Busch, geheiratet und sich dadurch die kirchliche Exkomunikation zugezogen, deren Aufhebung er erst später durch große Opfer erlangte. Die Tochter der anmutigen Fürstin aus erster Ehe war Fräulein Marie v. Busch, die jetzige Ministerin v. Schleinitz und bekannte Verehrerin Wagners, damals eine reizende junge Dame von ungefähr vierzehn Jahren, auffallend begabt, frühreif, äußerst talentvoll besonders musikalisch gebildet und unter dem Namen „Mimi" der Liebling Varnhagens und der ganzen Gesellschaft. Sie wurde in Berlin bei ihrer geistreichen Großmutter, Frau Leokadie v. Nimptsch, erzogen, ebenfalls einer Freundin Holteis, in deren Familie auch Laube als junger Mann längere Zeit als Hauslehrer gelebt hatte. — Die Schwester des Fürsten war die durch Lassalle hinlänglich bekannte Gräfin v. Hatzfeld, die Beschützerin der sozialdemokratischen Partei, eine stattliche, nicht mehr ganz junge Dame, deren etwas verblütes Gesicht noch immer Spuren ihrer früheren Schönheit zeigte. Vorübergehend berührte noch die mit Liszt liierte Fürstin Wittgenstein mit ihrer jugendlichen Tochter den Varnhagenschen Kreis und erregte durch ihr Verhältnis zu dem berühmten Musiker unser Interesse, ohne jedoch einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen.

Desto sympathischer war uns allen die geniale Schröder-Devrient Deutschlands größte dramatische Sängerin, die im Jahre 1852 sich längere Zeit mit ihrem Gatten, Herrn

v. Bock, einem livländischen Adligen, in Berlin aufhielt und den Varnhagenschen Salon öfters mit ihrer Gegenwart erfreute. Obgleich sie bereits hoch in den Vierzig stand und der Bühne entsagt hatte, entzückte sie noch immer durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit, durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und vor allem durch ihren — bezaubernden Gesang. — Ihr wunderbares Talent verriet sich auch in ihrer Unterhaltung. Die kleinste, unbedeutendste Erzählung gewann in ihrem Munde einen unbeschreiblichen Reiz und gestaltete sich unwillkürlich zu einer dramatischen Scene, indem sie die darin vorkommenden Personen und Situationen zugleich so lebendig und plastisch vorzustellen wußte, daß man dieselben zu sehen und zu hören glaubte. Mit gleicher Virtuosität gebrauchte sie dabei die verschiedensten Dialekte, zeichnete sie den sächsischen Philister, den Wiener Stutzer, den Berliner Lieutenant getreu nach der Natur. — Aus ihrem reichen und vielbewegten Leben, das sie selbst mit den höchsten Kreisen in Berührung brachte, erzählte sie die interessantesten und pikantesten Erinnerungen mit einer seltenen Aufrichtigkeit und Freimütigkeit. Als sie einst einigen Herren der Gesellschaft eine höchst komische, nur etwas verfängliche Anekdote mitteilte und eine der anwesenden älteren Frauen neugierig nach dem Grund des lauten Lachens fragte, erwiderte sie mit wahrhaft großartiger Naivetät: „Nichts für Damen, meine Liebe!“

Dabei war die Schröder-Devrient nichts weniger als eine frivole Natur, sondern eine echte Künstlerin, voll Begeisterung für alles Große und Schöne im Leben. Wenn sie von Beethoven und ihrer Begegnung mit dem großen Musiker sprach, leuchteten ihre noch immer schönen Augen und ver-

klärte sich ihr ganzes Gesicht. Höchst ergreifend war die Schilderung von ihrem ersten Auftreten als „Leonore“ in der Oper „Fidelio“. Sie war damals erst siebzehn Jahre, fast noch „ein Backfisch“, als sie in Wien unter den Augen des berühmten Komponisten in der schwierigen Partie debütierte. Der Anblick des ihr bisher unbekannten Komponisten, der trotz seiner völligen Taubheit die Oper selbst dirigierte, seine seltsamen Gestikulationen, sein wunderliches Aussehen, die verstörten Mienen, die unheimlich glänzenden Augen, das wirre Haar des alten Meisters versetzten die junge Sängerin in eine unbeschreibliche Aufregung und erklärliche Angst, die sie jedoch nach den ersten Takten glücklich überwand. Erst in der so erschütternden Kerkerscene mit „Florestan“ drohte ihre Kraft zu erliegen. Sie fühlte, daß die Stimme ihr versagte, wie ihre Brust sich krampfhaft zusammenschnürte. Statt zu singen, stieß sie nur einen furchtbaren, unmusikalischen Schrei aus, worauf sie, von Schreck und Aufregung überwältigt, zu Boden sank. Aus ihrer Betäubung wurde sie durch den fanatischen Jubel des Publikums geweckt, das ihre wirkliche Todesangst für das vollendetste Spiel einer genialen Künstlerin hielt. Auch Beethoven war erschüttert, obgleich er nur aus ihrem seelenvollen Gesicht den Erfolg ihres Talents erraten konnte, da er nichts mehr hörte. Nach der Vorstellung kam er zu ihr; sein dunkles Auge leuchtete, und sanft klopfte er die Wangen der jugendlichen Debütantin, für die er eine neue Oper zu schreiben versprach. „Das war,“ fügte die Schröder-Devrient lächelnd hinzu, „der schönste Lohn für meine ausgestandene Angst.“

Auf Varnhagens Wunsch sang die Schröder öfters die schönsten Lieder von Schubert und Schumann. Obgleich

ihre Stimme durch Alter und Krankheit gelitten und die jugendliche Frische und Fülle zum Teil verloren hatte, erzielte sie durch den vollendeten, künstlerischen Vortrag eine unbeschreibliche Wirkung. Keine lebende Sängerin erreichte auch nur entfernt die dramatische Kraft und innere Leidenschaft der Schröder-Devrient. Wer jemals das Glück hatte, von ihr den „Erlkönig" und „Rastlose Liebe" von Goethe, die Müllerlieder und Heines „Am Meer", von Schubert komponirt oder Chamissos „Frauen-Liebe und Leben" von Schumann zu hören, dem wird gewiß dieser in seiner Art einzige musikalische Genuß unvergeßlich bleiben. Es lag etwas Berauschendes, Dämonisches in ihrem Gesang, der sich am besten nur mit einer zum Himmel aufsteigenden Flamme vergleichen läßt. Mit Recht kann man von ihr dasselbe, wie von Rafael sagen, daß wie dieser auch ohne Hände ein großer Maler, die Schröder auch ohne Stimme eine große Sängerin geworden wäre. Von allen Lieder-Komponisten liebte sie am meisten den genialen Schubert, von allen Dichtern Heine, weshalb sie einmal treffend sagte: „Schubert, Heine und mich hat der Himmel extra für einander geschaffen".

Die große Künstlerin war zugleich eine leidenschaftliche Freundin der Freiheit und des Volkes, woraus sie kein Hehl machte. Während des Maiaufstandes in Dresden sympathisierte sie offen mit den Kämpfern, wenn sie auch nicht, wie fälschlich von ihren Feinden verbreitet wurde, auf den Barrikaden stand. Um den Verfolgungen der siegreichen Reaktion zu entgehen, sah sie sich gezwungen, Dresden zu verlassen. Auch der Aufenthalt in Rußland, wo ihr Gatte Güter besaß, war ihr untersagt. Herr von Bock war ein ausgezeichnet gebildeter Edelmann, der in Berlin Chemie studierte.

Obgleich um fast zwanzig Jahre jünger als die Schröder, liebte er die geniale Frau mit wahrer Leidenschaft. Die Ehe war die glücklichste, die man sich denken kann, und Herr von Bock brachte seiner Liebe die größten Opfer. Jahre lang entbehrte er ihretwegen die Heimat, da er sich von seiner Gattin, trotz des Drängens seiner nächsten Verwandten, auch nur auf kürzere Zeit nicht trennen wollte. Erst nach langen erfolglosen Bemühungen erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr, aber die Schröder konnte weder das Klima noch das Leben in Rußland vertragen. Schon nach kurzer Zeit kam sie wieder nach Deutschland zurück, um bei ihrer Schwester in Gotha zu sterben. — Gegenwärtig nimmt Herr v. Bock als Adelsmarschall von Livland eine hochgeachtete Stellung ein.

Auch Varnhagen lebte nur noch kurze Zeit. Er starb am 10. Oktober 1858 am Schlage, während er mit seiner Nichte Ludmilla eine Partie Schach spielte. Nach seinem Tode löste sich auch der Kreis auf, dessen Mittelpunkt er war. Mit ihm schwand der letzte Salon Berlins und jene höhere Geselligkeit, die einst unserer Hauptstadt zur Zierde und Freude gereichte.

Litterarische Vereine.

Obgleich Berlin zwei große litterarische Gesellschaften besitzt, die „Berliner Presse" und den erst vor kurzem gegründeten „Litterarischen Klub", so sind beide doch nur vorzugsweise gesellige Vereine zur Beförderung der Kollegialität und zur Wahrung der schriftstellerischen Interessen, so ausgezeichnete Kräfte und berühmte Namen ihnen auch angehören. Dagegen gibt es in Berlin noch eine dritte litterarische Gesellschaft, den sogenannten „Sonntagsverein" oder „Tunnel", der zwar augenblicklich an Altersschwäche zu leiden scheint und nur noch von den Erinnerungen an eine glänzende Vergangenheit zehrt, aber unstreitig lange Jahre einen bedeutenden Einfluß auf das geistige Leben der Residenz übte und eine Schule war, aus der eine Anzahl berühmter Dichter hervorgegangen sind.

Der Stifter dieses Vereins war der bekannte humoristische Schriftsteller Saphir, der damals in Berlin lebte und die von ihm redigierte „Schnellpost" herausgab. Im Jahre 1827 erließ derselbe eine gedruckte Einladung an

Freunde und Bekannte, sich am 3. Dezember in seiner Wohnung Behren- und Friedrichstraßenecke, wo jetzt der Prachtbau der Passage steht, einzufinden, um „die Vermählung der Frau Sahne mit dem Herrn Kaffee“ zu feiern. Nur eine kleine Zahl meist unbekannter Schriftsteller, einige Schauspieler, darunter der spätere Geheime Hofrat Louis Schneider und der berühmte Lemm, nächst dem großen Eßlair der vorzüglichste Darsteller von Heldenrollen, sowie mehrere gebildete Privatleute folgten dieser witzigen Aufforderung. Auf Saphirs Wunsch machte der Hofschauspieler Lemm der Versammlung den Vorschlag, nach dem Muster der „Ludlamshöhle“ in Wien, einen Verein zu gründen, der sich mit Ausschluß aller religiösen, politischen und finanziellen Tendenzen lediglich mit humoristisch-litterarischen Arbeiten beschäftigen und besonders seine Satyre gegen die Lobhudeleien und lächerlichen Prätensionen der damaligen litterarischen Cliquen in Berlin richten sollte.

Schon in der nächsten Sitzung wurde Saphir zum Vorsitzenden, der erst zweiundzwanzigjährige Hofschauspieler Louis Schneider zum Sekretär gewählt und die Statuten beraten. Die Gesellschaft nahm nach dem in jener Zeit von dem genialen Architekten Brunnel in London gebauten Tunnel **unter** der Themse den parodistischen Namen Tunnel **über** der Spree an. Die Mitglieder verzichteten während ihres Zusammenseins auf ihre bürgerlichen Namen und Titel, wofür sie eigene, mehr oder minder charakteristische Beinamen, wie Aristophanes, Swift, Petrarka, Campe u. s. w. erhielten. Der Vorsitzende wurde „angebetetes Haupt“, jedes produktive Mitglied „Makulatur“, die Zuhörer „Klassiker“, die vorgetragenen Arbeiten „Spähne“

genannt. Als Motto der Gesellschaft wählte man die Worte: „Ungeheuere Ironie und unendliche Wehmut“, zum Schutzpatron den Schalk „Tyll Eulenspiegel“, zum Szepter des Präsidenten einen „Stiefelknecht“, der jedoch später mit einem großen Stab vertauscht wurde, dessen Spitze mit den vereinten Symbolen „Eule“, „Spiegel“ und „Stiefelknecht“ gekrönt war, so daß der ganze Verein von vornherein einen humoristisch-barocken Anstrich erhielt.

Durch Saphirs fortwährende Streitigkeiten und Theaterskandale in unangenehme Konflikte verwickelt, drohte sich die kaum begründete Gesellschaft wieder aufzulösen. Diese Krisis ging jedoch glücklich vorüber und bald blühte der Tunnel über der Spree und nahm mit der Zeit einen überraschenden Aufschwung, wozu hauptsächlich der Umstand beitrug, daß in jenen alten Tagen, wo jedes politische Interesse fehlte, sich das ganze geistige Leben Berlins vorzugsweise auf Litteratur, Kunst und besonders auf das Theater beschränkte. Es war die Zeit, wo die Berliner Hofräte für die göttliche Sonntag schwärmten, wo der Streit zweier Schauspielerinnen die Gemüter bewegte und das Erscheinen eines neuen Romans noch ein Ereignis war. Unter diesen Umständen gedieh der Sonntagsverein und wuchs mit seinen höheren Zwecken, indem er sich nicht mehr auf das humoristische Genre beschränkte, sondern auch der ernsten Poesie ihr Recht ließ, wenn er auch die alten skurilen Formen und Gebräuche beibehielt, die merkwürdiger Weise einen großen Reiz übten und zum Gedeihn des Ganzen beitrugen. Die Zahl der Mitglieder stieg mit jedem Jahre; die Sitzungen wurden immer interessanter und in demselben Verhältnis auch die Anforderungen und Leistungen bedeutender. Allmählich machte

sich ein neuer poetischer Geist bemerkbar, der selbst in dem Aufnahme-Ceremoniel seinen charakteristischen Ausdruck erhielt. In feierlicher Sitzung wurde der zugelassene Kandidat von dem jedesmaligen Sekretär mit folgender dichterischer Ansprache begrüßt und in die Gesellschaft eingeführt:

„Wenn fröhlich sich die Kräfte regen,
Sind sie des Zieles sich bewußt;
Gehüllt zwar in der Narrheit Zeichen
Mühn sie sich Ernstes zu erreichen.
Und willst du Deutung unsrer Zeichen?
Sieh' hier des Schutzpatrones Bild!
Sein Name wird den Kern dir nennen,
Den er mit Schell' und Kapp' umhüllt:
Sieh' in der Eule weise Klarheit
Und in dem reinen Spiegel — Wahrheit."

Eine besondere Bedeutung gewannen die Sitzungen des Vereins durch die geistreiche, strenge Kritik der Mitglieder über die gelesenen Arbeiten. Wehe dem eingebildeten Dichterling, der die Gesellschaft durch seine schlechten Verse langweilte. Er wurde rücksichtslos über seine Unfähigkeit belehrt und schlich beschämt fort. Da galt kein Name, keine Autorität. Doch wurde die Schärfe des Urteils meist durch liebenswürdigen Humor gemildert und jede absichtliche Beleidigung war ausgeschlossen. So lautete einmal das Urteil über ein schwaches, verfehltes Gedicht: eignet sich besonders zur Komposition — aber nur als — Lied ohne Worte. — Dagegen kargte die Gesellschaft nicht mit ihrer Anerkennung, wo diese wirklich verdient war, und ehrte das wahre Talent durch allgemeine Akklamation nach altem Tunnelbrauch mit lautem Fußscharren statt des sonst üblichen Händeklatschens. — Zur Belebung des poetischen Eifers und Erhöhung des Ver-

gnügens wurden von Zeit zu Zeit poetische Wettkämpfe veranstaltet und nach der Weise der alten Troubadoure ein förmlicher Liebeshof veranstaltet und in künstlerischen Tenzonen die aufgestellten Fragen beantwortet: ob es besser sei, ungeliebt zu lieben, als geliebt nicht wieder zu lieben? Welches Herz liebt mehr, dasjenige, das nur Eine oder das Viele liebt? Was ist schmerzlicher, den Nebenbuhler zu seiner Geliebten gehn oder von ihr kommen zu sehn? — Zuweilen wurden auch scherzhafte Fragen und Themata zur Übung des Witzes aufgegeben: ob im Fall einer Feuersbrunst im Tunnel der Spiegel oder der Stiefelknecht zu retten sei? Woher es komme, daß die Jungen im Winter Schneemänner, aber keine Schneefrauen errichten. Ob der Stiefel oder der Schuh vorzuziehn sei.

Die meisten Mitglieder waren nicht eigentliche Schriftsteller von Beruf, sondern gebildete Männer aus allen Ständen, die sich in ihren Mußestunden mit Poesie beschäftigten, mehr oder minder begabte Dilettanten, wie der spätere Kultusminister Heinrich v. Mühler, der als junger Assessor unter dem Tunnelnamen „Cocceji" sein bekannt gewordenes Lied: „Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus" unter allgemeinem Jubel vortrug und damals einer der heitersten, liebenswürdigsten Männer und nichts weniger als ein frommer Kopfhänger oder beschränkter Reaktionär war. Auch der jetzige Justizminister Friedberg gehörte lange Zeit dem Sonntagsverein an und zeichnete sich in demselben durch seine geistreichen Kritiken aus, die den scharfsinnigen Kopf verrieten. Die glänzendste Epoche in der mehr als fünfzigjährigen Geschichte des Sonntagsvereins ist das dritte Jahrzehnt seines Bestehens

von 1847—57. In diesem denkwürdigen Zeitraum fanden sich in den Sitzungen des Tunnels eine Anzahl meist junger, seltener Talente zusammen, die sich in der deutschen Litteratur einen weit über die Grenzen Berlins reichenden Namen erworben haben. Außer den genannten, älteren Mitgliedern sah man an den bestimmten Abenden den Kunstforscher Franz Kugler (Lessing), Emanuel Geibel (Bertrand de Born), Paul Heyse (Hölty), Theodor Fontane (Lafontaine), den leider jung gestorbenen Eggers (Anakreon), Graf Moritz von Strachwitz (Götz von Berlichingen), Felix Dahn (Waiblinger), Hugo von Blomberg (Maler Müller), Bernhard von Lepel (Schenkendorf), Christian Friedrich Scherenberg (Cook), Eduard Tempeltey (Gellert), Franz von Gaudy (Ziethen), Rudolf Löwenstein (Spinoza), Georg Hesekiel (Claudius), Professor Lazarus (Leibnitz), den Bürgermeister Gildemeister (Camöns), Max Ring (Zinzendorf) u. s. w. Zu den Dichtern gesellten sich zahlreiche bedeutende Künstler, die Maler Adolf Menzel (Rubens), Theodor Hosemann (Hogarth), Stielke (Rafael Mengs), Ludwig Burger (Graf), der Direktor der Bauakademie Lucä, der Bildhauer Wilhelm Wolf (Peter Vischer) und der Musiker Wilhelm Taubert (Dittersdorf). In jenen schönen Tagen las Geibel hier seine „Juniuslieder", Paul Heyse, der jugendlich schöne Liebling der Musen, seine ersten Gedichte und später seine formvollendeten „Novellen in Versen", die „Idyllen aus Sorrent" vor. Hier ließ der originelle Scherenberg seine Schlachtgesänge „Leuthen" und „Waterloo" gleich kriegerischen Fanfarren erschallen, der noch frische Fontane seine

„schottischen Balladen" und vaterländischen Heldengedichte erklingen, und der ritterliche Strachwitz trug seine romantischen Lieder vor, hinreißend durch ihre kühne Poesie und durch den Zauber seiner Stimme, obgleich der Dichter merkwürdiger Weise gewöhnlich — stotterte und nur in der Begeisterung diesen Sprachfehler ablegte. Hier debutierte auch Rudolf Löwenstein mit seinen reizenden „Kindlerliedern", die Taubert komponierte und wunderbar schön ohne Stimme sang. Hier erregte Louis Schneider durch seine humoristischen Arbeiten und seine „Berliner Nächte" ungeheuere Heiterkeit, fesselte der deutsche Maryat, der dicke Smidt durch seine „Seegeschichten" und „Devrient-Novellen". Auch die Kritik wurde bald mit gediegenem Ernst, bald mit leichtem Witz von Franz Kugler, dem sarkastischen Merkel und dem genialen Maler Menzel geübt, der viele Jahre das Protokoll der Sitzungen führte und mit seinen unsterblichen, satyrischen Handzeichnungen schmückte. Besonders feierlich wurde das Stiftungsfest des Tunnelheiligen Tyll Eulenspiegel begangen, woran sich außer den Mitgliedern zahlreiche, an diesem Tage zugelassene Gäste, auch Damen beteiligten. An solchen Tagen erschien der Sonntagsverein in seinem höchsten Glanz, die Teilnehmer mit ihrer von dem Vorsitzenden ihnen verliehenen Eulenspiegel-Orden geschmückt. Da sah man hochgestellte Beamte wie Mühler und Friedberg, berühmte Dichter und Künstler wie Heyse und Adolf Menzel gleich lustigen Burschen schwärmen. Selbst die sonst durch ihre Stellung oder ihre Verhältnisse verhinderten Tunnelbrüder fanden sich zu dem Feste ein und kamen oft aus weiter Ferne, um der Feier beizuwohnen. Bei solchen Gelegenheiten wurde auch ein öffentliches Turnier abgehalten und in zierlichen Versen

darüber gestritten, ob die Rose mit oder ohne Dorn, die Kunst des Redens oder Schweigens vorzuziehn sei? Der preisgekrönte Sieger erhielt eine von den künstlerischen Mitgliedern zu diesem Zweck gelieferte Statue oder ein Bild. Beim frohen Mahle fehlte es nicht an sinnigen Toasten und Trinksprüchen und die von Menzel oder Hosemann gezeichnete Tischkarte steigerte noch die allgemeine Heiterkeit, während Taubert und andere Musiker die Gesellschaft durch ihre Lieder und neuesten Kompositionen entzückten.

Nur einmal ist der Verein als solcher mit einem Bändchen Gedichte unter dem Titel „Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins“ in die Öffentlichkeit getreten. Dagegen lieferte er bereits in den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens nicht weniger als 6735 poetische Beiträge, unter denen sich manche herrliche und allgemein anerkannte Perle der deutschen Litteratur befindet, wie die Vorträge „über van Dyk und Thorwaldsen“ von Eggers, „König Sigurds Brautfahrt und Heimkehr“ von Geibel, „Bedenklichkeiten“ und „Heut' bin ich ärgerlich“ von Heinrich Mühler, „Waterloo und Leuthen“ von Scherenberg, der gefangene „Seeheeld“ und das „Herz von Douglas“ von Moritz von Strachwitz, „Die Brüder“, „Marion“ und das „Thal von Epiego“ von Paul Heyse, die witzigen „Difteldinger“ von Merkel, der „alte Dessauer“ und „Ziethen“ von Theodor Fontane. — Außerdem ruht noch in den Archiven des Tunnels ein Schatz von Gedichten, wert der Vergessenheit entrissen zu werden. — So wirkte der Sonntagsverein anregend und belebend auf alle seine Mitglieder, die in ihm Förderung und Beistand für ihre poetischen Bestrebungen fanden. Er war im eigentlichen Sinne eine Schule für junge Dichter,

ein Mittelpunkt für alle Freunde der Litteratur und vertrat in würdiger Weise das poetische Element der Residenz. Wenn auch die alten Formen hier und da an die Gebräuche der Meistersänger erinnerten, so durchströmte in jener Zeit ein frischer Geist den Verein. Zugleich umschlang ein Freundschaftsbund sämtliche Mitglieder, die im Tunnel nicht nach Rang und Stand, sondern nur nach Talent und persönlichem Wert fragten. Hier reichte der hohe Staatsbeamte dem Schauspieler, der Civilist dem Militär, der Aristokrat dem Bürgerlichen, der berühmte Schriftsteller dem gebildeten Kaufmann die Hand. Selbst ein Handwerker, der begabte Bäckermeister Goltdammer, und der Buchhalter eines angesehenen Bankiers Ludwig Lesser (Lieber) genossen als Tunnelbrüder eine hohe Achtung und Anerkennung im Verein.

Leider unterlag auch der Sonntagsverein dem Schicksal aller irdischen Einrichtungen. Der Tod und auch das Leben haben die Reihen der Mitglieder gelichtet. Viele sind gestorben, Andere, und zwar nicht die Schlechtesten, haben sich zurückgezogen. Franz Kugler, Eggers, Mühler, Strachwitz, Friedrich Scherenberg, Merkel, Hesekiel ruhen im Grabe, Franz von Gaudy starb als Oberst 1866 auf dem Schlachtfeld den Tod fürs Vaterland, Paul Heyse lebt in München, Geibel in Lübeck. Friedberg ist Minister und stöhnt unter der Last der Staatsgeschäfte. Rudolf Löwenstein arbeitet für den Kladderadatsch und Tempeltey führt als Geheimer-Kabinetsrat die Korrespondenz des Herzogs von Koburg. Die alten Sänger sind verstummt oder fortgeflogen und lassen fern von der Heimat ihre schönsten Lieder erklingen. Andere sind alt und müde geworden und ruhen auf ihren Lorbeern

aus. Der junge Nachwuchs bietet nur spärlichen Ersatz und wenig neue Blüten. Dazu kommt noch die Ungunst der Zeit und die materielle Richtung der Gegenwart. Politik und Börse nehmen das öffentliche Interesse hauptsächlich in Anspruch und drängen die poetischen Neigungen und Bestrebungen immer mehr in den Hindergrund. Mit Wehmut gedenken die alten Tunnelbrüder der Vergangenheit und wo sich zwei im Leben begegnen, drücken sie sich die Hand und sagen: „Es war doch eine schöne Zeit.“

Trümmer und Reliquien der Vergangenheit.

Noch immer hegt der Süddeutsche ein zum Teil nicht ganz unbegründetes Vorurteil gegen die sogenannte Metropole der Intelligenz, die er sich als eine Anhäufung von langweiligen Kasernen, Exercierhäusern und Reitschulen in einem wüsten Sandmeer denkt, bewohnt von zugeknöpften, schnarrenden Gardelieutenants und steifen Geheimräten mit ihren bleichsüchtigen Töchtern, welche ausschließlich von dünnem Thee und noch dünneren Butterbroten leben. Selbst die besser Unterrichteten finden Berlin mit seinen neuen schnurgeraden Straßen und seinen hohen Häusern, mit seinen prachtvollen Museen und meist jämmerlichen Kirchen, mit seinem staubigen Tiergarten und der schmutzigen Spree uninteressant und — wie sich besonders die Gelehrten auszudrücken pflegen — unhistorisch. Wie die meisten Vorurteile wird auch dieses bei genauerer Prüfung und sorgfältiger Untersuchung immer mehr schwinden. Zu diesem Zwecke genügt schon eine Wanderung durch die Straßen Berlins, die keineswegs so uninteressant sind, als ein flüchtiger

Beobachter vielleicht zu glauben geneigt ist. Allerdings sind hier mehr als anderswo die Spuren der Vorzeit durch das schnelle Wachstum in den Hintergrund gedrängt und zum Teil verwischt worden, aber trotzdem fehlt es auch in Berlin nicht an ehrenwürdigen Reliquien, uralten Gebäuden und Denkmälern, steinernen Kroniken, die uns von dem Leben der Vergangenheit erzählen und von dem Thun und Treiben der Vergangenheit Rechenschaft geben. Wer dieselben sehen will, der darf sie freilich nicht in den eleganten Stadtteilen suchen, wo Palast an Palast emporsteigt, sondern in abgelegeneu Gäßchen, in verrufenen Winkeln und in den minder genannten, von der feinen Welt nur selten besuchten Straßen.

Das historisch merkwürdige Berlin umfaßt gegenwärtig die Brüder-, heilige Geist-, Spandauer-, Stralauer-, Jüden-, Kloster-, Bischofs-, Papenstraße rc., welche jetzt hauptsächlich dem Handel und der Industrie dienen. Wo sonst stolze Ritter und vornehme Patricier hausten, wohnt jetzt der betriebsame Kaufmann, der geschäftige Fabrikant und oft der schmutzige Trödler. Die materiellen Interessen haben den Sieg davon getragen, die moderne Industrie das feudale Mittelalter fast bis auf die letzte Spur verdrängt. Das Alte mußte vergehen, damit ein neues Leben sich entwickelte, die Sonderinteressen vor dem allgemeinen Wohle schwinden, die Bevorrechtung einzelner Stände, ihre Freiheiten und Privilegien dem Recht und der Freiheit aller weichen. Es ist dies ein allgemeines Naturgesetz, daß jede Neubildung nur auf Kosten einer früheren Schöpfung geschieht, daß die Blüte verwelken muß, damit die Frucht sich erst daraus entwickeln kann. Ein solches Gefühl überkommt unwillkürlich den Wanderer, wenn er das alte Berlin durchschreitet, um

unter dem geschäftigen Lärm des Tages und dem rastlosen Treiben der Gegenwart die Trümmer und Reliquien der Vergangenheit zu suchen, jene wunderlich alten Häuser mit engen, finstern Treppen, lang gestreckten, dunklen Höfen und kleinen, niedrigen Zimmern, jene altersgrauen Kirchen aus rohen Quadern gebaut, jene oft unscheinbaren bemoosten Steine und Denkmäler, welche eine Fülle historischer Erinnerungen erwecken.

Das alte Rathaus von Berlin hatte das Unglück, in den Jahren 1380, 1484 und 1581 vom Feuer stark beschädigt zu werden, wobei viele wertvolle Dokumente mit verbrannt sind. Im Jahre 1693 wurde es nach dem Plane des berühmten Architekten Nering gänzlich umgebaut, erweitert und renoviert; 1840 verlor es den aus jener Zeit noch stammenden Turm, den einzigen Schmuck, den das graue, finstere und in keiner Beziehung seiner Bestimmung und geschichtlichen Bedeutung würdige Gebäude aufzuweisen hatte, und endlich wurde es ganz niedergerissen, um einem neuen monumentalen Bau Platz zu machen. — In jenen alten Tagen hatte der Berliner Rat eine fast fürstliche Gewalt, indem er in seiner Hand die Kommunal-, Gerichts- und Polizeigewalt vereinigte. Anfänglich besaß Berlin, wie die meisten alten Städte in der Mark, eine vollkommen demokratische Verfassung. Die angesessene Bürgerschaft wählte zwölf Ratsherren aus ihrer Mitte, welche jedoch, ohne die gesamten Bürger zu befragen, nichts Wichtiges vornehmen durften. Von den Ratsmännern schieden jährlich viere aus, die durch neue Wahlen ersetzt wurden. Daher findet man in den alten Urkunden die häufig vorkommende Bezeichnung: „Rademanne olde und nye (Ratmänner alte

und neue). Schon im Jahre 1280 scheinen jedoch die Ratmänner von Berlin nach einer oligarchischen Regierung getrachtet zu haben, indem sie die Zustimmung der Bürger zu umgehen suchten, was zu mannigfachen Streitigkeiten Veranlassung gab. Unter dem Kurfürsten Sigismund erreichte endlich die aristokratische Partei ihr Ziel, indem von nun an nicht mehr die gesamte Bürgerschaft zur Wahl zugelassen wurde, sondern Bürgermeister und alte Ratmänner die neuen jährlich durch Stimmenmehrheit erwählten, so daß diese Ämter und Würden in bestimmten Patricierfamilien, die sich nach und nach in Berlin eingefunden oder allmählich gebildet hatten, so gut wie erblich wurden. Natürlich waren die gemeinen Bürger mit diesen Neuerungen keineswegs einverstanden; sie erregten Unruhen, und diese boten den Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, da von ihnen Abhilfe gefordert wurde, willkommene Gelegenheit, sich in die innern Angelegenheiten der Bürger zu mischen und die freie Verfassung zu beseitigen. Dies geschah unter Friedrich II., den die über die Willkür des Rats empörten Bürger und Gewerke zum Schiedsrichter herbeiriefen. Durch seinen Ausspruch, dem sich die Ratmänner fügen mußten, wurde die bisherige Verfassung vollkommen aufgehoben. Der neue Rat sollte, wie es in der betreffenden Urkunde heißt, jährlich „frumme Lüte, sunderliken ut den Vierwerken verran (voran) und den „gemeynen Bergern" to Borgermeister und to Ratmannen kesen (wählen)". Zum Lohn stellte der Kurfürst die Bedingung, daß er fortan die Thorschlüssel der Stadt haben sollte. Die Wahlen wurden auch nicht eher für gültig angesehen, bis der Kurfürst sie zuvor bestätigt. Indem das Haus Hohenzollern sich mit den

demokratischen Volkselementen gegen die angemaßten Rechte einer patricisch-oligarchischen Partei verband, gelang es ihm, seine eigene Macht zu vergrößern und den Grundstein zu der notwendigen Einheit des Staats und der Souveränetät, allerdings auf Kosten der bürgerlichen Selbständigkeit und Freiheit, zu legen.

In jenen Zeiten wurde auch von der Stadt auf dem Rathause die Gerichtsbarkeit ausgeübt. Auch dieses Privilegium ging im Jahre 1484 mit vielen andern an Friedrich II. von Hohenzollern verloren. Damals verschwand auch der steinerne „Roland", der auf dem Molkenmarkte stand und als Zeichen des der Stadt verliehenen Blutbannes galt. Die Gerichtsverhandlungen fanden öffentlich, im Freien und vor dem gesamten Volke statt; nur bei schlechtem Wetter wurden sie in der „Laube", einer offenen Halle des Rathauses, abgehalten. Der Schulze war der Vorstand des Gerichts, bei dem die Klage angebracht wurde; er berief die Schöppen, ähnlich unseren heutigen Geschworenen, um das Urteil zu fällen. Auch die das Gericht umstehenden Zuschauer, welche teils Neugierde, teils Interesse herbeigeführt, blieben nicht unthätig. Sie bildeten den sogenannten „Umstand", der zwar von dem eigentlichen Gericht durch eine Schranke, oft nur durch ein bloßes Seil getrennt war, aber häufig, zumal wenn es aus alten und erfahrenen Leuten bestand, um Rat und Beistand bei der Findung und Abfassung des Urteils befragt und angegangen wurde. Der Schulze oder Richter mußte das so gefaßte Urteil aussprechen und vollstrecken, wobei ihm nicht gestattet war, auch nur die geringste Veränderung weder im Wortlaut noch an der Strafe vorzunehmen. Das Gericht war im eigentlichsten

Sinne ein volkstümliches und weit demokratischeres Institut als unsere Geschworenen, da auch die Umstehenden aufgefordert wurden, ihre Meinung in schwierigen Fällen abzugeben und die Verhandlungen durchaus den Charakter der unbeschränktesten Öffentlichkeit und Freiheit zeigten.

Dicht an dem alten Berliner Rathause und zwar in der Spandauer Straße stand auch der Pranger, damals der „Kaak“ genannt, ein Pfahl mit einem eisernen Halsbande, woran die Verbrecher angeschlossen und von dem Büttel öffentlich gezüchtigt wurden. Noch zu einem andern Zwecke wurde in früheren Zeiten der Pranger gebraucht und zwar zum Anheften von Plakaten und Karikaturen. Jedem Bürger war es mit Bewilligung des Magistrats erlaubt, derartige „Scheltbriefe“ anzuschlagen, wenn ihm jemand das Wort gebrochen oder sonst treulos an ihm gehandelt hatte. Der Schreiber eines solchen Pamphlets stand daneben und las mit lauter Stimme dem Volke seinen Angriff vor, erläuterte auch die dazu gehörigen Karikaturen zum Ergötzen des Publikums, das an diesem mittelalterlichen „Kladderadatsch“ seine Freude hatte und die etwas derben, oft zotenhaften Witze laut belachte. Allerdings mußte aber auch der Skribent für die Wahrheit seiner Beschuldigungen einstehen, widrigenfalls er dieselben Strafen zu erleiden hatte, die den Gegner für sein Vergehen trafen. Wurde ihm bewiesen, daß er gelogen, so mußte er seinen Scheltbrief öffentlich ablesen, dann mit der eigenen Hand sich einen Schlag auf den Mund geben und hinzusetzen: „Mund, als du das sprachest, da logest du die Worte.“ Hiermit war er also für sein ganzes Leben ehrlos erklärt, ein großes Unglück in jenen Tagen, wo die Ehre noch als das höchste Gut des Mannes galt. Das

alte Berliner Stadtbuch bemerkt zu der betreffenden Verordnung ganz treuherzig: „Gott gebe, daß brave Leute es dazu nicht kommen lassen, sie verschlagen ja Leuten an Ehren. Doch sind deren viele, die selber sich mutwillig in Unehren bringen, aber sie sind nicht darum rechtlos, was wohl zu unterscheiden ist.“ Als ein Pröbchen der damaligen Plakaten-Litteratur mögen folgende Anreden dienen: „treuloser, vor der Welt aufgeblasener Betrüger, Lügner, Schelme, Beutelschneider, Schmutzteufel, falsche, siegellose, unehrliche, glaublose, böse, lügenhafte Leute, die Lügen mit Siegeln und falschen Zeugen getrieben, denen Betrug keine Schande deucht.“ — Auch die Karikaturen waren von demselben Schlage und meist so kräftiger Art, daß sie sich unmöglich wiedergeben lassen, da, wie bekannt, unsere Vorfahren eine Portion unflätigen Humors vertragen konnten und nicht so zart und empfindlich in gewissen Dingen waren, wie unsere jetzige, darum aber schwerlich sittlichere Generation.

Nicht immer ging es so streng und ernsthaft auf dem Berliner Rathaus zu, sondern oft genug herrschte daselbst laute Lust und ausgelassene Fröhlichkeit. Bei festlichen Gelegenheiten wurde daselbst geschmaust und gezecht und wohl auch ein Tänzchen veranstaltet, wobei natürlich das schöne Geschlecht nicht fehlen durfte. Als der wilde Ritter Quitzow nach langer Fehde sich wieder mit der Stadt Berlin vertrug, da wurde ihm zu Ehren ein prächtiges Gastmahl gegeben, und bis zum Morgen tanzte der ebenso galante als raublustige Herr mit den schönen Töchtern der Ratsherren und Geschlechter. Wie tanzlustig unsere Vorfahren aber waren, dafür spricht die alte Verordnung, welche den Bürgern bei Strafe verbietet, nach dem Läuten der Abendglocke auf den

Straßen zu tanzen. Vielleicht dürfte es für unsere schönen Leserinnen nicht ohne Interesse sein, die verschiedenen Namen der Tänze und die betreffenden Touren kennen zu lernen. Da gab es einen „Zwölfsmonatstanz", worin die Paare durch verschiedene Bewegungen das Ab- und Zunehmen des Mondes und das Kommen und Schwinden der Jahreszeiten symbolisch ausdrückten. Sehr beliebt war der „Totentanz", wobei ein Tänzer niedersank und den Toten spielte, während er von allen anwesenden Damen im Vorbeischreiten geküßt wurde. Zuweilen übernahm auch wohl eine Jungfrau die Stelle des Verstorbenen und ließ sich zur Abwechslung von den Herren küssen. Jedenfalls verdiente dieser Tanz wieder Mode zu werden. Der „polnische Tanz" bestand nach einer alten Beschreibung „in großen Reverenzen, lieblichem Neigen mit Kippen und Wippen" und war mutmaßlich unserer Polonaise sehr ähnlich. Im „Taubentanz" wurde das Trippeln der Tauben und vielleicht ihr zärtliches Liebesgirren nachgeahmt, während der „Schmoller" das Schmollen und die Versöhnung der Liebenden darstellte. Das „Zäunen" scheint die größte Ähnlichkeit mit unserer ebenfalls veralteten Ecossaise gehabt zu haben und der „Drehtanz" unser gewöhnlicher Walzer mit entsprechenden Modifikationen gewesen zu sein.

Wie den Tanz, so liebten die alten Berliner auch einen guten Trunk, den sie in dem „Ratskeller" fanden, der aber nicht im Rathause selbst, sondern in der Nähe lag, wo jetzt das Haus Nr. 64 in der Spandauer Straße steht. Unsere Vorfahren waren kluge Leute und ließen nicht so leicht den Wein hinaus, der einmal in ihre Stadt gekommen war. Jeder Weinhändler mußte seinen Wein in dem Stadtkeller

ausschenken; nur wenn dieser vollständig gefüllt war oder bessere Ware ankommen sollte, war es ihm gestattet, den Wein außerhalb zu verkaufen. Sobald ein Weinhändler ein Faß fremden Weins nach Berlin brachte, so meldete er sich beim Rate, der das Faß in den Ratskeller bringen, untersuchen und den Preis festsetzen ließ. Hiermit erhielt er erst die Erlaubnis, den Wein zu dem bestimmten Preise auszuschenken. War der Weinhändler mit der Abschätzung nicht zufrieden, so konnte er das Faß zuschlagen und damit weiter ins Land ziehen, wenn er zuvor ein Lagergeld von vier Schillingen entrichtet hatte. Auch war es ihm gestattet, seinen Wein „auf der Stadt Gerechtigkeit" auszuschenken, d. h. gegen eine von der Stadt bestellte, übermäßig hohe Abgabe den Preis selbst festzusetzen und ihn so teuer als möglich zu verkaufen. Alle diese Bestimmungen galten indes nur für die fremden Weine, während die einheimischen Erzeugnisse von jedem derartigen Zwange frei waren. In der Mark und vor den Thoren von Berlin wurde ein ganz ansehnlicher Weinbau betrieben, wofür noch Namen wie die „Weinmeisterstraße", „Wolanks Weinberge" ꝛc. hinlänglich Zeugnis ablegen. Dieser Landwein wird wahrscheinlich seinem Naumburger und Grünberger Kollegen an Säure und sonstigem Geschmack nichts nachgegeben haben.

Von der Leistungsfähigkeit der alten Berliner im Trinken haben wir mancherlei historische Beweise; so erzählt der alte Chronist Lockel: „Als Landgraf Moritz mit einem Gefolge von 3000 Pferden zn Berlin 1526 war, wo er sich zehn Tage aufhielt, sind Herr und Knecht so mächtig voll nach Spandau gegangen, daß sie fast das Spandauische Thor nicht finden konnten." — Der gelehrte Abt Johannes Tritheim

schildert im Jahr 1505 den Charakter und die Sitten der Märker im allgemeinen und der Berliner insbesondere folgendermaßen: „Das Land ist zwar gut und sehr fruchtbar, aber es bedarf fleißiger Bearbeitung, da es sehr weitläufig und von großem Umfange ist, die wenigen und überaus faulen Bauern aber Trunk und Müßigang mehr lieben als die Arbeit. Wir können überhaupt von ihnen sagen: die Märker werden durch Gelage und Müßigang arm, durch fasten krank und durch trinken beschleunigen sie den Tod. Ihre größere Zahl ist der Völlerei überaus ergeben, so daß hier zu Lande Leben fast nichts Anderes heißt als essen und trinken.“ — Ein gewisser Andreas v. Röbell, der lustige Rat des Kurfürsten, erhielt das einträgliche Kanonikat zu Havelberg, wogegen er folgendes Dokument ausstellen mußte: „Als verpflichte ich mich dakegen hiemit ausdrücklich, daß S. Churf. Gnaden meynes Bartes zu sambt Grundes und Bodens mechtig seyn soll. Desgleichen will ich mich des Vollsaufens enthalten und auf jede Malzeit mit zween ziemblichen Bechern Weins und Biers die Malzeit schließen. Infall ich aber ohne Ihre Kurfürst. Gnaden erlaubens dieses überteretten Und ich drunken befunden werde: Als soll und will ich mich so baltt ich gefordert werde in der Kuchen einstellen und mit vierzigh Streichen weniger einem Jemaßen dem heiligen Paulo geschehen, von denen, so Ihr Gnaden darzu verordenen werden, mit der Rutte geben lassen.“ — Ein Geistlicher entwirft in einer Leichenrede auf einen märkischen Edelmann aus dem Jahre 1604 ein Bild von den Sitten der Schlemmer: „und Epikurische Weltkinder, welche alle Tage mit Saufen und vollen Magen leben, und führen zu ihrer Ordensregel daß Symbolum, oder den Reimspruch

deß Epikuri: Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas, das ist so viel gesagt:

Die beste Speiß jag durch den Kragen;
Mit Bier und Wein füll stets den Magen,
Stirbstu einmal, so ist es aus,
Dort ist kein Lust, leb hier im Sauß." —

In der Spandauer Straße stand noch vor kurzem das älteste Privathaus in Berlin, welches die Nummer 49 führte. Es gehörte dem berühmten und reichen Geschlechte der Blankenfelde, das außerdem noch die Güter Pankow und Weißensee besaß. Wie eine im Hause befindliche Tafel besagt, wurde das Haus im Jahre 1380 von einer Feuersbrunst verzehrt und später in seiner jetzigen klosterähnlichen Gestalt wieder aufgebaut. Besonders schön soll das Eckgemach gewesen sein, in Form einer Kapelle mit herrlichen bunten Glasfenstern und mit einem mächtigen Pfeiler in der Mitte, der die gewölbte, al fresco gemalte Decke trug. In diesen Räumen wurde der allgemein gefürchtete Dietrich von Quitzow zur Zeit, wo er mit den Berlinern auf einem freundschaftlichen Fuße stand, von dem damaligen Bürgermeister Blankenfeld bewirtet und, wie der alte Chronist Engel naiv erzählt, „zu herrlichen Panketen geladen, dabei köstliche Weine, allerlei Saitenspiel, schöne Weibsbilder und was dergleichen mehr zur Freude und Fröligkeit dienen möge, gewesen. Ihn auch Abends mit Laternen, Fackeln, Gesängen und anderen Freudenspiel nach Hause beleitet." In den katholischen Zeiten war hier eine Zeit lang ein Konvent, der durch die Reformation beseitigt wurde. Der Sage nach führte ein unterirdischer Gang von dem alten Gebäude bis nach dem grauen Kloster in der Klosterstraße; jedoch hat man trotz aller Nachforschungen

keine Spuren einer derartigen Verbindung aufgefunden. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts kam das Haus in den Besitz des berühmten Kammergerichtsrats Seidel, später war es Eigentum des Geheimrats Stephani, der es 1721 einem Kaufmann Röben überließ. Wie die meisten Häuser der Spandauer Straße diente es später zum Geschäftslokal.

Das Haus Nr. 72 in der Spandauer Straße gehörte dem Etatminister Freiherrn von Bartholdi, der, wie der bekannte Baron von Pöllnitz in seinen Memoiren behauptet, durch ein glückliches Mißverständnis dem Hause Hohenzollern die preußische Königskrone erwarb. Seitdem August der Starke von Sachsen König von Polen geworden, hatte der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg keinen andern Wunsch, als ebenfalls die königliche Würde zu erlangen. Vergeblich hatte sich sein Gesandter in Wien, Graf Christoph von Dohna, bemüht, die nötige Einwilligung des Kaisers Leopold zu diesem Schritte zu gewinnen. Was jedoch der feinsten Diplomatie nicht gelang, sollte der wunderliche Zufall bewirken. Der Gesandte, an dem glücklichen Ausgange der bisher gepflogenen Unterhandlungen verzweifelnd, hatte um seine Abberufung gebeten und sie auch erhalten. In seiner Abwesenheit versah der preußische Resident in Wien, Geheimer Rat Bartholdi, die Geschäfte. Dieser erhielt vom Hofe in Berlin eine Depesche in Chiffreschrift, worin ihm aufgetragen wurde, noch einen Versuch zu machen und einen einflußreichen kaiserlichen Minister zu bestechen. Der Name des Betreffenden war jedoch unleserlich; Bartholdi glaubte, daß damit der Pater Wolff, ein Jesuit und Beichtvater des Kaisers, gemeint sei. Der Jesuit fühlte sich geschmeichelt,

daß einer der mächtigsten protestantischen Fürsten sich an ihn wendete; er gebrauchte seinen bedeutenden Einfluß und zwar mit so gutem Erfolge, daß Leopold seinen bisherigen Widerstand schwinden ließ und seine Zustimmung dazu gab, daß der Kurfürst von Brandenburg König in Preußen, wie die Formel lautete, wurde. Nach einem andern Bericht hatte Bartholdi die Depesche, welche ihm anriet, den Pater Wolff zu vermeiden, gänzlich mißverstanden und verwenden dafür gelesen. Die Jesuiten erhielten 200000 Thaler zur Belohnung für ihre Dienste; der ebenso staatskluge als tapfere Prinz Eugen erkannte allein die Bedeutung dieses Ereignisses, indem er den charakteristischen Ausspruch that: „Die Minister, die dem Kaiser geraten haben, den König in Preußen anzuerkennen, verdienten gehangen zu werden." Bartholdi, der aus einer bürgerlichen Familie stammte, wurde mit Geld und Ehren überhäuft und zum Etatminister erhoben. Sein Haus aber gelangte später in den Besitz des bekannten Kapellmeisters Graun, der ein Liebling Friedrich des Großen war und durch eine glänzende Heirat sein Glück gemacht hatte. Hier komponierte er eine Reihe trefflicher Werke, von denen sich die berühmte Cantate „der Tod Jesu" noch heute einer großen Popularität erfreut und jährlich während der Osterwoche in der hiesigen Garnisonkirche aufgeführt wird.

Von den Häusern, welche in der Spandauer Straße einen Teil des jetzigen General-Postamtes bilden und noch aus dem sechzehnten Jahrhunderte stammen, gehörte Nr. 21 dem berühmten Staatsminister v. Meinders, Nr. 22 dem Feldzeugmeister Grafen v. Sparr; hier fanden die früher längere Zeit sehr besuchten Fliesschen Konzerte statt, der

Sammelplatz der Berliner Musikfreunde im Anfange unseres Jahrhunderts. — In derselben Straße Nr. 68 wohnte einige Zeit Lessing mit seinem Freunde Mylius im bescheidenen Dachstübchen, zuletzt aber Moses Mendelssohn, der das Haus kaufte und darin starb. An diese bescheidenen Räume knüpft sich eine der größten Epochen unserer deutschen Litteratur; in Gemeinschaft mit seinen Berliner Freunden Nicolai und Mendelssohn ließ der damals jugendliche Lessing „Briefe die neueste Litteratur betreffend“ erscheinen; hier wurde der „Phädon“ von Mendelssohn geschrieben, hier studierte Lessing das Original zu seinem Nathan; hier wurde jener schöne Freundschaftsbund zwischen dem Christen und Juden geschlossen, ein leuchtendes Vorbild humaner Duldung und höchster Toleranz, hier die Saat der schönen Menschlichkeit ausgestreut, die hundertfältige Früchte trug. Das kleine, unansehnliche Haus verwandelt sich vor unsern Augen in einen strahlenden Tempel, beschienen von der leuchtenden Sonne der wahren Aufklärung und echten Menschenliebe. Eine Gedenktafel mit goldenen Buchstaben bezeichnet die Stätte, wo Lessing und sein Freund Mendelssohn oft bis nach Mitternacht in philosophischen und litterarischen Gesprächen verkehrten oder vertieft bei ihrer Schachpartie saßen. — Aber noch andere Geister umschweben diesen Ort und wecken die Erinnerung an jenes erste Aufblühen der Berliner Geselligkeit, an jene Tage, wo Bildung und Intelligenz die Schranken des Vorurteils durchbrachen, wo die Töchter Mendelssohns mit ihren jüdischen Freundinnen von vornehmen christlichen Kavalieren aufgesucht wurden, wo Wilhelm v. Humboldt zu den Füßen der schönen Henriette Herz schmachtete, wo der Geist zum Adelsbriefe wurde und sich

mit Hilfe dieser frischen belebenden Elemente eine neue Gesellschaft bildete, deren Zierden eine Rahel, ein Schleiermacher, Schlegel und noch viele andere große und bedeutende Männer waren, zu welcher der geniale Prinz Louis Ferdinand, Gesandte, Minister und Diplomaten sich drängten, indem sie dazu beitrugen, die Standesunterschiede zu beseitigen und eine wahrhafte Republik der Geister zu bilden. —

Einige Schritte genügen, um uns aus dem Jahrhundert der Aufklärung und Toleranz wieder in die dunkle Zeit des Mittelalters versetzen. Am Ausgange der Spandauer Straße, da, wo sie in die neue Friedrichsstraße mündet, lag „das Hospital nebst der Kirche zum heiligen Geiste" an derselben Stelle, wo sich beide, wenn auch in veränderter Gestalt, noch gegenwärtig befinden. Eine unverbürgte Tradition nennt eine Jungfrau aus dem edlen Geschlechte der Salzwedel zu Stendal als die Stifterin des Krankenhauses. Der Name selbst rührt von dem frommen Orden des heiligen Geistes her, der sich im Mittelalter hauptsächlich mit der Pflege der armen „Aussätzigen" beschäftigte. Die Krankheit, welche wahrscheinlich aus dem Orient durch die Kreuzzüge nach Europa kam, war damals allgemein verbreitet, und die davon Befallenen befanden sich in der bejammernswertesten Lage. Sie wurden von aller Welt und selbst von ihren nächsten Angehörigen gemieden, so daß ihnen keine weitere Zuflucht blieb als das Spital, worin sie bis zu ihrem Tode eingeschlossen waren. Wer von ihnen sein Gefängnis verließ, wurde mit den härtesten Strafen belegt und sogar für „vogelfrei" erklärt, so daß jeder ihn auf der Stelle töten durfte. Ein derartiges Haus der Aussätzigen, domus leprosorum, war das „Spethal" oder Spittel zum

heiligen Geist in der Spandauer Straße, welches zum ersten Male in dem Gildebriefe der Berliner Bäcker vom 18. Juni 1272 erwähnt wird, wornach das zu leicht befundene Backwerk zur Strafe konfisciert und den Kranken zur Nahrung überliefert werden sollte. Das heilige Geist-Hospital ist bis in die neueste Zeit seiner Bestimmung treu geblieben, nur seine äußere Physiognomie hat sich wesentlich und zu seinem Vorteile verändert. An der Stelle des alten Hauses der Aussätzigen mit den hohen, finstern Mauern und verschlossenen Thoren, hinter denen die Elenden bei lebendigem Leibe begraben waren, steht jetzt ein ansehnliches, freundliches Gebäude mit zierlichem Gitter und Vorgarten, in dem die schönsten Rosen blühen und Rekonvalescenten im Schatten der Bäume ruhen. — Dicht daneben, wo heut das Haus Nr. 2 steht, befand sich früher eine Klause mit einem Heiligenbilde, vor dem eine ewige Lampe brannte; darin wohnte der fromme Klausner, welcher von den milden Gaben der Vorübergehenden lebte und nur selten seine düstere Zelle verließ.

In der Nähe lag die „Ruppiner Herberge", jetzt das Gasthaus zur „Stadt Ruppin", eine Herberge für Fremde und Reisende, wo sie zwar eine Wohnung fanden, aber die Lebensmittel selbst mitbringen mußten. Nur Kaufleute, die zur Messe oder zum Jahrmarkt zogen, kehrten daselbst ein; die vornehmeren Stände wohnten meist im Privatquartier bei guten Freunden. Das Reisen war in jener Zeit nicht nur unbequem, sondern höchst gefährlich. Auf der Landstraße lauerten Diebe, Schnapphähne, Gesindel aller Art, aber auch edle Ritter, die sich kein Gewissen daraus machten, einen reichen Kaufmann auszuplündern, oder einen Gegner

zu überfallen und nur gegen ansehnliches Lösegeld frei zu lassen. Die Herbergen auf dem Lande waren Mordlöcher und die Wirte häufig mit den Strauchdieben einverstanden, wofür die Namen der übel berüchtigten Wirtshäuser „Paß auf!“, „Sieh dich für!“ „Trau nicht!“, „Mordkretscham“ u. s. w. sprechen. Man übernachtete auch in Mühlen, die gewöhnlich nicht in besserem Rufe standen, oder unter dem freien Himmel, wo dann ein Zelt aufgeschlagen und von mitgebrachten Teppichen und Decken ein Lager bereitet wurde. Selten reiste man allein, sondern in größerer Gesellschaft und bewaffnet, um im Falle der Not den Räubern Widerstand leisten zu können.

Sicherer und besser als die Krüge und Wirtschaften auf dem Lande waren die Herbergen in der Stadt, welche freilich sich mit unseren heutigen Hotels nicht vergleichen lassen und kaum unseren niedrigsten Anforderungen genügt haben würden. In früherer Zeit herrschte noch die Sitte, daß vor den Thoren der Stadt eine Tafel mit dem Verzeichnis sämtlicher Wirtshäuser aushing, von denen eines der besten die „Ruppiner Herberge“ gewesen zu sein scheint.

Wo jetzt das Haus Nr. 67 in der Spandauer Straße liegt, stand früher das alte „Kramhaus“, eine auf Kosten der Stadt erbaute Halle, wo die Kaufleute und besonders die damals so bedeutenden Tuchhändler und Gewandschneider ihre Waren auslegten und Sicherheit, Schutz und Bequemlichkeit fanden. Derartige Gebäude, welche schon in den ältesten Zeiten vorkommen, hatten gewöhnlich Schwibbogengänge, wie sie noch jetzt am „Mühlendamme“ sichtbar sind. In diesen Arkaden oder sogenannten „Lauben“ wurden die Waren auf Bänken ausgestellt und zum Verkaufe aus-

geboten. „Kaufleute“ hießen im Mittelalter nur die Großhändler, während alle Detaillisten „Krämer“ genannt wurden. Der Markt wurde mit einer Glocke eingeläutet und zugleich öffentlich ein großes Kreuz in der Mitte des dazu bestimmten Platzes aufgerichtet, zum Zeichen des gebotenen Friedens. Jeder Streit wurde deshalb als Friedensbruch angesehen und auch streng bestraft. Auch die Zelte der größeren Kaufleute waren mit kleinen Kreuzen geschmückt, um alle an Ruhe und Ordnung zu mahnen. Für die Aufstellung der Zelte so wie für die stehenden Buden nahm der Magistrat einen bestimmten Zins, außerdem bezog derselbe ansehnliche Steuern und Zölle von den fremden Kaufleuten und Krämern. Besonders drückend für den Verkehr war das „Niederlagsrecht“ der Stadt, wonach alle durchgehenden Kaufmannsgüter lagern und für die Einwohner feil geboten werden mußten. Ein solcher Aufenthalt mußte natürlich den Verkehr hemmen und verursachte außerdem große Kosten und Umstände. Trotzdem blühte Handel und Wandel in Berlin; es fehlte nicht an reichen Kaufleuten und Handelsherren und an einem verhältnismäßig bedeutenden Wohlstande während des Mittelalters. Der Reichtum wurde von einem entsprechenden Luxus begleitet, wogegen von Seiten des Magistrats und der Kurfürsten durch strenge Gesetze vergebens angekämpft wurde. Schon in einer Polizeiordnung aus dem Jahre 1335 heißt es: „Keiner solle bei einer Hochzeit mehr als vierundzwanzig Schüsseln aufsetzen“. Auch die Kleider waren über alle Maßen prächtig, Sammet und Seide, edles Pelzwerk und goldner Schmuck ganz gewöhnlich. Die Verschwendung war so groß, daß von den Kanzeln dagegen geeifert wurde. Zu den großen Pluderhosen ge-

hörten oft mehr als 30—60 Ellen kostbarer Stoffe; sie erregten allgemeines Ärgernis, und der Hofprediger Musculus schrieb dagegen seine berühmte Abhandlung über den „Hosenteufel“. Kurfürst Joachim gab seinen Widerwillen gegen diesen Kleiderluxus in drastischer Weise kund. Als nämlich drei Bürgersöhne in Berlin, um sich in ihren prächtigen Hosen zu zeigen, durch die Straßen zogen und, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, vor sich her zu diesem Zwecke gedungene Musikanten fiedeln ließen, so gebot der strenge Herr, sie zu ergreifen und in das vergitterte Narrenhäuslein zu sperren, wo sie, während die Fiedler ununterbrochen spielen mußten, einen Tag und eine Nacht gefangen gehalten und dem Hohne des Pöbels preisgegeben wurden. Einem von Adel aber, der ebenfalls in seinen Pluderhosen stolzierte, ließ Joachim „vor dem Dohme durch die Wärter“ die langen Schnitte von den Hosen samt dem Durchzuge oben an den Bändern durchschneiden, so daß die Hosen zur Erde fielen und sein jämmerliches Aussehen allgemeines Gelächter erregte.

Die Heiligegeiststraße führt ihren Namen von dem Hospital zum heiligen Geist. Sie war noch im fünfzehnten Jahrhunderte meist unbebaut, vorzüglich von Tuchwebern bewohnt. Diese besaßen hier einen großen Platz, welcher noch lange der Fullergarten hieß (nach dem lateinischen fullo Tuchmacher), auf welchem das angefertigte Tuch nach dem Walken und Färben auf Rahmen ausgesperrt wurde. Daneben lagen nach der Spree zu die Walkmühle mit den daran stoßenden Buden, Fullerei genannt. Die Gewandmacher oder Tuchhändler waren ein angesehenes Gewerk, sie dürfen nicht mit den Schneidern, die Schroder hießen, ver-

wechselt werden. Jährlich feierten sie ein großes Fest, wobei es hoch herging und das sich bis in unsere Zeit als „Mottenfest“ erhalten hat. Auf derselben Stelle, wo einst der Fullergarten war, stand noch vor kurzem das Joachimsthalsche Gymnasium, das seinen Namen von dem Städtchen Joachimsthal führt, wo es 1607 von dem Kurfürsten Joachim Friedrich gestiftet wurde. Der dreißigjährige Krieg verjagte die Lehrer und Schüler. Erst der große Kurfürst, hoch verdient um die Bildung des Landes, verlegte die Anstalt nach Berlin, indem er dafür einige Zimmer in seinem eignen Schlosse einräumte. Später wurde das in der Klosterstraße gelegene Haus des Kammerdieners Kunkel benutzt und als dies beim Bau der Parochialkirche eingerissen wurde, das Gymnasium zunächst nach der Brüderstraße Nr. 69, Königsstraße Nr. 45 und endlich im Jahre 1717 nach der Heiligengeiststraße verlegt, wo es schnell emporblühte. Erst seit der Reformation begann für das Unterrichtswesen in der Mark eine neue Epoche; in früheren Zeiten waren die Schulen in einem sehr traurigen Zustande. An der Spitze derselben stand der Rector scholae, der immer ein Geistlicher sein mußte und der sich wenig oder gar nicht um den Unterricht kümmerte. Der eigentliche Vorsteher war der Scholasticus, dem die Schulgesellen oder Lehrer untergeordnet waren. Die Schüler zerfielen nach dem Alter in Schützen und Bachanten; den letzteren mußten die Schützen in jeder Beziehung gehorchen, für sie Lebensmittel zusammenbetteln und im Notfalle auch einem einfältigen Bäuerlein seine Eier und die Gänse, die er zum Markte trug, durch einen kühnen Griff abnehmen. Man kann sich daher denken, daß die Schüler, unter denen sich oft Männer von zwanzig und selbst dreißig Jahren

befanden, nicht eben im besten Rufe standen. Sie zogen singend von Haus zu Haus durch die Städte und Dörfer, oft in Schwärmen zu Hunderten und führten wie die Heuschrecken besonders auf dem platten Lande ihre Razzia aus. Meist gehörten sie den niedrigsten Ständen an, da, wer irgend konnte, lieber das ehrenvollere Waffenhandwerk ergriff und als Knappe oder Knecht in die Dienste eines mannlichen Ritters trat. Die Gelehrsamkeit war nicht angesehen und auch wenig einträglich. Studierte ja einmal ein Adliger, so ging er nach Paris oder Bologna, und kehrte nur zurück, um eine höhere geistliche Würde in seinem Vaterlande einzunehmen, wo er dann gewöhnlich einen Bischofssitz durch den Einfluß seiner Anverwandten erhielt und diesen wiederum durch seinen geistlichen Einfluß nützlich wurde. Der gewöhnliche Unterricht beschränkte sich auf das mechanische Auswendiglernen der lateinischen zehn Gebote, des Paternosters und des Credo. Außerdem mußte ein Schüler den „Cisio-Janus“ kennen, eine Reihe lateinischer Verse, welche in ziemlich abgeschmackter Weise die Feier- und Festtage der Kirche und das Datum derselben lehrten. Der Name „Cisio-Janus“ rührte von den Anfangsworten her. Die Schüler führten meist ein wüstes Leben, die älteren Bachanten tyrannisierten die jüngeren Schützen und lebten meist auf deren Kosten, wie dies zum Teil noch auf manchen deutschen Universitäten, wenn auch nicht in dem Maße, geschieht. Das Verhältnis zwischen bemoosten Burschen und Füchsen scheint noch ein Überbleibsel dieser mittelalterlichen Einrichtungen zu sein und sich so in veränderter Gestalt fortgeerbt zu haben. Die Lehrer verwalteten in den Städten nebenbei noch das Amt eines Platzmeisters oder Vorschneiders bei Hochzeiten und Kind-

taufschmäusen, wie das heut zu Tage auch noch bei uns von den Dorfschulmeistern hier und da zu geschehen pflegt. Dafür erhielten sie von den Gästen ein kleines Geldgeschenk und einen Anteil an den Speisen, deren Reste sie mit nach Hause nehmen durften. So war das Schulwesen der Mark in den ältesten Zeiten beschaffen; durch die Reformation trat eine gewaltige Veränderung ein und bald fehlte es auch in Berlin nicht an Gelehrten und Männern von wahrhaft klassischer Bildung und an einem geregelten Unterricht, besonders in den alten Sprachen. — In der Nähe der Heiligengeiststraße liegt der sogenannte „Wursthof", der seinen Namen von den früher daselbst wohnenden Wurstmachern führte. Die Schlächter, Knochenhauer genannt, waren früher das erste und vornehmste Gewerk. Im Jahre 1397 gab es deren zu Berlin schon sechs und vierzig; was im Verhältnisse zu der geringen Einwohnerzahl sehr bedeutend zu nennen ist. Sie zahlten auch den höchsten Gewerkszins, nämlich acht und zwanzig Thaler, während die Tuchmacher nur sieben Thaler jährlich gaben. Die Wurstmacher, welche zu den Knochenhauern gerechnet wurden, mußten sogar sechs und dreißig Thaler jährliche Abgaben steuern; eine gewiß für die damalige Zeit sehr große Summe, die auf ein sehr blühendes Geschäft schließen läßt. Merkwürdig ist der Eid, den die Schlächter bei ihrer Niederlassung schwören mußten und welcher folgendermaßen lautet: „Ich soll keine milchende Sau, kein Zehrvieh, kein einäugiges, noch kein Vieh mit Nichten nicht zellen (verkaufen, vereinzellen), das von den armen Leuten aus den Hospitälern oder aus dem heiligen Geiste gekauft ist, und soll auch keinen Unterkauf thun meinen Mitkumpanen. Ich soll und will gehorsam sein, dem Rat,

getreu und gewärtig, als mir Gott helfe und seine Heiligen." Man ersieht aus diesem Schwur, daß bereits eine Art Sanitätspolizei stattfand und daß unsere Voreltern einen großen Widerwillen gegen fehlerhaftes Vieh hatten, das sie den Armen in den Hospitälern überließen, von denen es die Schlächter unter der Hand wohl heimlich kaufen mochten. Der Unterkauf, das heißt, ein Kauf durch Überbieten, während ein anderer noch in Unterhandlung stand, galt im Mittelalter für unehrlich und war deshalb verboten. Überhaupt herrschte damals ein hoher Grad von Gemeinsinn unter den Standesgenossen; wofür auch der Eid der Bäcker ein ehrenvolles Zeugnis abgelegt, der besonders für die Gegenwart von großem Interesse sein dürfte. Sie mußten schwören: „Ich will dem Rat gehorsam sein und meinen Mitkumpanen getreu und gewärtig. So will ich auch meinen Mitkumpanen nicht ausmieten aus der Wohnung, die er gemietet hat. Wäre es auch, daß ich Korn gekauft hätte auf dem Markte und meiner Mitkumpanen einer käme dazu und begehrte, das Korn halb zu behalten, so wie ich das gekauft hätte, so soll ich ihm mit Willen lassen halb werden. Auch soll ich ihm nicht seinen Knecht entmieten, und soll löbliches Brot backen von Weizen und Roggen, nach der Zeit und Kauf des Kornes, daß mir Gott helfe und seine Heiligen." Es könnte gewiß nichts schaden, wenn man den alten Eid wieder einführte. Jedenfalls sieht man, daß unsere Vorfahren ihr Auge auf alle derartige Verhältnisse richteten, welche zum materiellen Wohle der Bürger beitragen konnten. — Große Verdienste um die Heiligegeiststraße erwarb sich im siebzehnten Jahrhundert

der Hofrentmeister Michael Mathias, welcher die Grundstücke No. 10. und 11. besaß. Er ließ nicht nur die Schälung hinter seinem Besitztum, das bis zur Spree nach der Burgstraße ging, mit einer steinernen Einfassung versehen, sondern auch den durch die kleine Burgstraße damals führenden Kanal, der sehr verunreinigt war, überwölben und ausräumen, wofür er das Eigentum der Straße erhielt, welche erst in neuester Zeit den Namen der Spreegasse bekommen hat. — Eine Fortsetzung der Heiligengeiststraße ist die Poststraße, welche erst später ihren Namen von der daselbst gelegenen alten Post führte. Das älteste Gebäude darin ist unstreitig die Nicolaikirche mit dem dazu gehörigen Kirchhof; sie wurde nach der Annahme einiger bereits im zwölften Jahrhundert erbaut. Nach Nicolai erteilte 1202 der Kardinal und päpstliche Legat Raimond denen, welche diese Kirche besuchen würden, einen hunderttägigen Ablaß. Genauere Forscher und besonders Klöden verlegen ihre Stiftung in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Durch den großen Brand vom Jahre 1380 hatte auch die Nicolaikirche schwer gelitten, doch sie erhob sich bald wieder aus der Asche durch die von allen Seiten ihr zufließenden frommen Beiträge. Es mag wohl ein Teil der alten Mauer stehen geblieben sein, denn noch heute kann man eine frühere und spätere Bauart daran unterscheiden. Die Kirche war ursprünglich der Heiligen Katharina und den Heiligen Martin und Nikolaus gewidmet, von denen der letztere der Schutzpatron der Kaufleute war, welche in der Nähe ihre Buden und Hallen hatten. In dieser Gegend fand stets ein bedeutender Verkehr statt und auch der Markt wurde hier und in der Nähe abgehalten. Die Kirche enthält manche

interessante Reliquie, alte Grabmäler und Gemälde, welche noch aus einer früheren Zeit herrühren; darunter ein jüngstes Gericht mit vielen Figuren, Päpsten, Kaisern und Königen, welche von Teufeln in die Hölle geschleppt werden. Im Himmel befindet sich nur ein gekröntes Haupt, aber am Eingange desselben sieht man ein Kind, welches unbesorgt auf einem Steckenpferde in den Himmel reitet. Die meisten dieser Bilder sind zwar ohne Kunstwert, aber oft mit einem naiven Humor gemalt; so ein „Christus von Kriegsknechten verspottet". Ferner „Christi Höllenfahrt", mit ganz sonderbaren, oft komischen Scenen, z. B. einem Teufel, der bei Christi Ankunft die Sturmglocke heftig läutet. Hinter dem Altare liegt der berühmte brandenburgische Historiograph Samuel Puffendorf begraben, der vom Großen Kurfürsten als Geschichtsschreiber angestellt war. Außerdem befindet sich in der Kirche das Erbbegräbnis des würdigen Kanzlers Lambertus Distelmeier, welcher sich um die Rechtsverhältnisse der Mark und um die Verwaltung derselben große Verdienste erworben hat. — Im Jahre 1584 erhielt der Turm der Nicolaikirche einen neuen Knopf, welchen der ehrliche Klempnermeister Merten Treptow aufsetzte. In denselben legte er schriftlich folgende charakteristische Schilderung seines Zeitalters nieder: „Der ich durch die Gnade Gottes, des Vaters dazumal gelebett und in das fünfte Jahre mich im Wittwerstand verhalten und der Welt Lauf und Gelegenheit angesehen und erfahren habe, aber nichts gutes befunden, sondern große Auflagen der Armen, große Theuerung und Armuth in allen Landen, auch war dazumal allerley Unrichtigkeit in der Lehre, auch hat der Papst und der Teutsche Kayser die Jahr Zeit verkehret, hat Weyhnachten,

Ostern, Pfingsten vier Wochen zuvor gehalten, ehe wir* sie gehalten, auch ist im dreiundachtzigsten Jahr der Bischof zu Cölln verjaget, darum daß er gefreyet hat. Auch hat im vierundachtzigsten der Bischof zu Halberstadt Hertzog Augustus Tochter genommen. Daraus aller Unfrieden zu erwarten von wegen des Papstes. Auch ist das Rathhaus zu Berlin abgebrandt. Ich sollte von guten Sachen in diesem Jahre schreiben, aber es ließ sich dazumahl ansehen, daß nichts Gutes daraus werden wollte, von welchen ihr, die dieses mein Schreiben mit der Zeit zu sehen krieget, besser werdet zu sagen wissen, wo ich aber nach der Zeit, da ich solches geschrieben, noch durch Gottes Hülffe zu leben habe, so will ich auch noch etwas davon erfahren. Der ich dazumal ein Mann von vierzig Jahren gewesen, habe gute Zeit und böse erlebet, denn mein Vater selig hat eine Mandel Eyer für vier Pfennig gegeben, aber bei meinen Zeiten hat man sie für einen silber Groschen gekauft auch um zwey auch um drey silbergroschen, den Roggen zu Thalern, zu guten Gulden, zu zwölf silbergroschen, auch ist sonsten große Schelmerey gewesen bey grossen Leuten, die mit Praticken sind umgegangen, die Leute um viele Tausend betrogen, und sind selbst zu Bettlern worden. Nun will ich das Alles bleiben lassen und schreiben von dem Glauben und der Lehre, denn die Lehre ist dazumahl gut gewesen, aber ein böses Leben mit Gotteslästerung, mit Aussaugen der armen Leute von der Obrigkeit mit Schoß. Und ein Nachbar den andern. Und haben viele kein Gewissen darüber genommen. Wie daß unser Herr Gott zuletzt hat strafen wollen, werdet ihr Nachkömmlinge wissen zu sagen, und wünsche ich hiermit eine bessere

Zeit als wir erlebet haben, denn Gott kann alle Unglücke wenden."

Besonders reich an alten Erinnerungen ist die Klosterstraße, die ihren Namen von dem früher daselbst befindlichen Kloster der grauen Brüder führte. Wenn wir durch dieselbe wandern, so erblicken wir in der Nähe der Königsstraße ein altes, stattliches Gebäude, mit einem großen weitläufigen Hofe bekannt unter dem Namen des Lagerhauses, das als eine Art Niederlage für die verschiedensten Gegenstände, darunter für die hinterlassenen Werke des Bildhauers Rauch, dient. Nichts verrät mehr seine frühere Bedeutung und doch befinden wir uns hier auf wahrhaft historischem Boden, auf dem Ausgangspunkt des preußischen Staates, an der Wiege der Hohenzollern. In diesem Hause, das vermutlich schon im dreizehnten Jahrhundert an derselben Stelle stand und eine zwar nicht allzufeste, aber wohlverwahrte Burg war, huldigten die Bürger von Berlin und Kölln dem Burggrafen Friedrich I. von Hohenzollern. Hier gelobten und schwuren sie: „ihrem neuen Herrn und seinen Erben, Burggrafen zu Nürnberg, eine rechte Huldigung zu seinem Gelde, nach Ausweisung seiner Briefe, getreu gewehr und gehorsam zu sein, ohne Gefährte, als uns Gott helfe und die Heiligen."

Diesen Eid leisteten unsere Vorfahren im Jahre 1415, wogegen der neue Regent ihnen alle ihre Privilegien und Gerechtsame bestätigen mußte. Es war dies jene Zeit, wo die Städte noch so mächtig waren, daß sie ihren Fürsten zu trotzen und Bedingungen vorzuschreiben vermochten. So verweigerten damals die Berliner dem Fürsten das Öffnungsrecht, oder die Erlaubnis, Truppen in die Stadt zu legen

und sich ihrer Befestigungen zu bedienen, wenn dies die Not forderte. Die Bürger wiedersetzten sich diesem wohlgemeinten Ansinnen so heftig, daß der Kurfürst davon Abstand nehmen mußte. Das Lagerhaus selbst war von dem Fürsten keineswegs bewohnt, sondern wurde nur zeitweise benutzt, wenn er nach Berlin kam, da er in Tangermünde residierte. Unter Friedrich dem Eisernen war das Lagerhaus der Schauplatz eines wilden Aufruhrs, was der Stadt teuer zu stehn kam. Minder nachgiebig als sein kluger Vorfahr, hatte der kräftige, energische Herr die günstige Gelegenheit ergriffen und einen zwischen dem Rat und der Bürgerschaft ausgebrochenen Streit dazu benutzt, um das früher verweigerte Öffnungsrecht zu erzwingen. Plötzlich erschien er mit sechshundert Reisigen vor dem Spandauer Thore und forderte mit Ernst und schweren Drohungen die Schlüssel der Stadt, und die Bürgerschaft, die, unter sich uneinig, der Leitung entbehrte, öffnete in ihrer Bestürzung ihm sofort die Thore.

Der Kurfürst warf sich zum Schiedsrichter auf und änderte mit Verletzung der früheren Rechte und Privilegien die Verfassung der Stadt willkürlich ab. Aber die trotzigen, wieder zum Bewußtsein gekommenen Bürger wollten sich nicht so leicht fügen. Laut den alten Chroniken zogen sie den Herrn Kurfürsten zuerst bei ihren Gelagen in den Weinschenken weidlich durch, darauf rotteten sie sich zusammen, ließen die Sturmglocke erschallen und drängten nach der Klosterstraße, wo sie das jetzige Lagerhaus, damals das „hohe Haus" genannt, mit Gewalt erstürmten. Die in demselben befindliche Kurfürstliche Kanzlei wurde von der wilden Volksmenge erbrochen, die wichtigsten Urkunden teils zerrissen,

teils verbrannt, der von dem Fürsten eingesetzte Richter Balthasar Hacken gefangen genommen. Außerdem trieben die Wütenden eins ihrer angesehensten Mitglieder, Balthasar Boytin, wegen seiner Anhänglichkeit an den Kurfürsten aus der Stadt. Die Strafe blieb nicht aus und sie war hart genug für Berlin. Der Kurfürst verfuhr dabei jedoch nicht willkürlich; er rief ein Schiedsgericht der andern Städte und Herren zusammen, das nach Anhören seiner Klagen das Urteil fällte. Berlin und Kölln wurden ihrer Lehen an Dörfern, Zinsen, Mühlenpachten, Wäldern, Haiden und Fischereien für verlustig erklärt; außerdem verurteilt, den angerichteten Schaden zu vergüten. Als aber die Bürger sich nicht fügen wollten, bestätigte ein zweites Gericht den Spruch des ersten und verhängte überdies noch allerlei Geld- und Leibesstrafen über die Aufständischen, die jedoch der Kurfürst gnädig ihnen erließ, als die Stadt sich unterwarf und ihren Gerechtsamen entsagte. Um die Widerspenstigen fortan im Zaume zu halten, beschloß er eine Zwingburg, „frenum libertatis", wie es in den alten Chroniken heißt, zu errichten. Dieser Plan wurde auch alsbald ausgeführt und nach manchen Hindernissen von Seiten der noch immer nicht beruhigten Bürgerschaft der Bau des noch heute an derselben Stelle stehenden Schlosses begonnen und unter den nachfolgenden Regenten vollendet.

Dicht neben dem Lagerhaus liegt eine ebenso alte und ehrwürdige Reliquie, die Kirche und das Gymnasium zum grauen Kloster. Trotz mancher Umwandlungen hat das Gebäude seine frühere, klösterliche Physiognomie bewahrt, nur das dazwischen eingeschobene, moderne Wohnhaus des Direktors stört einigermaßen die Illusion und er-

scheint wie eine Anomalie. Noch sind das alte Refektorium und der Kapitelsaal, worin den Gymnasiasten jetzt Unterricht im Gesang erteilt wird, vollkommen erhalten. Wenn man in der Dämmerstunde im Vorübergehn einen frommen Choral aus dem Munde der Schüler hört, fühlt man sich unwillkürlich in die Zeiten versetzt, wo hier die Vesper und Hora von den grauen Mönchen gesungen wurde. Die Reformation hat sie vertrieben und das Kloster in eine „allgemeine Landesschule" verwandelt. Die Romantik des Mittelalters mußte dem Fortschritt einer neuen Zeit weichen. Doch ein Stück der alten Romantik spukte noch längere Zeit in den alten Räumen, in denen sich ein geheimnisvoller Wundermann und Adept niederließ. Hier hauste der bekannte Thurneisser, der auf Wunsch des Kurfürsten Johann Georg 1571 aus der Schweiz nach Berlin gekommen war. Ihm ging ein großer Ruf voran und man traute ihm geheime Künste und magische Kräfte zu. Er selbst rühmte sich, den Stein der Weisen zu besitzen, Blei in Gold verwandeln zu können, und wollte in dem Sande der Mark Rubinen und Saphire, in der Spree echte Perlen finden. Daneben verkaufte er allerhand Arkana und Schönheitsmittel; auch stellte er den Heroskop und prophezeite die Zukunft. Ein wahres Verdienst aber hat sich Thurneisser um Berlin durch Anlegung einer großen Buchdruckerei erworben, in der er sowohl fremde, wie seine eignen Bücher und besonders die von ihm herausgegebenen Kalender druckte, die vielen Beifall fanden und teuer bezahlt wurden, so daß der Verfasser damit große Reichtümer erwarb und nicht weniger als neun Zentner Silber hinterließ.

Gehen wir weiter über die Königsstraße in der Richtung

nach der Neuen Friedrichsstraße, so sehen wir mehrere Querstraßen von historischer Wichtigkeit, die Bischofsstraße, welche ihren Namen von den Bischöfen von Brandenburg erhielt, deren Residenz sich in der Nähe befand, und die Papenstraße, die in früherer Zeit „An den Krambuden“ oder „Hinter den Badestuben“ hieß. Hier waren die Barbier- und Badestuben unserer Voreltern, welche die Stelle unserer heutigen Kaffeehäuser vertraten. Von den Barbieren oder Badern erfuhr man die neuesten Neuigkeiten und allerhand Skandalosa. In den Bädern gab man sich Rendezvous mit seinen Freunden oder mit einer Schönen. Schlimm erging es dabei dem armen Schreiber des Bischofs von Magdeburg, der eine ehrbare Frau, wenn auch nur im Scherz, aufforderte, mit ihm zu baden. Von der Tafel des Herzogs wurde er von dem Büttel mit Gewalt fortgerissen und zur Hinrichtung geschleppt, ohne daß seine flehentlichen Bitten und seine Verteidigung angehört wurde. In dieser Beziehung verstanden unsere Berliner keinen Scherz und ließen sich nichts bieten.

Von der Klosterstraße zu der sogenannten Königsmauer führte die Kalandsgasse. Der Name rührte von der alten Gesellschaft der Kalandsbrüder oder Elendsgilde her, einer Vereinigung zu frommen Zwecken. Die Brüder, ursprünglich Geistliche, verpflichteten sich, einander gegenseitig in jeder Not beizustehn, besonders in der Todesstunde für kirchliche Trostmittel zu sorgen. Später wurden auch Laien und sogar Frauen zugelassen. Mit der Zeit arteten die Zusammenkünfte in Schwelgereien und förmliche Orgien aus, wodurch der Orden allmählich in Verruf kam, so daß das Wort „Kalandern“ so viel bedeutete, als ein liederliches

Leben führen. In besonderer Achtung stand der Kaland bei dem Volke, weil ihm gestattet war, selbst während des kirchlichen Interdikts Messe zu lesen und die Glocken zu läuten. Durch die Reformation wurde auch der alte Kalandshof beseitigt, seine Einkünfte den Schulen überwiesen und das Haus in ein Gefängnis verwandelt. Das Grundstück Nr. 92 in der Klosterstraße steht auf derselben Stelle, wo sich einst die Kalandsbrüder versammelten.

Die Fortsetzung der Klosterstraße, von der Papenstraße bis zur Neuen Friedrichsstraße wurde das Geckhol (Halt Geck) genannt. Hier liegt noch heute der sogenannte „kleine Jüdenhof", das Ghetto der Juden, das sie nach Sonnenuntergang nicht mehr verlassen durften und das streng bewacht und durch ein besonderes Thor verschlossen wurde. Wie überall im Mittelalter wurden die Juden auch in Berlin verfolgt und angefeindet. Im Jahre 1510 traf sie ein furchtbares Gericht, indem sie, wie dies oft geschehn, angeklagt wurden, eine von dem Kesselflicker Paul Frohm aus Bernau gestohlene Hostie gekauft und mutwillig verspottet, wie auch unschuldige Christenkinder geschlachtet und gemartert zu haben, um das Blut derselben zu mystischen Zaubertränken zu gebrauchen. Infolge dieser Beschuldigungen wurden achtunddreißig Juden und der kirchenräuberische Kesselflicker zum Tode verurteilt und auf das grausamste hingerichtet. Von dieser Exekution giebt der alte Chronikenschreiber Angelus oder Engel folgende charakteristische Beschreibung: „Es hat aber zuvor der Scharfrichter mit seinen Helfern, davon aus eigener Bewegniß viele dazu kamen, einen wunderlichen Bau zu ihrer Straff hinter dem Rabenstein zugerichtet, dergestalt und also: Paul Frohmen hat er allein

an eine Säule mit Halseisen und Banden angebunden und die Säule mit gutem Holz, Reiss (Reisig) und Pech umlegt. Den Jüden aber hat er ein hoch Tabernakel, dreyer Mann hoch, als starke Rösten über einander gebauet und deren jegliche mit vielem Holze, Stroh und Peche beleget und auf jede Röste in die Länge und Breite starke Bäume gezogen, daran er die Juden, einen Teil auf die unterste, die andern auf die mittelste und also förder die übrigen auf die dritten Rösten, alle bei den Hälsen mit eisernen Banden auf und angeschmiedet, also daß einer hat in die Höh und der andre vor sich hat nieder sehn müssen."

Trotzdem scheinen sich die Juden von diesem Schlage bald wieder erholt zu haben und wir sehen einzelne darunter sogar wieder zu hohem Ansehn und großem Vermögen gelangen, wie den bekannten Münzjuden Lippold, der unter dem Kurfürsten Joachim II. fast die Stellung eines Ministers einnahm und mit Gnaden überhäuft wurde, wodurch er den Neid und Haß seiner Gegner auf sich zog. Diese beschuldigten ihn nach dem Tode seines Gönners, den Kurfürsten vergiftet zu haben. Obgleich für eine solche Anklage nicht der geringste Grund vorlag, wurde Lippold der Tortur unterworfen und hingerichtet. Der Pöbel aber benutzte diese Gelegenheit, um seinen Widerwillen gegen die Juden auszulassen, und stürmte den in der Jüdengasse befindlichen sogenanten „Großen Jüdenhof" und die an demselben Platz befindliche Synagoge. Alle Juden wurden aus der Mark getrieben und durften erst unter dem Großen Kurfürsten nach Berlin zurückkehren. Noch heute steht der „Kleine Jüdenhof" in der Klosterstraße, dessen gedrückte Häuser,

blinde Fenster und niedrige Thüren an das alte Ghetto und die Zeit finsterer Vorurteile und Verfolgung mahnen.

Ein schmales Gäßchen führt von der Klosterstraße zu dem „Neuen Markt“, auf dem die Marienkirche, eine der ältesten Berliner Kirchen, steht. Vor dem Eingang derselben bemerkt man ein Kreuz von rohem Sandstein zur Erinnerung an den hier ermordeten Probst von Bernau. Derselbe zog sich den Unwillen des Volkes dadurch zu, daß er nach dem Tode des Markgrafen Albrecht die Partei des Herzogs Rudolf von Sachsen ergriff. Nach einer stürmischen Rathaussitzung, in der der Probst für den von ihm begünstigten Prätendenten gesprochen, wurde er von dem aufgehetzten Pöbel bis zum „Neuen Markt“ verfolgt und durch einen auf ihn geschleuderten Stein getödtet. Dafür that der Bischof von Brandenburg die Stadt in Bann und untersagte den Gottesdienst. Erst nach langen Bemühungen hob der Pabst den Bann auf; zur Sühne mußte die Stadt einen neuen Altar in der Marienkirche und vor derselben jenes noch heute befindliche Kreuz errichten; außerdem noch 750 Mark Silber dem Bruder des Erschlagenen und eine gleiche Summe dem Bischof von Brandenburg zahlen. — Auf dem Neuen Markt fanden auch die öffentlichen Hinrichtungen durch den Scharfrichter statt, der in der nahen Heidereutergasse wohnte. Zugleich führte derselbe die Aufsicht über die öffentlichen Dirnen in der mit dem Humor unserer Voreltern euphemistisch so genannten Rosenstraße. Diese mußten dafür dem Büttel eine Abgabe entrichten; auch war verordnet: „Die, welche an der Unehre sitzen, oder sonst unzimblichen sündigen Wesens und gemein sein, sollen zu einem Zeichen, damit man unterschied unter frommen und

bösen Frawen habe, die mäntell uff den Köpfen und kurtze mäntelchen tragen.“ —

Hier auf dem Neuen Markt wurde auch der kühne, ehrliche Roßtäuscher Hans Kohlhase mit seinem treuen Gesellen Georg Nagelschmidt hingerichtet wegen Verletzung des kaiserlichen Landfriedens, weil er kein Unrecht dulden wollte und selbst den Kurfürsten von Sachsen befehdete. Der Chronikenschreiber Haftitz berichtet darüber: „Auf die Anklage des sächsischen Anwaltes hat Kohlhase, dieweil er wohl beredet, etwas studirt und ziemlich belesen gewesen, seine Verantwortung rund und richtig gethan, und den ganzen Handel von Anfang bis zu Ende nach allen Umständen drei Stunden lang dermaßen referiret und sich nothdürftig defendiret, daß männiglich sich darüber verwundert und ihm Beifall hat geben müssen. Weil aber die Verbitterung in Sachsen gegen ihn so groß und stark gewesen, ist er zum Tode des Rades kondemniret worden. Und ob man ihn wohl zum Schwerte hat begnaden wollen so hat ihn doch der Nagelschmidt eingeredt und ermahnt, daß er es nicht thun sollte; denn wären sie im Leben gleiche Brüder gewesen, so wollten sie auch im Tode gleiche Kappen tragen. Darüber er sich zufrieden gegeben und von der gehegten Bank und hernach, als man ihn hinaus geführet, diesen Spruch oftmals repetiret: Nunquam vidi justum derelictum. (Niemals sah ich den Gerechten verlassen.) Sind also sämmtlich hoch auf den Tag, fast um zwei Uhren hinausgeführet und vor Berlin auf das Rad geleget. Darauf Kohlhase noch lange Zeit frisch geblutet und daß man sein Blut aufs Papier (zum Gedächtnis) aufgefangen. Es ist aber, alsbald er gerichtet, dem Churfürsten zu Brandenburg leid

gewesen, und, wenn es hernach hätte geschehen sollen, würde es wohl verblieben sein." — Lange Zeit noch lebte der Berliner Roßtäuscher im Munde des Volkes und noch heute heißt eine Brücke in der Nähe von Potsdam, wo er sein Geld versenkt haben soll, die Kohlhasenbrücke. Bekanntlich hat der außerordentliche Mann dem genialen Dichter Heinrich von Kleist den Stoff zu einer der schönsten Novellen gegeben, welche die deutsche Litteratur besitzt. — Ebenso hat Louis Schneider, vor allen aber Willibald Alexis seine besten Romane aus der Geschichte Berlins geschöpft und dabei gezeigt, welch ein Schatz von Poesie die verrufene, als prosaisch, nüchtern und unhistorisch verschrieene Stadt besitzt.

Unsere Kirchhöfe.

Berlin besitzt keinen Kirchhof, wie den des Père-La-Chaise in Paris, diese große Gräberstadt, die versteinerte Geschichte der französischen Nation, der Mittelpunkt und Sammelplatz der berühmten Gestorbenen. Der Deutsche gehört zunächst seiner Familie und erst dann seinem Volke an; wir scheuen die Oeffentlichkeit — selbst im Tode. Der frühere Mangel an Nationalsinn macht sich auch auf unseren Kirchhöfen bemerkbar, die zerstreut vor allen Thoren liegen. Dort müssen wir auch unsere großen Toten erst zusammensuchen und nur mit Mühe werden wir sie finden. Die Gräber einer Stadt sollten wie die Kirchen und öffentlichen Denkmäler zu jeder Stunde geöffnet bleiben; was in Berlin keineswegs immer der Fall ist. Sie gehören, wie das Leben der großen Männer, welche darunter ruhen, weder einer Familie, noch einer bestimmten Gemeinde, sondern ihrem Volke, dem Vaterlande an. Viele Einwohner der Residenz haben keine Ahnung, welche Berühmtheiten vor den Thoren der Stadt schlummern.

Die milde Herbstsonne verlockte uns, diesen Gräbern einen Besuch abzustatten. Vor dem Oranienburger Thore liegt zunächst der Kirchhof der Dorotheenstädtischen und Werderschen Gemeinde, welcher die ausgezeichnetsten Namen umschließt. In der Nähe der Einschlußmauer erhebt sich ein einfacher Granitblock mit der Inschrift: „Georg Wilhelm Friedrich Hegel, geb. den 28. August 1770, gest. den 14. November 1831.“ Es gab eine Zeit, wo dieser Gelehrte in Berlin als absoluter Herrscher auf dem Throne der modernen Philosophie saß; Staatsmänner, hohe Offiziere, Leute aus allen Ständen lauschten zu seinen Füßen den Worten eines neuen Evangeliums. Eine Anzahl geistreicher Männer wurden seine begeisterten Apostel und übertrugen sein System auf alle übrigen Wissenschaften. Wie Alexander der Große hatte Hegel das Weltreich der „Idee“ begründet, das aber nach seinem Tode wieder in Nichts zerfiel. Die entarteten Epigonen versanken in eine Anarchie, welche mit ihrer gänzlichen Niederlage endete.

Die Hegelsche Philosophie, deren mächtigen Einfluß wir nicht verkennen, liegt gegenwärtig begraben mit ihrem Schöpfer auf dem Kirchhofe vor dem Oranienburger Thor. In der Nähe des Meisters ruhen mehrere seiner Jünger, unter denen Eduard Gans besonders hervorragt. Der schlichte Grabstein trägt die Inschrift: „Eduard Gans, geb. am 22. März 1797, gest. den 5. Mai 1834.“ Er war ein geborner Berliner und gehörte einer angesehenen und wohlhabenden jüdischen Familie an. Sein Witz und die seiner Nation eigentümliche geistige Beweglichkeit trugen nicht wenig dazu bei, die Hegelsche Philosophie populär zu machen. Gans war der Apostel des Salons, der Jünger in Gesell-

schaftsfrack; er machte Propaganda bei einem Diner und predigte bei einer Tasse Thee. Trotz seiner Jovialität fehlte es ihm nicht an mutiger Streitlust. Er wendete seine Waffen hauptsächlich gegen den berühmten Rechtslehrer Savigny und die historische Schule, welche er mit vielem Glück und Geist angriff. Als Lehrer der Geschichte stand Gans in fortwährender Opposition gegen die Regierung. Seine Vorträge über die französische Revolution waren besonders stark besucht und das größte Auditorium der Berliner Universität faßte kaum die Zahl seiner Zuhörer. Gans war bei der akademischen Jugend außerordentlich beliebt und wurde fast von ihr vergöttert. Bei Tische traf ihn der Schlag mitten im kräftigsten Mannesalter; sein Tod wurde von der ganzen Stadt betrauert. Ein unübersehbarer Leichenzug bewegte sich längs der Linden. Alle Notabilitäten Berlins gaben ihm das letzte Geleit, darunter der hundertjährige Präsident von Grollmann und der vom Alter gebeugte Minister von Altenstein. Es war ein erschütternder Anblick, zu sehen, wie diese Greise den rüstigen Mann begraben halfen.

Ein spitzer Obelisk steigt wie das reine „Ich“ auf dem Grabe empor, unter welchem der berühmte Fichte ruht. Auf der einen Seite des Denkmals steht der Vers aus Daniel: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!“ Ein Medaillon zeigt die bekannten, scharf ausgeprägten Züge dieses ebenso großen Denkers als Charakters, dessen „Reden an die deutsche Nation“ zur Zeit der französischen Herrschaft in Berlin eine kühne That waren und den schlummernden Funken der Vater-

landsliebe und des Volksbewußtseins zur hellen Flamme anfachten.

Die Lyra und die richterlichen Fasces bezeichnen das Grab von Eduard Hitzig, der in der Kriminaljustiz und in der deutschen Litteratur sich einen bedeutenden Namen erworben hat. Jenes Kreuz von Eisen haben Freunde dem Dichter Langbein gesetzt, dem lustigen Poeten, dessen Schwänke und lustige Erzählungen unsere Väter erheiterten. Sein Grab ist vom Epheu so dicht überwuchert, daß man kaum seinen Namen findet. Bald wird es seinen Werken ähnlich gehen.

Ein antiker Genius mit einer klagenden Muse schmückt das Grab des Philologen Buttmann, dessen griechische Grammatik der Jugend so viel Kopfzerbrechen verursacht hat. Hier ruht der treffliche Solger, der Uebersetzer des Sophokles und fein gebildete Ästhetiker; ferner der Direktor des Werderschen Gymnasiums Bernhardi, der Schwager und Freund Tiecks, mit dem er gemeinschaftlich die geistreichen, satirisch tollen „Bambocciaden" herausgab. Grau und nüchtern, wie er selber einst im Leben war, ist der Leichenstein des bekannten Biester, der mit Gedicke zusammen die „Berlinische Monatsschrift" unternahm und für prosaische „Aufklärung" schwärmte.

Mit dem Zirkel in der Hand grüßt uns die Statue des Bildhauers Schadow, auf seinem Grabe so lebenswahr und treu wie sein Talent. Auf Schinkels Grabstein, von seinen Freunden und Verehrern dem berühmten Architekten errichtet, lesen wir die Inschrift: „Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebet, ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein." — Seine schönsten Denkmäler, die

er sich selbst gesetzt, sind seine Bauten, das herrliche Schauspielhaus, das großartige Museum, die Bauakademie und unzählige Privathäuser im reinsten Stil.

Dieser große Sandstein bedeckt die Asche des Geheimen Rat Beuth, des genialen Schöpfers unserer Gewerbinstitute, des unermüdlichen Förderers aller industriellen Unternehmungen in Preußen. Nebenbei war der alte Beuth eine der originellsten Erscheinungen in Berlin. Mit der Militärmütze auf dem grauen Kopfe und in seinem blauen Rocke konnte man ihn zur bestimmten Stunde unter den Linden sehen, es mochte stürmen und regnen. So hat ihn auch der Hofmaler Krüger auf seinem großen bekannten Huldigungsbilde abgemalt.

Unter einem offenen Tempel, mit seiner Statue geschmückt, liegt der reiche Lokomotivenbauer Borsig, der sich durch Fleiß und Tüchtigkeit ein großes Vermögen und einen Namen in der deutschen Industrie erworben hat. Er kam als ein armer Schlosser nach Berlin und starb als einer der reichsten und geachtetsten Industriellen. Viele tausend Dampfmaschinen sind aus seinen Werkstätten hervorgegangen und durchfliegen die ganze Welt nach allen Enden.

Ebenfalls in der Nähe des Oranienburger Thores befindet sich der alte Kirchhof der französischen Gemeinde.

Der Große Kurfürst und seine Nachfolger öffneten nach Aufhebung des Edikts von Nantes den Refugiés aus Frankreich gastlich ihre Länder und tausend fleißige, geistig begabte Einwanderer fanden in Berlin und in der Mark eine neue Heimat. Diese Flüchtlinge brachten eine höhere Bildung, feinere Sitten und einen bereits weitfortgeschrittenen

Sinn für Industrie und Kunst aus ihrem alten Vaterlande mit. Sie vergalten die ihnen erzeigten Wohlthaten durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Anlegung von Fabriken. Die bedeutende Seidenweberei in der Mark ist einzig und allein ihr Werk, so wie der feinere gesellschaftliche Ton ihr Verdienst. Aus ihrer Mitte ist eine Reihe hervorragender und berühmter Männer hervorgegangen, welche keinen geringen Einfluß auf die Entwickelung des preußischen Staates ausübten. Noch heute bilden die Nachkommen dieser Refugiés eine besondere Kolonie mit ihrem eigenen Gottesdienst, Schulen und Kirchhöfen.

Auf diesem fällt uns zunächst das große Denkmal in die Augen, welches der König Friedrich Wilhelm IV. seinem Lehrer, dem Minister Jean Pierre Frederic Ancillon, setzen ließ. Auf der vorderen Seite des mächtigen Würfels erscheint das geistreiche Gesicht des Staatsmannes, der zugleich als Schriftsteller durch seine historischen und philosophischen Werke sich einen bedeutenden Namen gemacht hat.

Dicht daneben ruht ein berühmter Gestorbener, der in einem ganz andern Wirkungskreise und auf einem verschiedenen Schauplatze das Größte geleistet hat. Heute ein König, war er morgen ein Bettler, bald der arme Poet Kindlein mit dem weichen Gemüt, bald der furchtbare Franz Moor, der heimtückische Shylok. Sein Reich waren jene Bretter, die die Welt bedeuten, seine Unterthanen die Herzen seiner Zuhörer, welche er durch seine Kunst unbeschränkt beherrschte, in allen Fibern beben und erzittern ließ; in einem Augenblick Lachen oder Weinen erregend, wann und wie er wollte. Der Leichenstein trägt die Inschrift: „Ludwig Devrient, geb. den 15. December 1784, gest. den 30. December 1832,

von seinen Kunstgenossen.“ Die Masken der heiteren und ernsten Muse deuten auf seinen Stand. — Ludwig Devrient war zum Schauspieler geboren wie Rafael zum Maler, Shakespeare zum Dichter. Er gehörte nicht zu den sogenannten denkenden Künstlern unserer Tage, welche den Mangel an Darstellungskraft und Beruf durch erkünsteltes Studium und ängstliche Kleinmalerei kümmerlich zu ersetzen suchen. Nach den Berichten seiner Zeitgenossen schuf der geniale Künstler aus dem Ganzen und Vollen, begabt mit dem göttlichen Prometheusfunken und einer an das Dämonische grenzenden Darstellungskraft. Unzählige Anekdoten und Geschichten werden von ihm und dem ebenso eigentümlich begabten und mit ihm innig verbundenen Dichter E. T. A. Hoffmann erzählt. In der Weinhandlung bei Lutter, an der Ecke des Gensdarmenmarktes, verkehrten die beiden Freunde bis spät nach Mitternacht, beim schäumenden Champagner sitzend, umgeben von einem Kreise staunender Hörer und begeisterter Bewunderer. Während der Wein im Glase seine Perlen warf, ließen sie gleich ihm ihren Geist emporsteigen und entluden in gegenseitiger Berührung die elektrischen Funken ihres wunderbaren Wesens. Dort in einer Ecke der Weinstube, welche noch heut mit seinem wohlgelungenen Bilde geziert ist, saß der geniale Künstler mit dem scharf gezeichneten Gesicht, das in seiner dunklen Färbung und in seinem kühnen Schnitt den südlichen Franzosen nicht verkennen ließ. Mit den dunkel blitzenden Augen hing er an den nervös zuckenden Lippen Hoffmanns, der irgend ein keckes Capriccio seiner Erfindung oder einen skurrilen Einfall zum besten gab. Dann ließ Devrient aus der tiefen Brust sein hohles Lachen erklingen, oder er warf eine kühne Be-

merkung dazwischen, schneidend wie ein greller Blitz. Arm in Arm schritten die Freunde, wenn der Morgen bereits dämmerte, durch die einsamen Straßen, wo Hoffmanns überreizte Phantasie jene Spukgestalten träumte, an welche er zuletzt mit offenen Augen glaubte, während Devrient über die fieberhafte Glut klagte, die sein Leben so schnell verzehrte. Im Leben unzertrennlich, hat der Tod sie erst geschieden, da beide auf verschiedenen Kirchhöfen begraben sind.

Ebenfalls vor dem Oranienburger Thore, auf dem neuen katholischen Kirchhofe in der Liesenstraße ruht ein Kunstgenosse Devrients, Karl Seydelmann. Der rote Grabstein zeigt die Inschrift: „Die Spuren dieses Lebens sind eingezeichnet in den Sand der Wüste und der Geist dessen, der sie zu ziehen gesendet war, ruft uns liebend und kräftig zu: tretet nach, achtet mein Erbe, indem ihr es nützt.“

Seydelmanns Natur unterschied sich wesentlich von der seines großen Kunstgenossen. Wie dieser, auf sein Genie und auf die Inspiration des Momentes gestützt, fast unbewußt schuf und die Zuhörer mit sich fortriß, so erzwang sich Seydelmann Achtung und Anerkennung durch tiefes Studium, sorgsame Ausführung und stets selbstbewußte Erfassung seiner Aufgabe. Er war ein durch und durch gebildeter Schauspieler, von einem seltenen Fleiße beseelt und mit den gediegensten Kenntnissen ausgerüstet. Er suchte vorzugsweise den Umgang mit bedeutenden Gelehrten, nicht aus Eitelkeit, sondern um sein Wissen zu bereichern. Mit seiner Kunst nahm er es höchst gewissenhaft und ernst; seine Rollen behandelte er mit einem Studium und einem Fleiße, wie sie nur noch selten bei seinen Kunstgenossen angetroffen werden.

Dadurch erhielten seine geschichtlichen Charaktere, wie Cromwell, Karl XII. von Schweden ꝛc., einen Anspruch auf geschichtliche Wahrheit, da er zu diesem Zwecke ganze Bibliotheken durchwühlte. Seine Masken waren historische Portraits, bis in die kleinsten Züge wahr, treu und vollendet. Sein Geist besaß eine seltene Klarheit und kritische Schärfe, die sich öfters in satirischen Ausfällen gegen das gewöhnliche Komödiantenwesen Luft machte. Er liebte seine Kunst über Alles und ihr sichtbarer Verfall ging ihm zu Herzen. Seydelmann war, was man bei seinen Standesgenossen so selten findet, ein abgeschlossener Charakter im guten wie im schlechten Sinne. Von ihm gilt der Spruch des großen Dichters: Nehmt Alles in Allem, — er war ein Mann.

An dem entgegengesetzten Ende der Stadt vor dem Hallischen Thore liegen zunächst vier große Kirchhöfe, nur durch eine Mauer oder Zaun getrennt. Eine kurze Allee von bereits herbstlich gefärbten und entblätterten Bäumen führt zu dem Eingange. Ein einfaches Monument bezeichnet die Stätte, wo der berühmte Theolog Neander ruht, an seiner Seite die treue Schwester, die nach kurzer Trennung dem Bruder gefolgt ist. Beide waren ein Bild der rührendsten Geschwisterliebe, und welcher Berliner erinnert sich nicht des treuen Paares, dem wir so häufig unter den Linden begegnet sind, dem kleinen Mann im braunen Rocke, der, oft durch sein Denken zerstreut, sich von der Schwester leiten ließ. Unzählige Anekdoten von der Zerstreutheit und Herzensgüte des berühmten Professors sind hinlänglich bekannt, doch vor allem verdient seine Toleranz hervorgehoben zu werden, mit der er trotz seiner eigenen strengen Gläubigkeit, das beabsichtigte Verbot gegen „das Leben Jesu" von

Strauß abwendete, indem er sich energisch für die freie Forschung auch auf dem Gebiete der Theologie aussprach. —

In seiner Nähe hat auch der Reisende und Naturforscher Pallas Ruhe von seinen weiten Wanderungen durch alle Teile Europas und Asiens gefunden.

Auf dem nächsten, verschlossenen Kirchhofe liegt unter dem grauen, verwitterten Denksteine der Schauspieler Johann Ferdinand Fleck, den Tieck für den ersten darstellenden Künstler seiner Zeit erklärte. Die charakteristische Inschrift lautet:

„J. F. Fleck, erwachte zum Leben zu Breslau den 10. Jan. „1759 und ging zu schlafen den langen Schlaf den „20. Dec. 1801 zu Berlin. Wahr, edel, groß auf der „Bühne und im Leben, biederherziger Freund, zärtlicher „Gatte und Vater, ging er, droben Großes zu schaun, „was er hinieden ahnend empfand. Der Leidenschaften „Flamme des Hochsinns Adel, der Tugend Göttergestalt „prägte er mit des Genius Schwunge staunenden Hörern „ins Herz und das Laster bebte. Dem hartsinnigen „Alten, dem bespotteten Sonderling, dem höchsten Schmeich-„lervolk hielt er den Spiegel vor und die Thoren er-„rötheten."

Dicht an der Mauer ruht sein Kunstgenosse, der nicht minder berühmte Iffland, der zugleich als dramatischer Schriftsteller seiner Zeit eine bedeutende Stellung einnahm und noch heute als ein Muster feiner Durchführung und psychologischer Malerei im bürgerlichen Schauspiel und in Familienstücken gelten darf. Das Denkmal ist von den Mitgliedern des königlichen Theaters im Jahre 1846 renoviert worden.

Zwei große Ärzte ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Unter einem prachtvollen Monument in Form eines griechischen Tempels, mit der Büste des Verstorbenen geschmückt, schläft v. Gräfe, der berühmte Chirurg und Vater des berühmten Augenarztes, und in seiner Nähe der alte Heim. Der letztere war wohl der beliebteste Arzt, den Berlin besessen hat, bekannt durch seinen außerordentlichen Scharfblick, durch sein unübertroffenes diagnostisches Talent, womit er die Krankheiten oft bei einem flüchtigen Anblick, zuweilen durch den bloßen Geruch erkannte; so wie durch die Originalität seiner ganzen Erscheinung und die Eigentümlichkeit seines Geistes. Wie viele charakteristische Züge werden noch heute von seiner Herzensgüte, seinem Humor und seinem überraschenden Talent erzählt, bald wie er an dem Pulse eines Kindes gleich erkannt, daß die Amme desselben sich berauscht hatte, bald wie er zu Pferde durch die Straßen Berlins ritt, um seine Patienten zu besuchen; gekannt und gegrüßt von Jedermann, angehalten von Armen und Hilfsbedürftigen, die er mit gleicher Liebe und Aufmerksamkeit behandelte, wie seine reichsten Patienten, darunter selbst Fürsten und Mitglieder der königlichen Familie waren. Alle diese vereinzelten Züge hat sein Schwiegersohn in seinem trefflichen Lebensbilde „Ernst Ludwig Heim" gesammelt. Das Buch verdient ein Volksbuch zu sein, so wie der alte Heim im eigentlichsten Sinne ein Mann des Volkes war.

Hier finden wir auch das Grab des liebenswürdigen Chamisso, des Dichters und Weltumseglers, der von Geburt Franzose, von Herzen und im Geist ein Deutscher war. In seinen Gedichten und besonders in dem reizenden Märchen „Peter Schlemihl" spiegelt sich der Genius seines

zweiten Vaterlandes wieder. Auch die bekannte Rahel, die Gattin Varnhagens, ruht auf demselben Kirchhofe. Sie war lange Zeit der geistige Mittelpunkt eines Kreises ausgezeichneter Männer und Frauen, der sich damals in Berlin zusammenfand. Jüdin von Geburt, vereinte sie den scharfen Witz ihres Volkes mit echt weiblicher Feinheit und Milde; sie war die eigentliche Schöpferin einer höheren Geselligkeit und in ihrem Hause erschienen die verschiedensten Elemente zu einer seltenen Harmonie verschmolzen. Zu ihren Freunden zählte sie den genialen Prinzen Louis Ferdinand, den edlen von der Marwitz, den geistreichen Gentz, Brinkmann, Gualtieri, später den Fürsten Pückler, den damals noch unbekannten, jungen Heine, eine Gallerie bedeutender Persönlichkeiten, welche die Meisterhand Varnhagens gezeichnet hat. Ihr „Briefwechsel“, von ihrem Gatten herausgegeben, ist, abgesehen von seinem tiefen Inhalt, ein höchst interessanter Beitrag zur Geschichte jener Zeit. Mit echt weiblicher Hingebung wandte sie sich wie die Sonnenblume dem großen Tagesgestirn Goethe zu. Der Kultus dieses Genius ging für Berlin zunächst von ihr und dem sie umgebenden Kreise aus.

Auf dem letzten der vier Kirchhöfe vor dem Hallischen Thore steht ein einfaches Kreuz, unter dem Felix-Mendelssohn-Bartholdy, der berühmte Tondichter, schlummert. Er starb zu früh für seine Kunst, doch seine tief ergreifenden Lieder leben in den Herzen und auf den Lippen der deutschen Sänger. Ihm zur Seite liegt die teure, hochbegabte Schwester Fanny Cäcilie Hensel. Auf ihrem Grabsteine stehen die Noten zu dem schönen Text: „Gedanken gehen und Lieder fort bis ins Himmelreich.“ Sind doch die

musikalisch so ausgezeichneten Geschwister wie Lieder und Gedanken des Himmels zur Erde gekommen, um nach kurzem Verweilen wieder zu der höheren Heimat aufzusteigen.

Unter dem einfachen Leichensteine dort ruht der dramatische Dichter Ernst Raupach, der mehr als hundert Trauer- und Lustspiele geschrieben hat. Lange Jahre beherrschte er fast ausschließlich das Repertoir der Berliner Hofbühne. Zahllose Gegner traten zwar gegen Raupach und die sogenannte Jambentragödie auf, aber keiner der neueren Dichter hat ihn an dramatischer Wirksamkeit, Bühnenkenntniß und Reichhaltigkeit erreicht oder gar ersetzt. Im Leben glich Raupach den Früchten, deren Kern in einer bitteren und rauhen Schale steckt; hatte man diese einmal durchbrochen, so fand man einen gediegenen Geist und ein ehrliches Herz. Er war ein fester, männlicher Charakter und besaß mehr Energie und Willenskraft, als man sonst bei deutschen Dichtern anzutreffen pflegt. Er sagte sowohl den Schauspielern wie den Direktoren seine Meinung gerade heraus und mancher Theaterprinzessin entpreßte sein grimmiger Humor heiße Thränen; doch meinte er es nicht so bös, wenn er auch sehr grob und rechthaberisch werden konnte.

Noch weiter vor dem Hallischen Thore, zwischen dem Kreuzberge und der Hasenhaide, erhebt sich der Dreifaltigkeitskirchhof, der nächst dem der Dorotheen-Werderschen Gemeinde wohl die größte Zahl der berühmten Toten aufzuweisen hat. Wir wenden uns links, wo wir die Büste Schleiermachers erblicken. Der Grabstein trägt die Inschrift: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesaget, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ In Schleiermacher fand der Glaube einen beredten

Verteidiger, wie seine „Reden über die Religion“ bekunden. Er war einer der vorzüglichsten Prediger, doch blieb seine Wirkung nicht allein auf die Kanzel beschränkt. Wie Fichte suchte auch er die Liebe zu dem unter der Franzosenherrschaft geknechteten Vaterland durch Lehre und Beispiel zu erwecken. Sein Glaube blieb weit entfernt von finsterer Orthodoxie und lichtscheuem Pietismus. Griechische Klarheit und Heiterkeit erschien in ihm mit christlicher Milde und Tiefe des Gemüths gepaart. Im gesellschaftlichen Leben überließ sich Schleiermacher seiner frischen Laune, und mancher sarkastische Scherz wechselte mit sokratischer Weisheit auf seinen beredten Lippen.

In seiner Nähe liegt ein ihm befreundeter Zeitgenosse, Henrik Steffens. Von Geburt war Steffens ein Norweger, aber er nahm sowohl an der politischen wie an der geistigen Erhebung Deutschlands den lebendigsten Anteil und hat sich im eigentlichen Sinne das Bürgerrecht bei uns erkämpft. Steffens war eine poetische Natur, und seine lebendige Phantasie trieb auch in der Wissenschaft eine Fülle von Blüten, welche oft durch ihre Üppigkeit zu keiner Frucht gedeihen konnten. Durch seine Romane und Novellen hat er sich eine ehrenvolle Stellung in der deutschen Litteratur erworben. Im Umgange zeigte er eine seltene Liebenswürdigkeit und Kindlichkeit, wobei seine lebendige Unterhaltung durch die fremde Aussprache, die er bis zu seinem Lebensende beibehielt, einen eigentümlichen Reiz erhielt. An seiner Seite schlummert die geistvolle Gattin, eine Tochter des bekannten Komponisten Reichardt.

Dies neue Denkmal von rotem Marmor mit der frischen, goldenen Inschrift ist für Ludwig Tieck be-

stimmt. Der Dichter des Phantasus, das Haupt der Romantiker, war ein geborner Berliner. Seit Goethes Tod nahm Tieck den verwaisten Thron der deutschen Litteratur ein, er ruhte auf seinen Lorbeern als Dichter und Vorleser aus. Seine Thätigkeit in letzter Zeit erstreckte sich auf die Wiederbelebung der „Antigone“ und des „Sommernachtstraumes“, wobei er als Kenner der griechischen und altenglischen Bühne zu Rate gezogen wurde. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte der greise Tieck, dessen Körper schwer von der Gicht zu leiden hatte, die Frische seines Geistes und den Glanz seiner herrlich blauen Augen, die im ewigen Jugendfeuer zu leuchten schienen.

Eine bescheidene Gedenktafel erinnert an August Kopisch, dessen humoristisches Weinlied „Als Noah aus dem Kasten stieg“ in ganz Deutschland bis zu dieser Stunde gesungen wird. Dort ruht der geniale Kritiker und deutsche Sprachforscher Lachmann, dem Jakob Grimm in seinem akademischen Vortrage über den Verstorbenen das schönste Denkmal gesetzt hat. Dieser selbst ruht mit seinem Bruder Wilhelm draußen vor dem Potsdamerthore auf dem Matthäikirchhof, wo auch Theodor Mundt mit seiner Gattin, der bekannten Romanschriftstellerin Louise Mühlbach, schlummert.

Mitten unter diesen Notabeln der Wissenschaft liegt der ehemalige Kultusminister, Freiherr v. Altenstein. Er hatte seine Aufgabe vollkommen erfaßt und Preußen zum Staate der Intelligenz erheben helfen. Mit seltener Liberalität schützte und förderte er die Wissenschaft durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel gegen die sie bedrängende politische und kirchliche Reaktion.

Von den berühmten Toten der Kunst und Wissenschaft wenden wir uns zu den Helden, welche auf dem Kirchhof der Invaliden vor dem Louisenthore vom Geräusch der Waffen ausruhen. In der Mitte erhebt sich das von dem Bildhauer Friedrich Tieck, einem Bruder des Dichters, errichtete Kenotaphium des Generals Bernhard David Scharnhorst. Ein ruhender Löwe von Marmor mahnt an den Löwen, der unter dem Denkmal ruht. Scharnhorst faßte zuerst den Gedanken einer gänzlichen Reorganisation des preußischen Heerwesens, das er volkstümlich umzugestalten suchte. Die Schöpfung der Landwehr war sein Werk; wie mit einem Zauberschlage stand die Stütze des preußischen Staates gerüstet da. Scharnhorst erlebte noch die dem Genie nur selten gestattete Freude, den Segen und Erfolg seiner Ideen verwirklicht zu sehen. Leider wurde er in der Schlacht bei Groß-Görschen durch eine Kugel getroffen; er starb infolge seiner Wunde in Prag, von wo seine Leiche nach Berlin gebracht und auf dem Kirchhof der Invaliden beigesetzt wurde. Rings um sein Denkmal ruhen die tapferen Waffengefährten Hiller v. Gärtringen, Friedrich und Gustav v. Rauch, Karl v. Gagern, v. Wolzogen u. s. w., die Helden des Befreiungskrieges.

Auch dem Garnisonkirchhof fehlt es nicht an großen Namen, darunter der kühne Friesen, schön und tapfer wie Siegfried der Drachentöter, und von Lützow, der Führer jener verwegenen Freischar, der Theodor Körner angehört, und die der Dichter in seinem bekannten Gesange so schön gefeiert hat. Noch heute tönt das Lied von Lützows verwegener Jagd.

Dicht am Potsdamer Bahnhofe, wo jetzt das Pfeifen und

Brausen der Lokomotive grell ertönt, schläft der Komponist der Oper „Fanchon“, der Schöpfer so vieler reizender Melodien, der lebenslustige Musikdirektor Himmel, während Lortzing, der ihm in vielen Stücken glich, nach einem Leben voll Mühe und Sorgen in der Nähe des Stettiner Bahnhofs Ruhe fand. Sein Grabstein singt von ihm:

„Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben voll von Kampf und Neid.
Das Leid flieht diesen Friedensort;
Sein Lied tönt freudig fort und fort.“

Auf dem Sophien-Kirchhofe an der nahe liegenden Kirche bezeichnet ein bemooster Stein das Grab des Odendichters Rammler, der Friedrich den Großen in antiken Versmaßen feierte und Lessings, seines Freundes, Gedichte feilte. Dort ruht auch die Karschin oder, wie sie von ihren Freunden genannt wurde: „Die deutsche Sappho“.

Auf dem alten jüdischen Kirchhofe finden wir das Grab des Philosophen Mendelssohn, der den Phädon geschrieben und mit Lessing an den deutschen Litteraturbriefen arbeitete; die Denksteine von Markus Herz, der ein berühmter Arzt war, und von Meyer Hirsch, ausgezeichnet als Mathematiker und berühmt durch sein Rechenbuch, während der Komponist des „Robert“ und der „Hugenotten“, Meyerbeer, neben seiner Mutter in dem Erbbegräbnis seiner angesehenen Familie vor dem Schönhauser Thor ruht.

Noch zwei Kirchhöfe wollen wir nicht unbesucht lassen. Auf dem einen ruhen die Gefallenen und Opfer der Befreiungskriege, auf dem andern die Leichen derer, welche am 18. März 1848 in den Straßen Berlins gekämpft. Beide

Kirchhöfe sind verwildert, vernachlässigt; keine großen Namen werden mit prunkender Inschrift da genannt. Die unter ihren Hügeln schlafen, sind Männer gewesen, welche voll Begeisterung für eine Idee ihr Leben hingaben. Beide Kirchhöfe in der Hasenhaide und im Friedrichshain sind Zeugen einer großen nationalen Bewegung, und wenn sie auch kein Denkmal von Erz und Marmor ziert, sie leben in der Erinnerung, sie gehören der Geschichte an.

Die Morgue von Berlin.

In dem großen Hof der Charité steht links mit der Hinterfront der Straße zugewendet ein stattliches, fast elegantes Gebäude, mit zwei viereckigen Seitentürme, auf einem mit grünem Rasen bedeckten Hügel, rings von Taxushecken, Flieder, Akazien, Kastanienbäumen und Rosensträuchen umgeben. Der freundliche Anblick des Hauses läßt den Fremden schwerlich ahnen, daß wir hier vor dem Leichenkeller der Charité, vor der Berliner Morgue stehen. In den oberen Stockwerken des Hauses befinden sich eine pathologische Sammlung, ein chemisches Laboratorium, der Obduktionssaal und das Auditorium des Professor Virchow, das von zahlreichen Zuhörern besucht wird. Die unteren Räume und Keller dienen zur Aufbewahrung der Leichen. In zwei zusammenhängenden Zimmern, von denen das größere für die Obduktionen, das kleinere zum Aufenthalt für die Gerichtspersonen und Zeugen bestimmt ist, werden die gerichtlichen Sektionen vorgenommen. Hier steht der Mörder seinem Schlachtopfer gegenüber, dessen Blut um Rache schreit und

ihn laut anklagt, so daß er oft den Anblick nicht zu ertragen vermag und unter der Last seiner Schuld erliegend sein Verbrechen bekennt. Kein Tragödiendichter kann erschütterndere Scenen, furchtbarere Seelenkämpfe ersinnen, als hier in Wirklichkeit vorkommen. Mit verglasten Augen und bleichen starren Zügen liegt dort die Leiche und ihr gegenüber wankt der Mörder, von Gewissensbissen gequält, von Furcht und Schrecken zitternd, von den unbarmherzigen Furien verfolgt und zum Blutgerüst gejagt. Selbst der härteste Bösewicht zuckt unwillkürlich zusammen, wenn die Leiche des Gemordeten plötzlich enthüllt wird und der kundige Arzt aus dem Befund der Sektion oft das Verbrechen mit den kleinsten Nebenumständen aufdeckt, als ob er selbst dabei gewesen wäre.

Links neben dem Leichenkeller ist ein kleines Zimmer, in dessen Mitte ein mit braunem Leder überzogenes Lager sich befindet. Hier werden den Angehörigen auf ihr Verlangen die Toten gezeigt, die sie noch einmal sehen und von denen sie Abschied nehmen wollen, bevor sie begraben werden. In dem Keller liegen die Leichen auf schmalen, schwarzen Brettern, rings von Eis umgeben, in weiße Laken gehüllt; ein schauerlicher Anblick, trotz der hier herrschenden Ordnung und peinlichen Sauberkeit. Von dem Keller gelangt man durch einen Gang in die eigentliche Morgue, wo die Leichen der Selbstmörder und Verunglückten vorläufig untergebracht und ausgestellt werden. Das weiß getünchte Zimmer und die langen weißen Vorhänge der nach dem Garten hinausgehenden Fenster erhöhen noch den traurigen, beklemmenden Eindruck dieser Totenkammer mit ihrer Grabeskälte und ihrem peinlichen Verwesungsduft, so daß Leute mit empfindlichen Nerven

von Schauer ergriffen werden und sich oft einer Ohnmacht nahe fühlen.

In Begleitung eines mir befreundeten Arztes besuchte ich an einem trüben Herbsttage die Berliner Morgue. Wie mein Begleiter mir mitteilte, hat sich in den letzten Jahren die Zahl der Selbstmörder in einer wahrhaft auffallenden Weise vermehrt; woran hauptsächlich wohl die unglücklichen Zeitverhältnisse, der immer schwerere Kampf um das Dasein, die übermäßige Genußsucht und der zunehmende Mangel an sittlichem und religiösem Sinn die Schuld zu tragen scheint. Vor allem aber klagte mein Freund die allgemein verbreitete Trunksucht in den unteren Ständen an, der er die Hälfte der durch Selbstmord Umgekommenen zuschreibt. Auch unglückliche Liebe führt nicht selten zum Tode, doch nur ausnahmsweise in den besseren Klassen. Nur noch im Volke findet man einen Werther oder eine Sappho, die den Verlust des geliebten Gegenstandes nicht überleben wollen. Besonders ist das weibliche Geschlecht, bei dem das Herz eine so große Rolle spielt, zum Selbstmord aus Liebe geneigt. Das größte Kontingent dieser Unglücklichen liefert Armut und Not, die Furcht vor Schande und Entehrung.

Unter solchen Betrachtungen trat ich mit meinem hier bekannten Arzt in die Morgue, wo wir die in dieser Woche aufgefundenen Leichen auf den schwarzen Brettern liegen sahen, um von ihren Verwandten rekognosziert zu werden. Mit bangem Herzklopfen näherte ich mich dem ersten Tisch, auf dem ein älterer Mann gebettet war, der mich unheimlich mit gebrochenen Augen anstarrte; ein armer verzweifelter Arbeiter, der sich aus Noth auf seiner Bodenkammer aufgehängt hatte; daneben ein junges Mädchen von höchstens

zwanzig Jahren, das den Tod der sie erwartenden Schande vorgezogen und ihrem Leben durch einen Sprung in die Spree ein Ende gemacht hatte. Daneben ruhten die Leichen eines unglücklichen Ehepaars, das sich durch Kohlendunst erstickt, friedlich auf demselben Lager, als ob sie sich anlächelten und selbst im Tode nicht trennen wollten; ihnen zur Seite ein noch junger, elegant gekleideter Mann, der sich gestern erschossen; das bleiche Gesicht von Pulver geschwärzt, mit blutiger Stirn und feuchten, verworrenen Haaren; ein Opfer der Verführung und des Leichtsinns, indem der Tote in einem unbewachten Augenblick die Kasse seines Herrn angegriffen hatte und durch eine Kugel der ihm drohenden Bestrafung zuvorgekommen war. Unwillkürlich erzählten die stummen Leichen die Geschichte ihrer Leiden und Kämpfe, sprachen die starren Züge, die verglasten Augen und die bleichen, krampfhaft geschlossenen Lippen beredter als alle Prediger und klagten das harte Schicksal und die Unbarmherzigkeit der Gesellschaft mit tief ergreifendem Schweigen an. —

Während wir uns erschüttert diesen nahe liegenden Empfindungen überließen, erschien eine alte, ärmliche Frau in der Morgue und suchte, wie ich aus ihren ängstlich forschenden Mienen entnehmen konnte, unter den hier ausgestellten Leichen einen vermißten Angehörigen.

„Wen wollen Sie hier?" fragte der Arzt, dem das verstörte Wesen der Frau aufgefallen war.

„Mein Kind, meine Dochter, meine Emma!" schluchzte die Alte mit leiser, von Thränen erstickter Stimme. „Sie ist gestern heimlich fortgegangen und nich wieder nach Hause gekommen. Ich fürchte, daß sie sich das Leben jenommen hat."

„Weshalb sollte sich Ihre Tochter das Leben genommen haben?“

„Se war janz desparat, weil sie ihr Bräutigam, der schlechte Kerl, in ihrer Not verlaaßen hat und ich auch nichts mehr von ihr wissen wollte, weil sie sich mit ihm vergangen. Das hat sich die Emma zu Jemüt jezogen und is in der Nacht fortgerannt. Sie wollte nich die Schande überleben und hat sich jewiß ein Leid angethan?“

„Haben Sie sich schon auf der Polizei nach Ihrer Tochter erkundigt?“

„Ick komme so eben vom Komzarius, zu dem ick gleich früh hingeloofen bin. Uf der Polizei wissen se nichts von meiner Dochter und haben mir hierher jewiesen, Vielleicht können Sie mir sagen, lieber Herr, ob man ein junges Mächen von zwanzig Jahren gefunden hat.“

„Allerdings!“ erwiderte der Arzt zögernd. „Eine große, schlanke Brünette mit schwarzen Haaren und dunklen Augen, bekleidet mit einem blauen Kattunkleide und einer schwarzen Mantille.“

Während dieser Beschreibung des Arztes hingen die Blicke der alten Frau mit ängstlicher Spannung an den Lippen des Arztes, malte sich in dem bleichen verschrumpften Gesicht Furcht und Hoffnung, bange Sorge und düstere Trauer, als sie nicht länger an der entsetzlichen Wahrheit zweifeln konnte.

„Se is et,“ stöhnte die unglückliche Mutter. „Kann ich ihr nich sehn?“

Von dem Arzte geführt, wankte die Alte zu dem Tisch, auf dem das junge, in der Spree gefundene Mädchen lag, und brach mit einem herzzerschneidenden Schrei neben

der Leiche zusammen, überwältigt von Schmerz und Entsetzen und Reue wegen ihrer Härte.

„Emma!" klagte sie, die Hände ringend. „Emma, warum hast Du mir das gedahn? Ick hab' es ja nich so böse gemeint und hätte Dir nich verstoßen."

Zu spät! Die Tote hörte nicht mehr die vergebenden Worte der Mutter, deren heiße Thränen auf die kalte Leiche fielen.

„Aber ein anständiges Begräbnis soll meine Dochter haben, wenn ick doch das Jeld mich dazu borgen sollte," sagte die arme Frau.

Mit diesem Trost, in dem sich ihre letzte Liebe für die Tochter bekundete, verließ die Alte die Berliner Morgue, von der auch ich tief ergriffen Abschied nahm.

Eine Stunde an der Börse.

Die alten Götter sind aus der Welt geschwunden, und an ihrer Stelle die Götzen der materiellen Gegenwart getreten. Die Ideale haben den Idolen weichen müssen, vor denen die blinde Menge kniet. Zahlreiche Priester opfern an ihren Altären in herrlichen Tempeln, mit hohen Marmorsäulen und bunter Farbenpracht geschmückt. Ein neuer Glaube ist erstanden, eine Art internationale Weltreligion, wie zu den Zeiten des römischen Verfalls. In demselben Pantheon thronen in friedlicher Eintracht der griechische Hermes, der Schutzpatron der Diebe und Kaufleute, die launenhafte Fortuna auf rollendem Glücksrad, der goldene Plutus, der die Welt beherrscht, neben dem syrischen Mammon, der Schätze auf Schätze häuft, dem phönizischen Moloch, der wie vor vielen tausend Jahren Menschenopfer verlangt, und dem ägyptischen Apis, dem goldenen Kalbe, das noch immer angebetet wird.

Ein solcher Tempel, den man die Börse nennt, erhebt sich auch in Berlin in der Burgstraße, gegenüber dem Lust=

garten, ein imposanter Prachtbau im Renaissancestyl, mit doppelter Front, korinthischen Säulen, mit symbolischen Statuen und Arkaden, die sich in den Fluten der vorüberfließenden, von größeren und kleineren Schiffen und Kähnen belebten Spree wiederspiegeln. Der herrliche, große Saal, der die Zahl der Besucher nicht mehr zu fassen vermag, wird durch einhundert und achtzig Granitsäulen in zwei Räume, in die sogenannte Fonds- und Produktenbörse geteilt. An den Wänden erblickt man prachtvolle Fresken von dem Maler Klöber, Sinnbilder der Arbeit, Fischer, Holzhauer und Landleute bei der Ernte, in ihrer Mitte die Göttin der Natur, die alte Kybele. Ueber der Fondsbörse schwebt Vulkan, der Gott der Schmiede, Merkur, der Beschützer des Handels, ein feuriges Roß als Symbol des Dampfes und eine Gruppe, welche die Herstellung des Papiergeldes zeigt, ein charakteristisches Bild für Börsenspekulanten. In dem Saale selbst stehen zahlreiche Bänke, mit Metallplatten versehen, die den Namen der hier sitzenden Bankiers und Kaufleute angeben.

Sobald die Uhr zwölf schlägt, strömen von allen Seiten die Gläubigen zu Wagen und zu Fuß herbei und der Tempel füllt sich. Der Gottesdienst beginnt, ein wunderbares Schauspiel, das mit keinem andern Kultus sich vergleichen läßt. Statt der feierlichen Stille, die sonst im Heiligtum zu herrschen pflegt, vernimmt man hier ein dumpfes Rauschen und Brausen, einen betäubenden Lärm, wie wenn das Meer brandend gegen seine Ufer schlägt. Man hört nur ein wirres Durcheinander von Stimmen, abgebrochene Worte, unartikulierte Laute, deren geheimnisvoller Sinn den uneingeweihten Ohren verborgen bleibt. In den Zügen und lebhaften Mienen Ein-

zelner verrät sich zuweilen eine große Spannung, ein außerordentlicher Wechsel der Stimmung, dessen Ursache jedoch meist ein Rätsel ist. Trauer und Freude, Hoffnung und Verzweiflung ziehen schnell vorüber wie Regen und Sonnenschein im April. Kein Barometer ist so empfindlich für die leisesten Schwankungen der Atmosphäre, wie diese zart organisierten Naturen, die von dem unbedeutendsten Gerücht erschüttert werden. Augenscheinlich steht die ganze Versammlung unter dem Einfluß magneto-elektrischer Strömungen, da der mit der Börse in Verbindung stehende Telegraph sich nur zu bewegen braucht, um eine allgemeine Aufregung hervorzurufen. Er vertritt die Stelle des alten Orakels und sein Ausspruch wird wie die Stimme eines Gottes beachtet.

Im hohen Grade anerkennungswert ist die Toleranz der Börse, die keinen religiösen Unterschied kennt. Sie besitzt ihre eigene Moral gerade wie mancher große Politiker und handelt nach besonderen Prinzipien, die allerdings nicht immer mit den gewöhnlichen Begriffen von Recht und Unrecht übereinstimmen. Kleinere Übertretungen nimmt man nicht allzugenau und verzeiht gern dem irrenden Bruder eine Schwäche. Wenn er strauchelt oder gar fällt, vergiebt man seine Schuld, mit der Hoffnung, in ähnlicher Lage auch von ihm Vergebung zu finden. Im schlimmsten Falle verschwindet man auf kurze Zeit oder einigt sich mit seinen Gläubigern; worauf der Gefallene sich bald wieder aufrichtet und meist besser und fester zu stehen pflegt, als vor seinem Sturz. Die Hauptsache ist der Kredit, der an der Börse die Stelle des Glaubens vertritt. Wer diese unschätzbare Gnade besitzt und sich unter allen Verhältnissen zu bewahren

weiß, der zählt zu den Auserwählten und genießt hohe Achtung und ein unbedingtes Vertrauen. Selbstverständlich findet man auch an der Berliner Börse die verschiedensten Charaktere, Gesinnungen und Grundsätze vertreten, wahre Noblesse und niedrige Gemeinheit, gediegene Solidität und frechen Schwindel, Firmen von fast hundertjähriger Dauer und Weltruf neben vergänglichen Eintagsfliegen, bewährte Finanzgrößen, die sich durch ihren Geist und ihre hohe Bildung auszeichnen und einen wahrhaft segensreichen Gebrauch von ihrem Reichtum machen, neben zweideutigen Geldjobbern und waghalsigen Abenteurern aller Art.

Hier wie überall bietet die Börse ein wunderbares Gemisch von widersprechenden Eigenschaften, von wahrer Größe und erbärmlicher Kleinheit, von Hochherzigkeit und Knauserei, von gewöhnlichem Schacher und großartiger Thätigkeit, von Scharfsinn und Thorheit, von kluger Berechnung und thörichter Spielwut. So erscheint sie zugleich imposant und lächerlich, gewaltig und kleinlich, kühn und verzagt, allmächtig und erbärmlich, bald als Herrscherin der Welt, vor der sich Könige und Staatsmänner beugen, bald als die Sklavin eines frechen Egoisten, eines gewöhnlichen Abenteurers, eines verzweifelten Spielers, dessen Erfolge sie so lange bewundert, bis eines Tages das von ihm errichtete Luftschloß zusammenbricht und Hunderte unter den Ruinen begräbt. Leider ist das Goldfieber, das sich sonst nur auf die Börse selbst zu beschränken pflegte, eine allgemeine Epidemie geworden, die kein Alter, keinen Stand und kein Geschlecht verschont. Wenn auch das Börsenspiel in Berlin noch nicht so verbreitet ist, wie in Paris, und nicht so tief in das Privatleben eingreift, so läßt sich auch hier nicht

der demoralisierende Einfluß der Spekulation verkennen, in deren Gefolge ein zunehmender Luxus, eine maßlose Genußsucht, eine steigende Frivolität sich bemerkbar macht und die Gesellschaft ernstlich zu bedrohen scheint.

Unbekümmert um diese Schattenseiten, geht die Börse an ihr tägliches Werk. Zur bestimmten Stunde öffnen sich die hohen Flügelthüren und schnell füllt sich der herrliche Saal mit großen und kleinen Spekulanten, Jobbern und Fixern, Agenten und Pfuschmaklern, die sich stoßen, drängen, hin und her laufen, eifrig gestikulieren und laut sprechen. Allmählich erscheinen auch die Finanzgrößen der Residenz, die Börsenfürsten, die Aristokraten des Geldes, meist ältere, reservierte Herren mit vornehmer Haltung, von dem Bewußtsein ihrer Solidität und Respektabilität erfüllt. Sie bilden gewissermaßen das Oberhaus der Börse, den Senat der Plutokratie, das konservative Element. Diese Herren und Pairs, zu denen Herr v. Bleichröder, Herr v. Hansemann, Herr v. Krause, Robert Warschauer, Mendelssohn gehören, besuchen jedoch nur selten, fast nie die Börse und lassen sich meist durch ihre Prokuristen oder jüngere Kompagnons vertreten, während sie sich selbst so viel als möglich von dem wilden Treiben fern halten.

Um so lebhafter beteiligen sich die großen Spekulanten, die an der sogenannten Spekulationsecke ihren Platz haben, dem eigentlichen Schlachtfeld der Börse, wo der Kampf um Tod und Leben gekämpft und das Geschick des Tages entschieden wird. Auf ihren gewohnten Sitzen erblickt man bereits die Führer und Feldherren der beiden entgegengesetzten Heerlager, der Hausse und Baisse, umgeben von ihrem Generalstab, von ihren Adjutanten, den geschäftigen

Kommis und Maklern, die eilig auf ihren Wink von einer Seite des Saals zur andern fliegen, um die gegebenen Aufträge auszurichten. Dort jener noch jugendlich aussehende, elegant gekleidete Herr ist ein geborenes Finanzgenie, zugleich ein Parvenu vom reinsten Wasser, der sich der besonderen Gunst der hohen und höchsten Aristokratie erfreut, die ihn benutzt, sich über ihn und seine noch eitlere Gemahlin lustig macht und von beiden die lächerlichsten Geschichten erzählt. Eine ähnliche, wenn auch minder hervorragende Rolle spielt in der Gesellschaft sein Nachbar, ein älterer Junggeselle mit falschem Toupée und goldenem Kneifer. Noch vor wenigen Jahren ein kleiner Börsenjobber, ist er jetzt ein mehrfacher Millionär, Inhaber verschiedener Meininger, Schwarzburger, Rumänischer und Portugiesischer Orden, überflüssiger Generalkonsul einer südamerikanischen Republik von zweifelhafter Dauer und Mitglied eines Millionärklubs, in dem man das Point für zwanzig Mark spielt und an einem Abend sechzigtausend Mark gewinnen oder verlieren kann; macht in Aktien und noblen Passionen, unterhält Tänzerinnen, Rennpferde und Jagdhunde, giebt großartige Dieners und ist der Abgott der männlichen und weiblichen Demimonde.

Dagegen ist dort Herr Biedermeier ein moralischer Musterknabe, höchst respektabel immer süß lächelnd, von salbungsvollen Reden überfließend. Jeden Sonntag erscheint er an der Seite seiner tugendhaften, aber häßlichen Gattin und seiner rothaarigen Töchter in der Kirche und an Wochentagen zieht er seinem Nebenmenschen das Fell über die Ohren. Öffentlich zeichnet er für alle wohlthätige Vereine und führt den Vorsitz in verschiedenen Gesellschaften für verwahrloste Kinder und reuige Magdalenen, während

er im Stillen einen kleinen Harem unterhält und die Freuden der Welt genießt. Dafür steht er auch in konservativen Kreisen in hoher Achtung und gilt für eine Stütze des Throns und des Altars, für einen guten Patritoten und wahren Heiligen. Ein anderer Typus der Börse ist der Kunstfreund und Mäcen aller Künstler, Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller von Bedeutung. Wenn er auch gewöhnlich Goethe und Schiller falsch citiert, Holbein mit Rubens verwechselt und die kleine Schwäche besitzt, immer von „meinem Freunde" Auerbach, Spielhagen, Meyerheim und Menzel, Niemann und Betz zu sprechen, so ist er doch ein herzensguter, liebenswürdiger und ehrenwerter Schwärmer, der sein Geld auf anständige Weise ausgiebt und für die Kunst mehr thut, als mancher Fürst. In seiner Nähe sitzt ein großer, starker Herr von dessen Bildung oder Unbildung man sich die seltsamsten Geschichten erzählt. Besonders machen ihm die Fremdwörter zu schaffen; so verwechselt er den Raub der Sabinerinnen mit dem Raub der Rabinerinnen, pneumatische mit rheumatische Ofenthüren und schwärmt für mosaische Gemälde. Als vor kurzem für die Lessingstatue gesammelt und auch er um einen Beitrag ersucht wurde, fragte er zuerst: „Wodurch hat denn dieser Lessing sein ganzes Geld verloren? — Gewiß hat er Union generale gekauft."

Gebildeter, aber darum nicht besser ist jener fein gekleidete junge Mann, der Sohn eines bekannten Wucherers und Halsabschneiders, der trotz seiner eleganten Manieren nicht die väterliche Abstammung verleugnen kann. Derselbe gehört, wie schon sein blasiertes Äußere verrät, zu der sogenannten jeunesse dorée der Börse: ein ebenso geriebener Geschäftsmann als vollendeter Dandy, der mit gleicher Fertigkeit ein

zärtliches Billetdoux auf duftendem, englischen Büttenpapier und einen Schlußzettel über Hunderttausende schreibt, eifrig auf dem Comptoir und nicht minder pünktlich bei einem Rendezvous, getreu seiner Devise: „Erst das Geschäft und dann das Vergnügen.“ Geizig und verschwenderisch, knausert er um einen Pfennig, während er gleichzeitig Tausende für seine Eitelkeit oder sein Vergnügen verschwendet. In allen Stücken seines Vaters würdig, unterscheidet er sich nur dadurch von ihm, daß er Lackstiefel und echte Jouvins trägt und unter dem Firnis äußerer Eleganz und Bildung seine gemeine Gesinnung verbirgt. Nichtsdestoweniger gilt der junge Roué für einen liebenswürdigen Mann und für eine ausgezeichnete Partie, so daß alle Mütter heiratsfähiger Töchter für ihn schwärmen. Er selbst ist auch nicht abgeneigt, die etwas kostspieligen und mitunter sogar gefährlichen Freuden des Junggesellenlebens mit dem ruhigen Glück der Ehe zu vertauschen, nachdem er grade in der letzten Zeit einige unangenehme handgreifliche Erfahrungen mit einer kleinen Tänzerin oder vielmehr mit ihrem Geliebten gemacht hat, die ihm seine bisherigen Bekanntschaften und Liaisons verleiden.

Natürlich fehlt es an der Börse nicht an den privilegierten Spaßmachern und Witzbolden, die immer ein Bonmot auf der Zunge haben und eine komische Geschichte erzählen, welche jedoch, meist zweideutiger und frivoler Natur, sich nicht wiedergeben läßt. Besonders liebt die Börse fremde Besucher zu mystifizieren und zu necken. Dieselben werden umringt und „getippt“, das heißt: heimlich mit einem Finger angestoßen; ein gewöhnlicher Börsenscherz. Doch nicht immer sind die Späße so harmloser Natur; nicht selten entwickelt

sich daraus ein ernster Wortwechsel, der mit Handgreiflichkeiten endet, obgleich derartige Fälle zu den Ausnahmen gehören und von den Ältesten streng gerügt werden und zuweilen selbst eine mehrwöchentliche Ausschließung nach sich ziehen. Im Ganzen ist die Börse jedoch nicht allzu empfindlich und läßt sich einen Scherz und selbst noch mehr gefallen. In dieser Beziehung herrscht eine große Freiheit und Zwangslosigkeit, ein höchst gemütlicher Ton und ein eigentümlicher Comment unter den Eingeweihten, die höchst ungeniert mit einander verkehren; doch gilt dies vorzugsweise nur von den sogenannten „kleinen Leuten", während „die Großen" eine würdige, reservierte Haltung beobachten und sich von dem Haufen ferne halten.

Außer den wirklichen Mitgliedern der Börse findet man hier die Kunst und besonders die Presse zahlreich vertreten. Letztere nimmt eine bedeutende Stellung ein, da don den Berichten der Zeitungen die Spekulation und das Schicksal verschiedener Papiere und Aktien-Unternehmungen mehr oder minder abhängig ist und von ihr beeinflußt wird. Aus diesem Grunde erfreuen sich die Reporter der großen Blätter, besonders der Börsenzeitungen einer schmeichelhaften Berücksichtigung von Seiten der Börse, obgleich sie mehr gefürchtet als geliebt werden. Im ganzen befleißigt sich die Mehrzahl dieser Herren einer anerkennungswerten Unparteilichkeit und ist der Bestechung unzugänglich, aber nicht alle sind stark genug, der Versuchung zu widerstehn und die Liebenswürdigkeiten der Börse streng zurückzuweisen, wozu ein großer Mut und ein Charakter gehört, den nicht jeder Mann besitzt. Einer oder der Andere läßt sich — be — teiligen, das heißt: er erhält eine Anzahl von Aktien zu niedrigem

Kurse und empfängt, wenn dieselben steigen, die ansehnlichen Differenzen ausgezahlt, ohne etwas zu riskieren, ein ebenso angenehmes als einträgliches Geschäft, wobei der äußere Anstand gewahrt wird und beide Teile ihre Rechnung finden, wie dort jener große Herr zeigt, der glückliche Besitzer einer der schönsten Villen und eines bedeutenden Vermögens, der eine angesehene Rolle an der Börse spielt, von den Finanzgrößen fetiert und gefeiert wird und mit Verachtung auf seine armen, nicht so intelligenten Kollegen herabsieht.

Harmloser ist der hier übliche, von kleinen Maklern betriebene Handel mit Theaterbilletten, für die oft ein hoher Preis, sechzig bis hundert Mark für das Stück von Kunstliebhabern bezahlt wird, wenn ein beliebter Sänger oder eine gefeierte Sängerin wie die Lucca, die Patti auftritt. Bekanntlich schwärmt die Börse für die Kunst, besonders für schöne Künstlerinnen und fehlt nie bei einer ersten Vorstellung oder bei einem bedeutenden Gastspiel. — Eine andere originelle Industrie wird hier mit Juwelen in folgender Weise getrieben. Ein bekannter Juwelenhändler bietet Demanten und andere Pretiosen den Börsenbesuchern — für Prämien an, die er sofort wieder verkauft. Da er die Steine gewöhnlich durch Gelegenheitskäufe billig erhält und die dafür eingetauschte Prämie gewöhnlich den Wert derselben übertrifft, so macht er meist ein gutes Geschäft und befriedigt zugleich seine Spekulationslust, während der Käufer kein bares Geld für den Schmuckgegenstand auszugeben hat, so daß beide Teile zufrieden sind. Den meisten Nutzen aber ziehen von dem Geschäft gewisse Damen, die nicht unempfänglich für derartige kleine Geschenke sind.

In diesem Augenblick ist jedoch die Börse nicht in der

Stimmung, Witze zu reißen und Theaterbillette oder Juwelen zu kaufen, da der Telegraph soeben wichtige Nachrichten aus Paris und Petersburg gebracht hat. Hausse und Baisse befinden sich in der höchsten Aufregung und bieten alle ihre Kräfte auf, um die Kurse zu treiben oder zu drücken. Immer wilder tobt der Kampf, immer toller rast die Jagd nach dem Glück. An der Spekulationsecke herrscht ein fieberhaftes Drängen und Treiben; die Aufträge häufen sich, die Makler und Agenten eilen herbei und notieren die Geschäfte. Laute Rufe erschallen von allen Seiten: „Ich geb', ich nehm'."

„Suchen Sie Russen?"

„Gott soll mich bewahren vor Russen!"

„Wollen Sie Lombarden?"

„Nicht in de la main."

„Franzosen?"

„Faul! Oberfaul!"

Da wird geschachert um ein Viertel, ein Achtel, geredet und geschworen, als handelte es sich um Leben und Seligkeit, besonders aber gelogen, daß die Balken krachen. Vor allen zeichnet sich in dieser Beziehung ein junger Börsenheld, die rechte Hand eines unserer größten Bankiers, aus, gegen den selbst der alte Münchhausen nicht aufzukommen vermöchte. Da er mit einigen Legationssekretären und Damen vom Theater zuweilen kleine Orgien feiert und hoch spielt, so traut man ihm geheime diplomatische Verbindungen zu und hält ihn für gut unterrichtet. Wenn man ihn hört, so muß man glauben, daß er von Ignatiew direkte Nachrichten erhält, die intimsten Freunde in sämtlichen europäischen Kabinetten besitzt und mit Bismarck wie mit einem Bruder verkehrt. Er weiß ganz genau, wie der große Staatsmann

über Rußland denkt und daß nächstens die Einverleibung von der Herzegowina in den österreichischen Staat erfolgen wird. Die Börse aber ist trotz all ihrer Schlauheit leichtgläubig wie ein Kind und läßt sich, wenn auch zehnmal getäuscht, immer wieder von dem geriebenen Herren übers Ohr hauen.

Je länger aber der Kampf zwischen Hausse und Baisse dauert, desto höher steigt die Aufregung. Die Augen rollen, die Gesichter färben sich röter oder erbleichen, die Mienen verziehen sich hier zum Lachen, dort zum Weinen und die Hände gestikulieren krampfhaft. Die Telegramme fliegen hin und her und die mit der Börse verbundene Rohrpost vermag kaum die aufgegebenen Karten und Briefe zu bewältigen. Von Zeit zu Zeit tritt eine Erschöpfung ein, eine peinliche Stille, doch bald erhebt sich der Sturm von neuem, nur um so stärker und wilder. Je näher der Schluß der Börse heranrückt, desto blutiger wird die Schlacht. Schon sieht man einige Verwundete schwanken, einige Leichen fallen, die Geschlagenen weichen, die Furchtsamen fliehen und die Vorsichtigen den Rückzug antreten. Endlich ist der Kampf entschieden. Die Baisse hat heute gesiegt, Millionen sind gewonnen und verloren, manches irdische Glück zerstört oder begründet; Spekulanten, die gestern noch dem Bankerott nahe standen, sind mit einem Schlage reich geworden und vermögende Leute ruiniert. Dort der unansehnliche Herr mit dem klugen Gesicht und den scharfen Augen trägt heute den Löwenanteil davon und erntet die Früchte seiner wunderbaren Berechnungen und seiner Kombinationen, seiner Benutzung der augenblicklichen Konjunkturen, seiner Ausdauer und seiner Vorsicht, so daß er mit Recht den Namen

eines „Börsen-Moltke“ verdient und eine hohe Achtung genießt, weil er auch von seinem Gelde den besten Gebrauch macht.

Im ganzen zeichnet sich die Berliner Börse, wenn sie sich auch in Hinsicht ihrer Größe und Geschäfte nicht mit der Wiener, Pariser und Londoner messen kann, durch ihre Solidität und Gediegenheit aus. Selbst in den schwersten Zeiten kommt sie größtenteils ihren Verpflichtungen nach und bringt die größten Opfer, um ihren Ruf zu behaupten; weshalb sie auch ein großes Vertrauen genießt. Es herrscht an ihr ein gewisser Esprit du Corps, ein Gefühl der Solidarität. Bei unverschuldetem Unglück eines geachteten Hauses eilt sie mit anerkennungswerter Bereitwilligkeit dem Bedrohten zu Hilfe und sucht ihn zu stützen und zu halten, so daß große Bankerotte und Zahlungseinstellungen zu den Seltenheiten gehören. Ueberhaupt zeigt die Berliner Börse bei allen Gelegenheiten eine offene Hand und beteiligt sich bei Unglücksfällen mit großen Summen. Mancher verarmte Familienvater verdankt ihr seine Existenz und Rettung in der Not. Bei allen Sammlungen für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke steht sie obenan und übertrifft in dieser Beziehung die Aristokratie.

Ebenso interessiert sich die Berliner Börse für Kunst und Wissenschaft. Aus hiesigen, angesehenen Bankierfamilien sind Männer wie Felix Mendelssohn und Meyerbeer, die Maler Magus und Bendemann, so wie eine Anzahl mehr oder minder bekannter Schriftsteller hervorgegangen. Wenn auch die neuere Generation der Börse Luxus und Ostentation im Uebermaß liebt, den materiellen Interessen und Genüssen mehr als gut und üblich huldigt und der ideale

Sinn, die höhere Bildung ihr zum Teil abgeht, so läßt sich andererseits nicht leugnen, daß sie jährlich große Summen für Kunstwerke verwendet und dadurch zur Hebung und Pflege der Kunst vorzugsweise beiträgt. Den viel geschmähten und angegriffenen Gründern oder reich gewordenen Spekulanten verdankt Berlin seine schönsten Häuser und Paläste, die Passage, das Industriegebäude, ja ganze Straßen und Stadtteile, wie die Centralstraße, Wilhelmshöhe und das Tiergarten-Viertel. Nicht alle Früchte an dem modernen Giftbaum des Minister Maybach sind faul und auch die Berliner Börse darf von sich mit Recht behaupten: „Ich bin besser als mein Ruf." —

Der Gänsemarkt.

„Eine jute, jebratene Jans und ein juter Jurkensalat ist eine jute Jabe Jottes," sagt der richtige Berliner. — In der That ist die Gans der Lieblingsvogel unserer modernen Weltstadt und genießt eine größere Popularität nach ihrem Tode, als mancher berühmte Mann bei seinem Leben. — In welcher Gestalt sie auch erscheinen mag, ob als knuspriger, goldbrauner Braten, mit Borsdorfer Äpfeln gefüllt, als herzhaftes Gänseweißsauer, von delikater Gallerte umgeben, oder als zarte, rosige Spickgans, immer ist sie Allen ein willkommener Gast. Jeder einzelne Teil, das Gänseklein, die Leber, das Schmalz und die Grieben, erfreuen sich einer besonderen Verehrung und haben ihre Liebhaber.

Bei ihrem Anblick verklären sich die Gesichter der Kinder, lächelt die Hausfrau, schmunzelt der Vater und begrüßt die selige Freundin, deren saftiges Fleisch nun des zerlegenden Messers wartet, mit zärtlichen Blicken und einer Libation von Rothwein oder Kümmel, die um so reichlicher fließt, je fetter und saftiger die Gans ist. — Dem bürgerlichen Magen

erscheint sie als der Inbegriff der höchsten kulinarischen Genüsse und als die Zierde des häuslichen Tisches an Sonn- und Feiertagen wie bei allen sonstigen festlichen Gelegenheiten. Kein Geburtstag, keine Hochzeit, keine Kindtaufe, keine Fröhlichkeit, kein Vergnügen, keine Heiterkeit ohne Gänsebraten! — Die Gans ist die Freundin des Mittelstandes, die Wohlthäterin der bürgerlichen Familie. Noch nach langen Jahren erinnern wir uns mit wehmüthiger Wonne der Sonntagsgans im elterlichen Hause und gedenken dabei der schönen Zeit, wo wir sehnsuchtsvoll die Edle erwarteten, wo ihr bloßer Duft uns schon entzückte. — Aber auch der aristokratische Feinschmecker und Lebemann liebt und verehrt sie, allerdings nur, so lange noch alle Reize der Jugend sie schmücken.

Kein Wunder, daß die Gans in Berlin ein sehr begehrter Artikel ist, und daß die Nachfrage öfters das Angebot übersteigt. Millionen dieser bescheidenen, nützlichen und angenehmen Geschöpfe werden jahraus jahrein hier gekauft und verzehrt. Der Berliner Gänsemarkt genießt eines wohlverdienten Rufes und wird ebenso stark und noch stärker als die Börse besucht. Auch hier giebt es Tage, wo das Geschäft eine Schwindel erregende Höhe erreicht und Tausende in wenigen Stunden umgesetzt werden, und wieder stillere Zeiten, wo der Absatz stockt und die Preise erheblich fallen.

An bestimmten Tagen der Woche kommen die Verkäufer aus der Nähe und Ferne, die ländlichen Gänsezüchter von den Ufern der Spree und Havel bis aus dem fernen Pommern und Mecklenburg zu Fuß und zu Roß, meist in großen Planwagen, und bieten ihre gesuchte Ware auf den dazu

angewiesenen Plätzen aus, unter denen der frühere Gens-d'armenmarkt, jetzt Schiller-Platz, den ersten Rang einnimmt. Dort, wo sich vor dem königlichen Schauspielhaus, dem Tempel der Musen, das Standbild des idealsten deutschen Dichters erhebt, zwischen der französischen und deutschen Kirche, entwickelt sich jeden Mittwoch und Sonnabend ein ebenso interessantes wie eigentümliches Schauspiel — der größte „Berliner Gänsemarkt“.

Wie durch einen Zauber verwandelt sich der würdige, sonst der Kunst und Religion hauptsächlich gewidmete Schiller-Platz in einen lärmenden, wogenden Markt. Die Musen weichen vor den Hökerinnen, und statt der frommen Predigt und der heiligen Orgeltöne hört man nur das Schreien und den Ruf der Händler und der Käufer.

Damen aus den mittleren Ständen, Handwerkerfrauen, Dienstmädchen und Köchinnen drängen sich durch das tobende Gewühl, handeln und feilschen um die Wette. Hier ladet eine dicke Hökerin mit lauter Stimme die Vorübergehenden ein, ihre frische Butter zu kosten, „süß wie Mandeln“; dort schimpft eine rothaarige Fischhändlerin mit der diesen Damen eigenen scharfen Zunge in drastischen Ausdrücken über das niedrige Angebot einer Käuferin, die sich eilig aus dem Bereich der gefährlichen Gegnerin zurückzieht. Galante Schlächtergesellen scherzen und lachen mit artigen Dienstmädchen zum Ärger ihres Meisters oder der eifersüchtigen Meisterin. Konkurrenten oder übervorteilte Kunden geraten in Streit und drohen, miteinander handgemein zu werden. Ein Marktdieb wird auf frischer That ertappt und der Polizei zur Bestrafung übergeben. Dazwischen drängen sich genäschige Kinder, Straßenjungen, alte Weiber, Träger und

Trägerinnen, die sich zum Fortschaffen der gekauften Waren, der Körbe und Taschen anbieten, besonders aber zahlreiche Landleute aus der Umgegend, die ihre Erzeugnisse nach der Residenz bringen. Da wird gehandelt und gekauft, geschäkert und gelacht, geklagt und geschimpft, geliebt und gehaßt, ein Stelldichein gegeben und ein Rendezvous verabredet, ein Portemonnaie gestohlen und ein heimlicher Händedruck gewechselt.

Ebenso interessant und bunt wie das Bild der wimmelnden Menschen ist das der mannigfach feilgebotenen Waren. In großen Wassertrögen und Bütten zappeln und springen Hechte, Karpfen, Zander und Aale, Krebse und Hummern. In den Körben der Obsthändler und Grünzeugkrämer liegen die schönsten Äpfel, Birnen, Pflaumen, Weintrauben und Melonen, reizen die riesigen Köpfe des zarten Blumenkohls, die dicken Spargelstangen, die würzigen Suppenkräuter den Appetit der Feinschmecker. — Eine Fülle von blühenden Rosen, Kamelien, Azaleen und schlanken Palmen zieren die Tische der Gärtner und verleihen, vereint mit einfachen Blumensträußen und eleganten Bouquets, mit großen und kleinen Kränzen, dem Ganzen einen poetischen Anblick und Duft, mit dem sich allerdings die weniger angenehmen Gerüche von altem Käse, Heringen und Flundern vermischen.

Daneben stehen alte und junge Liebhaber vor den Käfigen der Vogelhändler und bewundern die bunten Tauben mit schillernden Hälsen und Köpfen, all die singenden, zwitschernden und pfeifenden Kanarienvögel, Finken, Amseln, Drosseln, Staare, und Hänflinge. In einiger Entfernung sitzen stämmige Schlächter in weißen Schürzen, am Gürtel den herabhängenden Stahl zum Schärfen der Messer, und bieten mächtige Ochsenviertel, Kalbskeulen und Hammel-

rücken zur Auswahl, während die feineren Geflügel- und Wildprethändler Hasen, Rehe, Hirsche, Fasanen und Schnepfen für die vornehmen Kunden aushängen.

Doch vor allem übt die bürgerliche, bescheidene und doch so nützliche Gans ihren unwiderstehlichen Zauber auf das Herz oder vielmehr auf den Magen des Berliners.

Dort, wo von der Treppe des königlichen Schauspielhauses die Götter des Olymp auf das prosaische Treiben zu ihren Füßen niederblicken, steht der Wagen mit Gänsen, der in diesem Augenblicke eine größere Anziehungskraft für die Menge hat, als der geflügelte Pegasus und der poetische Thespiskarren.

Von der schützenden Leinwand bedeckt, liegen und hängen die Lieblinge des Volkes, umgeben und umworben von ihren kauflustigen Verehrern. Die dralle Köchin prüft mit Kennerblicken und wiegt in ihrer Hand vorsichtig den Vogel, bevor sie der wohlgenährten, ihrem Geschäft gleichsam zum Aushängeschild und zur Empfehlung dienenden Händlerin ein Angebot macht. Jeder Blick, jede Miene der würdigen Frau verkünden das Lob der Gans, und ihr rundes, lächelndes Gesicht scheint für die Güte, Schwere und Gediegenheit der Ware zu bürgen.

„Wo jiebt es noch eine Jans, die sich mit dieser verjleichen läßt! Der reine Speck, und frisch, wie die Semmel aus dem Ofen kommt. Davor steh ich Sie, und wenn Sie mich nich jlauben, brauchen Sie nur zu riechen. Ein wahres Prachtstück! Wenn man sie nur ansicht, läuft Einem das Wasser im Munde zusammen. So 'ne Jans finden Sie nich auf dem janzen Markt. Mit der können Sie Staat machen und Ehre einlegen bei Ihrer Madam."

„Was soll sie denn kosten?“

„Unter zehn Mark kann ich sie nich lassen. Aber weil Sie immer bei mich kaufen, sollen Sie die Jans für neun haben.“

„Ich denke, daß sieben genug sein werden. — Die Madame schilt, daß ich zu teuer einkaufe.“

„Sie dienen wohl in dem billigen Jeheimratsviertel, wo man alles geschenkt haben will? — Da können Sie mich wirklich leid thun. Der bloße Schmalz ist ja unter Brüdern sechs Mark wert. Wo bleibt das Fleisch und das Klein? Da müßt' ich ja aus meiner Tasche noch Jeld zulegen?“

„Mit acht Mark will ich sie nehmen, mehr aber kann ich wirklich nicht geben.“

„Na, meinetwegen! Sie sollen sie haben, nur weil Sie es sind und wir uns schon so lange kennen. Aber vor der Madame müssen Sie sagen, daß die Jans neun Mark kostet. Sie haben mich doch verstanden?“

Lächelnd und von der Aussicht auf einen kleinen Marktgroschen erfreut, hebt die Köchin triumphierend ihre Gans, um die sie von ihrer Umgebung, besonders von dem alten Mütterchen beneidet wird, dessen einziger, aber leider unerreichbarer Wunsch ein ähnlicher Braten ist.

Unterdessen hat der Besitzer des Wagens ein großes Geschäft mit einem bekannten Restaurateur abgeschlossen und ihm acht Gänse verkauft, womit er jetzt einen zuverlässigen Träger beladet, der unter der Last fast zu erliegen droht. — Der alte, arme Mann hat noch nie in seinem ganzen Leben eine Gans gekostet, obgleich er jahraus jahrein viele Hunderte auf seinem gebeugten Rücken trägt und dabei im Stillen über die Ungerechtigkeit des Schicksals nachdenken mag, das dem

Einen den Braten und dem Andern nur die Last und die Knochen bescheert.

Da um ein Uhr der Markt polizeilich geschlossen wird, beeilen sich Käufer und Verkäufer, noch in der letzten Stunde handelseinig zu werden. Schnell wird der Vorrat bis auf einige alte oder gar schon zu anrüchige Exemplare losgeschlagen und der Wagen geleert.

Gewöhnlich scheiden Händler und Kunden vergnügt und zufrieden von einander, doch fehlt es auch nicht an schmerzlichen Enttäuschungen und schweren Klagen, wenn die gekaufte Gans bei genauerer Prüfung nicht die Probe aushält und sich bald zu mager, bald zu zäh erweist. Dann giebt es statt der gehofften Freuden Trauer und Zwist, und nicht selten wird der Borsdorfer Apfel im Innern der Gans zum Erisapfel zwischen der Hausfrau und ihrer Köchin.

Auch zum Gänsekauf gehört Glück und Verstand, wie folgende kleine Geschichte zeigt, die sich hier vor kurzem zugetragen haben soll.

Da die Gans nicht nur den Beifall und die Liebe der Christen, sondern fast noch mehr die Verehrung Israels genießt, so wollte eine jüdische Hausfrau zum Sonnabend auf dem Markt von einer Bauerfrau eine noch lebende Gans kaufen. Nach langem Hin- und Herhandeln einigen sich endlich beide über den Preis.

Schon zieht die erfreute Jüdin ihr Portemonnaie aus der Tasche, um das Geld der Bäuerin zu zahlen, als diese sich schmerzbewegt zu der Gans herniederbeugt und von dem Tier traurig Abschied nimmt:

„Zehn Jahre habe ich dich gefüttert, und nun sollen dich die Juden essen!“

So leise diese Worte auch geflüstert werden, entgehen sie nicht den scharfen Ohren der Käuferin. Schnell steckt sie ihr Portemonnaie wieder in die Tasche.

„Gott bewahre mich vor Ihrer Gans! Wenn sie so alt geworden ist, wollen sie die Juden nicht essen.“

Im Asyl für Obdachlose.

Wie jede große Stadt besitzt auch Berlin ein zahlreiches Proletariat, darunter Hunderte und Tausende, welche am Morgen nicht wissen, wo sie abends ihr müdes Haupt hinlegen und die lange Nacht zubringen werden. Die Menge der Obdachlosen steigt noch bedeutend am Anfang jedes Quartals, wo viele arme Familien von ihren Hauswirten wegen Zahlungsunfähigkeit exmittiert und auf die Straße getrieben werden. Ganze Karawanen sieht man an den sogenannten Ziehtagen mit ihrem dürftigen Gerümpel oft in strömendem Regen oder erstarrender Kälte von Haus zu Haus irren, um ein Quartier zu finden, und an allen Thüren vergebens anklopfen, da den Unglücklichen nirgends aufgethan wird,

Im Sommer und bei guter Witterung bietet „Mutter Grün", die freie Natur im „Tiergarten" oder „Friedrichshain", den Obdachlosen ein willkommenes Asyl. Von Zeit zu Zeit veranstaltet die Polizei eine großartige Razzia, wobei ganze Scharen von diesen „wilden Chambregarnisten",

Männer, Frauen, Kinder, zwischen Dieben und Strolchen, liederlichen Dirnen und Gesindel von der schlimmsten Sorte, auch heruntergekommene Handwerker und Arbeiter, verarmte Familienväter, unglückliche Weiber aufgetrieben und zum Verwahrsam gebracht werden.

In der rauhen Jahreszeit gewähren die im Bau begriffenen Häuser, Brücken, Keller, Schuppen und Viehställe den erwünschten Schutz. Die besser situierte Minderheit, gewissermaßen die Aristokratie des Elends, welche noch im Besitz eines oder mehrerer Silbergroschen sich befindet, kehrt in einer sogenannten „Penne“ ein und zahlt für eine Schlafstelle obigen Betrag. Diese Hôtels der größten Armut liegen größtenteils vor dem Hamburger oder Rosenthaler Thor, in dem alten Voigtlande, wo von jeher die Not zu Hause ist. Die Unternehmer sind gewöhnlich Frauen aus den niedersten Ständen, welche „Pennenmütter“ heißen, während die Gäste „Pennenbrüder“ und „Pennenschwestern“ genannt werden.

Meist werden zu diesem Zwecke die neuen Häuser benutzt, welche auf diese Weise erst trocken gewohnt werden sollen. Je nach dem Preise hat man die Wahl zwischen einer Bank oder der harten Diele. Zuweilen besteht das Lager in einer Hängematte, die des Abends der Sicherheit wegen heraufgezogen und des Morgens heruntergelassen wird. Man kann sich kaum eine Vorstellung von dem hier herrschenden physischen und moralischen Schmutz, von dem wüsten Treiben in diesen wirklichen Kloaken machen, wo Männer und Frauen untereinander in bunter Gemeinschaft die Nacht verleben.

Eine weitere Unterkunft für die Obdachlosen giebt das „Polizeiverwahrsam“, wohin alle nächtlichen Herum-

treiber ohne Unterschied des Geschlechts und des Berufs eingebracht werden. Dasselbe liegt im Polizeigebäude am Molkenmarkte und besteht aus einem Verhörzimmer und zwei größeren Sälen. Statt eines Lagers finden die Detinierten nur einen Sitz auf einer Holzbank ohne Rücklehne. Dabei ist gewöhnlich der Raum so beschränkt, daß sich die unfreiwilligen Gäste kaum rühren können. Jeder Ankommende wird genau nach Namen, Stand, Herkunft, Geschäft und sonstigen Verhältnissen inquiriert und erhält ein eigenes Aktenstück, worin seine Personalien eingetragen werden. Nicht minder unangenehm berührt die Gemeinschaft von wirklichen Obdachlosen, notorischen Bettlern, Geisteskranken und solchen Leuten, welche wegen Straßenunfug, Trunkenheit, Widersetzlichkeit oder Unsittlichkeit vorläufig verhaftet worden sind. — Natürlich ist die Gesellschaft eine höchst gemischte; neben nächtlichen Unruhstiftern und Bummlern erblickt man heruntergekommene Handwerker und Arbeiter, neben armen, unglücklichen Frauen feile Straßendirnen, neben der Unschuld das verworfene Laster, neben der Bildung oder wenigstens der äußeren Politur die größte Roheit und Gemeinheit. Die Behandlung ist für alle ohne Ausnahme und Rücksicht auf ihren Stand und ihre Verhältnisse dieselbe. Die geringste Widersetzlichkeit oder lärmendes Betragen wird sofort mit Einsperrung in eine enge dunkle Zelle oder gar mit Anlegung einer Zwangsjacke bestraft. Am nächsten Morgen erst werden die Detinierten entlassen, die Kranken in die Charité, verdächtige Subjekte in das Arbeitshaus oder zur Untersuchungshaft abgeliefert. Man kann wohl denken, daß eine derartige Nacht im Berliner Polizeiverwahrsam gerade nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt, abgesehen

davon, daß die inquisitorischen Maßregeln, die dabei beobachtet werden, stets einen üblen, verletzenden Eindruck hinterlassen.

Auch das frühere „Arbeitshaus“ am Alexanderplatz bot sonst den Obdachlosen eine Zuflucht und wurde besonders beim Quartalwechsel zur Unterbringung der armen Familien benutzt, welche entweder exmittiert waren oder kein Unterkommen finden konnten. In der Regel diente dasselbe als Gefängnis für unverbesserliche Herumtreiber, Gewohnheitsbettler, Landstreicher und liederliche Frauenzimmer. Schon aus diesem Grunde eignete sich das Arbeitshaus nicht für arme Obdachlose, welche ein augenblicklicher und oft nur vorübergehender Notstand hergeführt hatte. Dazu kam noch der Übelstand, daß diese unschuldigen Männer und Frauen förmlich als Gefangene angesehen und behandelt wurden, indem sie die vorgeschriebene Gefängnistracht anlegen und sich solchen Arbeiten unterziehen mußten, die weder zu ihren sonstigen Gewohnheiten noch zu ihrer bürgerlichen Stellung paßten. Wie groß aber trotz der gerügten Mängel der Andrang der Obdachlosen war, zeigten die statistischen Zahlen, wonach im Jahre 1868 sich im Polizeiverwahrsam 14029 obdachlose Männer, 1664 Frauen und 64 Kinder befanden, von denen 13743 Männer, 1331 Frauen und sämtliche Kinder sich selbst gemeldet hatten, während das Arbeitshaus 132 Familien mit 435 Köpfen und außerdem 1098 einzelne Personen in derselben Zeit aufnahm.

Unter diesen Verhältnissen lag wohl der Gedanke nahe, durch Gründung eines auf humanen Principien beruhenden Asyls dieser dringenden Not abzuhelfen. Den eigentlichen Anstoß gab die Gartenlaube durch einen ihrer Artikel

über das „Londoner Asylwesen". Eine hochgeachtete und für alles Gute und Edle begeisterte Frau las den Aufsatz mit dem größten Interesse und bewog ihren Gatten, den Kaufmann Neumann, die hochwichtige Angelegenheit in dem „Friedrichs-Werderschen Bezirksverein", dem er als Mitglied angehörte, anzuregen und wo möglich eine ähnliche Anstalt ins Leben zu rufen. Seine warmen Worte fanden allgemeinen Anklang und eine so günstige Aufnahme, daß sofort eine Kommission ernannt wurde, welche bereits am 30. November 1868 eine zu diesem Zweck einberufene Bürgerversammlung, wozu auch der königliche Polizeipräsident und die städtische Armendirektion geladen war, die nötigen Vorlagen machte.

In einem schriftlichen Gutachten nannte der damalige Polizeipräsident Herr von Wurmb die Idee eine so außerordentlich humane und zeitgemäße, daß er ihre Realisierung dringend wünschte, obgleich er die großen finanziellen Schwierigkeiten nicht verschwieg. Auch der Stadtrat Zelle als Vorsitzender der Abteilung für die Berliner Waisenpflege sprach seine innigste Sympathie für das Unternehmen aus, riet jedoch aus Erfahrung, sich zunächst nur auf ein Asyl für obdachlose Frauen, Mädchen und Kinder zu beschränken. Mit dieser Ansicht erklärte sich die Versammlung einverstanden, worauf sie vorläufig ein provisorisches Komité wählte, in dem Kaufleute, Fabrikanten, Beamte und Gelehrte, Männer wie Virchow, Borsig, Löwe-Calbe, Prediger Lisco, Stadtrat Zelle, Kaufmann Ravené, Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann ꝛc. saßen. Der Vorsitz wurde dem um die Sache hochverdienten Herrn Gustav Thölde über-

tragen, der durch seinen Eifer und seine Hingebung das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen rechtfertigte.

Eine große Schwierigkeit bot vor allen die Beschaffung des geeigneten Lokals, da sich so leicht kein Hauswirt bereit finden ließ, das Asyl bei sich aufzunehmen. Nach vielem vergeblichen Suchen wurde die frühere Artillerie-Werkstätte an der Ecke der Dorotheen- und Wilhelmsstraße zu diesem Zwecke gemiethet. Zugleich erließ das Komité einen öffentlichen Aufruf an die Bewohner der Residenz, sich durch Beiträge an dem humanen Werk zu beteiligen. Obgleich die Geldspenden anfänglich nur spärlich flossen und von verschiedenen Seiten keineswegs gerechtfertigte Bedenken gegen das ganze Unternehmen erhoben wurden, ging der Verein mit großer anerkennungswerter Energie an die Verwirklichung seiner Idee, nachdem er seine Statuten entworfen und angenommen hatte. Darnach bezweckte der Verein, in Berlin für obdachlose Personen Asyle zu gründen, um ihnen nach Möglichkeit Gelegenheit zur Arbeit zu geben. Zur Mitgliedschaft berechtigte ein einmaliger Beitrag von fünf Thalern oder ein Jahresbeitrag von mindestens fünfzehn Silbergroschen. Die Verwaltung lag in den Händen eines aus fünfundzwanzig Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrats und eines die Geschäfte leitenden Vorstandes von sieben Personen &c.

Unterdeß waren die nötigen baulichen Einrichtungen, die Legung von Gas- und Wasserröhren, die Beschaffung des unentbehrlichen, höchst einfachen Mobiliars, besonders der sehr zweckmäßigen eisernen Bettstellen so weit vollendet, daß am 3. Januar 1869 das Asyl eröffnet werden konnte. Die erste und an diesem denkwürdigen Tage einzige Person, welche ein Obdach

suchte, war ein verlassenes achtzehnjähriges Dienstmädchen. Schon im Lauf dieses Jahres wurden mehr als dreizehntausend Frauen, Mädchen und Kinder aufgenommen.

Nach und nach hat sich das Asyl so warme Freunde und Gönner durch seine segensreiche Thätigkeit erworben, daß ihm von allen Seiten Beiträge, Geschenke und Legate zuflossen. In kurzer Zeit schon vermochte der Verein ein eigenes Haus, Füsilierstraße Nr. 5, für die Frauen und ein zweites, Büschingstraße 4, für die obdachlosen Männer zu erwerben und mit 120, respektive 300 Betten zu belegen. Gegenwärtig nächtigen im Männer-Asyl durchschnittlich im Jahre weit über 100 000 Personen oder täglich über 300, im Frauenasyl gegen 20 000 oder täglich über 50. Die Kosten betragen im Männer-Asyl über 20 000 Mark oder für den Kopf ungefähr 17 Pfennige, im Frauen-Asyl 7000 Mark, für den Kopf und die Nacht 35 Pfennige. Eine ganz besondere Sorgfalt wird der Reinlichkeit zugewendet; zu diesem Zweck ist eine vollständige Badeeinrichtung vorhanden, über die der Hausvater die Aufsicht führt. Jeder Obdachlose erhält des Abends eine warme Suppe und des Morgens eine Tasse Kaffee mit Brot, so daß Niemand die Anstalt nüchtern verläßt. Die Kleidung darf nicht abgelegt werden.

Für durchnäßte Kleider dient ein besonderer Raum zum Trocknen, und wenn sich Spuren von Ungeziefer zeigen, so werden die betreffenden Stücke dem Glühofen ausgesetzt. Bis neun Uhr abends können sich die Besucher in gesitteter Weise unterhalten. Wer Lust zum Lesen hat, findet eine Bibel und eine zweckmäßig ausgewählte Volksbibliothek, wer seine Kleider ausbessern will, Zwirn und Nadel, welche die Haus-

mutter bereit hält. Das Asyl darf von Männern nur dreimal von Frauen nicht öfter als fünfmal im Laufe eines Monats benutzt werden; doch sind Ausnahmen gestattet, die von dem Ermessen des Vorstandes und dem Gutachten des Hausvaters abhängen. Wenn Hausvater und Hausmutter keine besonders ihnen obliegende Verrichtungen in den eigentlichen Asylräumen haben, so halten sie sich in der ihnen angewiesenen Wohnung auf, damit auch der Schein vermieden werde, als ob die zugelassenen Personen der Beaufsichtigung unterworfen seien. Beiden ist in ihren Instruktionen Schonung und Humanität empfohlen. Auf Wunsch beschäftigt sich der Hausvater mit der Unterbringung der Obdachlosen, und in vielen Fällen ist es ihm auch geglückt, ihnen einen Dienst oder Arbeit zu verschaffen. Sobald es dunkel wird, sammeln sich Scharen von Obdachlosen vor den beiden Häusern, in denen sie zur bestimmten Stunde liebevoll aufgenommen werden. Einer der Herren, die abwechselnd die Aufsicht freiwillig führen, hält sich in einem besonderen Vorzimmer auf, um die Wünsche und Klagen der Unglücklichen zu hören und so weit als möglich Abhilfe zu schaffen. Der ebenfalls anwesende Hausvater sorgt für die nötige Ordnung und hält ein besonderes Buch über die Zahl der Aufgenommenen, worin er seine Bemerkungen einträgt, darf aber weder nach ihrem Namen noch Stand fragen.

In Begleitung des Vorsitzenden, Herrn Thölde, der sich um das Asyl die größten Verdienste erworben hat, besuchten wir eines Abends die beiden Häuser für Obdachlose. Nach Besichtigung der Küche traten wir in einen großen Saal, in welchem sich dreißig eiserne Lagerstätten mit Ober- und Unterdecken befinden. Derselbe war geheizt und zeigte

eine Temperatur von ungefähr sechzehn Grad. Hier fanden wir einige zwanzig Personen, die auf Bänken saßen und sich unterhielten oder mit Lesen und Nähen beschäftigten. Zunächst fiel uns eine Mutter mit ihrem fünf Wochen alten Säugling auf, der von ihr mit der Milchflasche genährt wurde. Die Milch liefert die Anstalt zu diesem Zwecke. In ihren bleichen Zügen mit eingesunkenen Augen lag eine traurige Leidensgeschichte. In ihrer Nähe stand ein junges Mädchen, eine fast übergroße Gestalt mit einem angenehmen jugendlichen Gesicht. Auf Befragen erfuhren wir, daß sie aus Petersburg sei und nach Dresden reisen wollte. Unbekannt mit den hiesigen Verhältnissen, hatte sie zu dem Asyl ihre Zuflucht genommen. Besonders zahlreich war die Klasse der entlassenen und unbeschäftigten Dienstmädchen vertreten, denen das Asyl eine unschätzbare Wohlthat erweist.

Nicht selten geschieht es, daß solche unerfahrene Mädchen bei ihrer Ankunft in Berlin auf der Eisenbahn von gewissenlosen Frauen aufgefangen und durch das Versprechen eines guten Dienstes verlockt werden, sich und ihr Gepäck ihnen anzuvertrauen. Zu spät erfahren die Armen durch die ihnen gestellten Zumutungen, in welch unsaubere Hände sie gefallen sind. Ihrer Sachen beraubt, hilflos auf die Straße gestoßen, der Verführung ausgesetzt, bietet ihnen das Asyl Schutz und Hilfe. Ein solcher Mißbrauch hatte auch an diesem Abende zwei junge Mädchen aus der Provinz hergeführt, die mit ihren blühenden Wangen und sauberer Kleidung einen angenehmen Eindruck machten und vorteilhaft unter den vielen verkommenen und elenden Erscheinungen hervorstachen.

Ein anderes Dienstmädchen hatte, wie der Vorsitzende uns berichtete, zwei Nächte auf freiem Felde in der Nähe von Moabit zugebracht, wo sie erstarrt von einigen mitleidigen Herren gefunden und nach dem Asyl gebracht wurde. Es gelang dem Hausvater, ihr einen passenden Dienst zu verschaffen und für ihr Unterkommen zu sorgen. Noch glücklicher gestaltete sich das Schicksal eines andern Mädchens, das, zu ihrer Herrschaft von einem Gange zurückkehrend, diese exmittiert und die Wohnung verschlossen fand, so daß ihr nichts übrig blieb, als in dem Asyl zu übernachten. Ihr Schicksal erregte Teilnahme; eine mitleidige, hochgestellte Dame nahm sich der Verlassenen an und hat dieselbe, da sie selbst kinderlos war, als Tochter adoptiert.

Nicht minder groß ist die Zahl der obdachlosen Frauen, unter denen man zuweilen auch Personen aus den besseren Ständen findet, deren Schicksale oft im höchsten Grade interessieren. So erschien vor einigen Jahren in dem Asyl eine Unglückliche mit zwei schönen Kindern, deren ganze Erscheinung und Benehmen sogleich verriet, daß sie den besseren Ständen angehörte. Wie man von ihr erfuhr, war sie die Frau eines höheren Beamten, der sie treulos verlassen und einer andern Geliebten geopfert hatte, da sie nicht in die von ihm verlangte Scheidung willigen wollte. Die Erzählung ihrer Leiden war ein erschütterndes Trauerspiel aus dem bürgerlichen Leben. Herr Prediger Lisco, Mitglied des Vereins, hielt es für seine Pflicht, den Mann aufzusuchen, und sprach mit solchem Eifer und Erfolg für die verlassene Frau, daß eine vollständige Versöhnung stattfand und der verirrte Gatte sein Unrecht erkannte.

Besonders stark wird das Asyl zur Zeit des Wohnungs-

wechsels von Obdachlosen aufgesucht. Nicht selten bringen die Eltern selbst ihre Kinder, während sie sich vergebens nach einer Wohnung umsehen. Zuweilen kommen auch elternlose Kinder, die jedoch nur ausnahmsweise aufgenommen und gleich am nächsten Morgen dem Waisenamte übergeben werden. Zu der Weihnachtszeit erschien eine arme Mutter mit ihrem sterbenden Kinde. Es war dies der erste Todesfall im Asyl, obgleich es an einzelnen Kranken nicht fehlt, welche vorläufig von zwei menschenfreundlichen Ärzten unentgeltlich behandelt und am nächsten Morgen zur Charité gebracht werden. In dem genannten Falle wurde dem armen Kinde die größte Sorge gewidmet. Mit der ihm von der guten Hausmutter geschenkten Puppe im Arme starb das Kind, indem es lächelnd auf die ungewohnte Gabe hinblickte und mit seinen bleichen Lippen flüsterte: „Meine Puppe!“

Derartige rührende und ergreifende Scenen sind hier keine Seltenheit, und die Menschenliebe findet mehr als Eine Gelegenheit, sich zu bethätigen. Im ganzen ist das Verhalten der Obdachlosen musterhaft zu nennen, obschon es auch hier nicht an Ausnahmen fehlt. Excesse können bei den verschiedenen Bevölkerungsklassen nicht gänzlich ausbleiben, obgleich sie nur selten eintreten. So wurde unter anderm dem Hausvater eine silberne Uhr gestohlen, die man später bei einer Wöchnerin in der Charité fand, welche im Asyl übernachtet hatte. Zuweilen werden auch die den Obdachlosen gewährten Schlafdecken vermißt. Trotzdem muß man die Ordnung und das sittliche Betragen der Mehrzahl anerkennen und die günstigen Zeugnisse bestätigen, welche von verschiedenen Besuchern der Anstalt mündlich und schriftlich erteilt werden.

Das Asyl für Obdachlose legt in der That ein glänzendes Zeugnis für den wohlthätigen Sinn der Berliner ab. In demselben Maße, wie das soziale Elend zunimmt, regt sich auch die allgemeine Menschenliebe. Was im Mittelalter der fromme Glaube that, um der Armut zu helfen, die Kranken zu pflegen, die Dürftigen zu unterstützen, das leistet jetzt die selbstbewußte Humanität in noch erhöhtem Maße, indem sie sich nicht nur auf palliative Mittel beschränkt, sondern das Übel an seinen Wurzeln anzugreifen sucht. Diese Bestrebungen verdienen um so mehr unsere Anerkennung, da sie auf dem Prinzipe der Selbsthilfe beruhen und hauptsächlich aus dem Schoße des gebildeten Mittelstandes hervorgegangen sind.

Das Haus der Berliner Frauen.

In der Königgrätzer Straße befindet sich eines der interessantesten Häuser von Berlin, das in seiner Weise gewiß einzig in ganz Deutschland und vielleicht auch in der übrigen Welt dastehen dürfte, obgleich es äußerlich wenig oder gar nicht in die Augen fällt und sich höchstens durch die über dem Thorwege angebrachte Büste des durch seine humanen Bestrebungen berühmten Präsidenten Lette bemerkbar macht. Erst auf Befragen erfahren wir, daß dieses schlichte, bescheidene Haus eine große Bedeutung für die Frauenwelt hat, da es eine Reihe von wichtigen Instituten in sich schließt, die der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts dienen. Das Haus selbst heißt das Lette-Haus und ist Eigentum des Berliner Lette-Vereins.

An einem milden Herbsttage des Jahres 1864 besuchte der Schreiber dieser Zeilen mit mehreren Bekannten den berühmten Vater der deutschen Genossenschaften, unsern Schulze-Delitzsch, in seiner Villa zu Potsdam. Nach Tische machten wir einen kleinen Spaziergang durch den schönen

Garten unseres Wirtes, wobei ich mit dem ebenfalls anwesenden Präsidenten Lette in ein interessantes Gespräch über die Lage der unversorgten Frauen geriet. Die Veranlassung gab ein in dem von mir früher redigierten „Volksgarten“ erschienener Aufsatz „Über das Los der unverheirateten Mädchen“ von Ellen Lucia, worin die Verfasserin mit vielem Geiste die Mängel unserer weiblichen Erziehung, die daraus entspringende Not der unversorgten Töchter schilderte und die Mittel zur Abhilfe vorschlug, ohne jedoch mit den gewöhnlichen Phrasen die sogenannte Frauenemancipation zu fordern.

Mit dem ihm eigenen jugendlichen Eifer faßte der ausgezeichnete, für alles Gute und Edle begeisterte greise Lette den von mir nur leicht hingeworfenen Gedanken auf, einen Verein zur Beseitigung dieser in die Augen springenden Übelstände zu bilden. Da er selbst zu sehr durch seine vielseitigen Geschäfte in Anspruch genommen wurde, ersuchte er mich, ihm einen kurzen Entwurf zu geben und ihm die nötigen Materialien zu verschaffen, wozu ich gern bereit war. Nach meinen flüchtigen Angaben verfaßte er eine ausführliche, ebenso gediegene wie geistvolle Denkschrift, die er dem Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen überreichte.

Schon am 13. Dezember 1865 fand auf Grund dieser Denkschrift eine vorbereitende Versammlung statt, an der sich eine große Anzahl angesehener Männer und Frauen beteiligten. Nach mehrfach eingehender Besprechung wurde am 26. Februar 1866 „Der Verein für Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gebildet und zum Vorsitzenden der unermüdliche, hochverehrte Lette ge-

wählt. Seinem bewunderungswürdigen organisatorischen Talente, seiner angesehenen Stellung und persönlichen Liebenswürdigkeit, seinem milden, humanen Wesen und seiner versöhnenden Natur gelang es auch, alle Schwierigkeiten und Vorurteile zu besiegen und dem Vereine zahlreiche Gönner und Freunde zu erwerben, an deren Spitze bald die von dem gleichen Geiste beseelte Kronprinzessin Viktoria als Protektorin trat. Schon im ersten und schwersten Jahre belief sich die Zahl der Mitglieder auf fünfhundert Personen, die der Beiträge auf tausend bis elfhundert Thaler.

Leider erlitt der Verein durch den am 3. Dezember 1868 erfolgten Tod des Stifters einen schweren, fast unersetzlichen Verlust. Noch auf dem Sterbebette dachte der edle Greis an seine Schöpfung, indem er ihr ein Kapital zur Gründung einer Vorschußkasse vermachte. Seine Stelle übernahm der für alle humanen Ideen thätige Professor v. Holtzendorff, einer jener seltenen Gelehrten, die durch ihre Beteiligung an dem öffentlichen Leben das Ideal mit der Wirklichkeit zu vermitteln und zu versöhnen suchen. Nach mehrjähriger angestrengter Thätigkeit sah sich jedoch Professor Holtzendorff durch seine überhäuften Berufsgeschäfte genötigt, im April 1872 den Vorsitz niederzulegen, welcher nun der Frau Schepeler-Lette, der würdigen und auch geistesverwandten Tochter ihres berühmten Vaters, übertragen wurde.

Unter ihrer Leitung entwickelte sich der Verein immer kräftiger und segensreicher, nachdem er schon unter ihren Vorgängern mit verhältnismäßig geringen Mitteln Bedeutendes geleistet hatte. Durch das Arbeitsnachweisungsbureau erhielten bereits zahlreiche Frauen unentgeltlich eine lohnende Beschäftigung oder ein sicheres Unterkommen.

Ferner wurde eine Handelsschule eingerichtet, eine Frauenindustrieausstellung veranstaltet, ein Verband sämtlicher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine in Deutschland gegründet und zum Organ desselben der „Frauen-Anwalt“ bestellt.

Aber diesen vereinzelten, höchst anerkennenswerten Leistungen fehlte der Mittelpunkt eines eigenen Hauses, worin alle die zerstreuten Institute ein dauerndes Unterkommen finden sollten. Nur ein solcher Grundbesitz konnte die feste Basis, den sicheren Boden abgeben, auf dem allein der Verein gedeihen konnte. Es war daher ein ebenso glücklicher als kühner Gedanke, ohne zureichendes Vermögen einen solchen notwendigen Besitz zu erwerben. Männliche Kraft und weibliche Ausdauer ließen das schwere Werk gelingen. Zu diesem Zwecke wurde zunächst eine Sammlung bei den Gönnern und Freunden des Vereins veranstaltet, an der sich vor allem die hohe Protektorin mit einer bedeutenden Summe beteiligte.

Mit der gewiß höchst bescheidenen Summe von achttausend Thalern wurde der Ankauf des Hauses für den Preis von fünfundneunzigtausend Thalern gewagt, nachdem sich noch in der letzten Stunde ein verborgener Wohlthäter bereit erklärt hatte, fünfundzwanzigtausend Thaler unter den liberalsten Bedingungen vorzustrecken. Da aber mit dem Ankauf auch ein nicht zu umgehender Umbau vorgenommen werden mußte, so reichte das vorhandene Geld nicht hin. Jedoch der gute Genius und der Schutzgeist des Vereins sorgte für neue Mittel; unter dem Schutze der Frau Kronprinzessin wurde in dem sogenannten Prinzessinnen-Palais ein „Bazar“ zum Besten des Lette-Hauses eröffnet. Wie durch Zauber

verwandelten sich die Räume des Fürstenschlosses in eine prächtige Markthalle, worin die Protektorin mit den reizendsten Verkäuferinnen schaltete und die Elite der Gesellschaft herbeizog.

Die ersten Künstler Deutschlands, Andreas Achenbach, Begas, Passini, Paul Meyerheim, Knaus, Richter, A. von Werner, Knille, Harrach, Kalkreuth, Eschke ꝛc., hatten ihre wertvollen Gaben auf den Altar unserer lieben Frau niedergelegt, der Maler Angeli aus Wien sich schriftlich verpflichtet, ein ihm zuzuweisendes Portrait zu malen und das dafür gezahlte Honorar von tausend Thalern dem Vereine zu überlassen. Auch die Frau Kronprinzessin, die selbst als ausübende Künstlerin Bedeutendes leistet, gab eine wertvolle Arbeit von ihrer eigenen Hand, eine Zeichnung, ihre beiden ältesten Töchter darstellend. Besonderen Anklang fanden die höchst orginellen humoristischen Federskizzen berühmter Künstler, die auf Veranlassung des genialen Meyerheim in einer heitern Stunde mit zauberhafter Geschwindigkeit auf ordinäres Papier mit gewöhnlicher Tinte in übermütiger Laune hingeworfen und ebenso schnell vergriffen wurden, so daß sie fortwährend nachgeliefert werden mußten, da man sich förmlich um die im Stile der Münchener Bilderbogen gezeichneten komischen Blätter riß. Auch die Schriftstellerwelt war durch eigens für den Bazar bestimmte geistvolle Autographen vertreten; außerdem fehlte es nicht an reizenden Arbeiten von zarter, schöner Hand, an Quincaillerien, Wäsche und Stickereien, an silbernen und goldenen Schmuckgegenständen. Die Prinzessin Charlotte hatte einen selbstgenähten Kinderanzug, Prinz Waldemar eigene Papp-

arbeiten und die übrigen kronprinzlichen Kinder Bücher und Spielsachen aus ihrem Vorrat geschenkt.

Durch das Zusammenwirken aller dieser Kräfte wurde natürlich auch ein höchst glänzender Erfolg erzielt und die Summe von 15000 Thalern zum besten des Lette-Hauses eingenommen, worin jetzt der Verein mit allen seinen verschiedenen Anstalten sich dauernd angesiedelt hat. Um diese genauer in Augenschein zu nehmen, wollen wir dem so interessanten Gebäude einen kurzen und hoffentlich lohnenden Besuch abstatten.

Treten wir durch das Portal in das Innere des Gebäudes, so erblicken wir zunächst einen großen Saal, die im Erdgeschosse gelegene Restauration, worin die in dem sogenannten „Viktoria-Stifte“, das wir uns noch später ansehen werden, wohnenden Damen, aber auch andere Frauen, für fünf und siebenzig Pfennige, im Abonnement für sechzig Pfennige, einen guten, kräftigen Mittagstisch erhalten. Der zahlreiche Besuch spricht ebenso sehr für die Notwendigkeit einer besonderen Speiseanstalt für Damen, wie auch für die Güte und Solidität der Bewirtung. In der überaus freundlichen und sauberen Küche, die sich im Souterrain befindet, werden junge Mädchen auf Wunsch im Kochen einer guten Hausmannskost und anderen wirtschaftlichen Arbeiten unterrichtet. Steigen wir eine Treppe höher, so gelangen wir aus der materiellen Sphäre der Küche in die geistige Region der Schule, die auch hier als die Wurzel und der Schwerpunkt des Ganzen angesehen wird. Durchschnittlich erhalten hier zusammen 675 Schülerinnen jährlich in den verschiedensten Fächern eine hinreichende Ausbildung teils für den kaufmännischen, teils für einen gewerblichen Beruf.

Gegen ein Honorar von hundertfunfzig Mark wird in der Handelsschule bei genügenden Vorkenntnissen der nötige Unterricht im Buchführen, kaufmännischen Rechnen, in Komptoirarbeit und Korrespondenz, Handels- und Gewerbekunde, Geld- und Wechselwesen, in englischer und französischer Sprache, im Deutschen und der Geographie von den besten Lehrern und Lehrerinnen erteilt. Ebenso wird in der Gewerbeschule in ein-, zwei- und mehrmonatlichen Kursen gewerbliches Zeichnen, Kleider- und Wäschezuschneiden nach wissenschaftlichen Prinzipien, Nähen mit der Hand und mit der Maschine, französische Blumenfabrikation, Putzfach, Handschuhnähen,. Malen auf Porzellan, in Aquarell und Guache gelehrt. Eine große Zahl der zwischen fünfzehn bis dreißig Jahren stehenden Schülerinnen, deren Gesamtzahl schon jetzt weit über tausend beträgt, hat bereits in den verschiedensten Geschäften lohnende Stellungen gefunden und fast ohne Ausnahme sich bewährt. Der Verein verleiht auch Freistellen für junge, talentvolle Mädchen, die sich besonders auszeichnen und sich durch ihre Zeugnisse empfehlen.

Zu der Handels- und Gewerbeschule ist noch in letzter Zeit das telegraphische und typographische Institut hinzugetreten. Nachdem die Petition des Vereins an den deutschen Reichstag um Zulassung der Frauen zum Eisenbahn- und Postdienst eine günstige Aufnahme gefunden, erfolgte die Ausbildung weiblicher Aspiranten nach den gesetzlichen Bestimmungen unter Leitung und Aufsicht der Kaiserlichen Telegraphendirektion unentgeltlich in einem besondern Saale des Hauses, worin die jungen Mädchen unter Aufsicht

eines höhern Beamten mit dem Morseschen Apparate arbeiteten.

Vom 1. Oktober 1873 bis Ende Februar 1874 sind im ganzen bereits achtundvierzig Telegraphengehilfinnen ausgebildet worden, von denen dreizehn ihr Examen gut bestanden und eine vorläufige Anstellung im Staatsdienste mit einem Gehalte von sechs Thalern wöchentlich erhalten haben. Im allgemeinen lautete das Urteil der Kaiserlichen Telegraphendirektion über ihre Leistungen folgendermaßen: „Die Gehilfinnen lassen es ohne Ausnahme nicht an Fleiß und Eifer beim Erlernen fehlen, und die Fortschritte, die sie gemacht haben, sind zufriedenstellend. Einzelne sind im Telegraphieren verhältnißmäßig schon ziemlich gewandt, während das Regulieren der Apparate ihnen fast ausnahmslos schwer fällt. Den Gehülfinnen werden zur Zeit nur die weniger frequenten Apparate zur Bedienung überwiesen, weil die Aufregung während der immerhin nicht leichten Beschäftigung des Telegraphierens dieselben mehr oder weniger so angreift, daß ihnen eine anhaltende Beschäftigung noch nicht zugemutet werden kann.“

Bedenkt man die kurze Zeit und die zugestandene Schwierigkeit des Dienstes, so wird man nicht an dem günstigen Erfolge zweifeln können. Noch bedeutender und hoffnungsvoller sind jedoch die Leistungen des typographischen Instituts, welches sich gegenwärtig unter Leitung des Herrn Buchdruckereibesitzers Janke befindet. In kurzer Zeit wurden eine Anzahl Setzerinnen so weit ausgebildet, daß sie den an sie gestellten Anforderungen genügen und durchschnittlich achtzehn bis zwanzig Mark in der Woche verdienen konnten. Die jungen

Damen arbeiten in einem besonderen Raume, teils sitzend, teils stehend, acht bis zehn Stunden am Tage, ohne daß sich bis jetzt ein nachteiliger Einfluß auf ihre Gesundheit zeigt. Ihr Lehrherr rühmt ihren Fleiß, und die von ihnen gelieferten Arbeiten zeichnen sich durch Sauberkeit und Korrektheit aus, wie die vorgelegten Proben beweisen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist das in der dritten Etage gelegene Arbeitsnachweisungsbureau unter der Leitung der Frau Betty Lehmann, einer hochgebildeten Dame, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage die gewünschte Auskunft erteilt und die nötige Korrespondenz besorgt. Von dem Umfange diese Thätigkeit kann man sich erst einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß in einem Jahre 3509 Briefe eingegangen und 2888 geschrieben worden sind. Außerdem verzeichnen die sorgfältig geführten Listen 2403 Besuche, darunter 1650 Stellensuchende und 950 Stellenbietende. Durch unentgeltliche Vermittelung erhielten 416 Personen teils ein dauerndes Unterkommen, teils eine vorübergehende Beschäftigung. Darunter befanden sich 190 Lehrerinnen für Sprachen, Schulwissenschaften, Musik und Zeichnen, neunundachtzig Bonnen und Kindergärtnerinnen, acht Gesellschafterinnen, achtundneunzig Handarbeiterinnen, drei Direktricen für Wäschgeschäfte, neun Komptoiristinnen, sechs Verkäuferinnen, elf Wirthschafterinnen und zwei Senographinnen.

In neuester Zeit hat das so nützliche Arbeitsnachweisungsbureau noch eine zweckmäßige Erweiterung und Ergänzung dadurch gefunden, daß es auf Bestellung Arbeiten nach ausgelegten Mustern anfertigen läßt. Zweimal in der

Woche sind zu diesem Zwecke zwei dem Ausschusse angehörende Damen anwesend, um sowohl die eingegangenen Muster zu prüfen, wie auch die eingehenden Bestellungen entgegenzunehmen und den Preis festzusetzen. Auf diese Weise werden die Frauen vor jeder Ausbeutung geschützt und wird ihnen die Gelegenheit zu einem lohnenden Erwerbe geboten.

Das in der dritten und vierten Etage befindliche Viktoriastift, ursprünglich eine Schöpfung der Frau Kronprinzessin und erst seit einigen Jahren mit dem Vereine verbunden, bietet den in Berlin verweilenden Erzieherinnen, aber auch andern Damen, die sich wegen ihrer Ausbildung hier aufhalten, für den mäßigen Preis von sechzig Mark monatlich ein sicheres Asyl und eine gute Verpflegung, auch ärztliche Behandlung und noch andere Vorteile. In vierundzwanzig Zimmern, geräumig und komfortabel eingerichtet, können achtunddreißig Pensionärinnen ein ebenso angenehmes wie billiges Unterkommen finden. Ein großes, elegantes Konversationszimmer mit einer kleinen auserlesenen Bibliothek und einem trefflichen Pianino dient zur gemeinschaftlichen Benutzung. Die jungen Damen, welche ohne Ausnahme den höheren gebildeten Ständen angehören, darunter Künstlerinnen, welche die Hochschule für Musik oder das Atelier eines berühmten Malers besuchen, genießen hier alle Vorteile eines schönen Familienlebens. Außer vier Freistellen hat die hohe Protektorin noch zur Weihnachtsbescheerung eine ansehnliche Summe gewährt, welche mit einem Zuschusse aus der Stiftskasse zur Anschaffung eines gemütlichen Weihnachtsbaumes und passender Festfreuden verwendet wurde. Für das Inventar bewilligte die Gnade des Kaisers außerdem

noch fünfhundert Thaler aus den Überschüssen der im Winter abgehaltenen Subskriptionsbälle.

Nicht minder wohlthätig und segensreich bewährte sich die aus dem Vermächtnisse des verstorbenen Präsidenten gebildete Lette-Stiftung und der damit verbundene Nähmaschinenfonds. Beide Institute verfolgen den Zweck, Frauen und Mädchen durch ein Darlehn bis zur Höhe von neunhundert Mark gegen genügende Bürgschaft und bei allmählicher Abzahlung die Gründung eines selbständigen Geschäftes zu ermöglichen. Durchschnittlich werden im Jahre zweitausend bis dreitausend Thaler ausgeliehen, deren Zurückzahlung meist pünktlich erfolgt. An Nähmaschinen wurden allein vom 1. März 1873 bis 8. Februar 1874 siebenundfünfzig Stück an unbemittelte Frauen überlassen und dafür durch Abschlagszahlungen die Summe von tausendvierhundertdreißig Thalern und fünfzehn Silbergroschen abgetragen. Zahlreiche Familien, besonders verlassene Witwen, verdanken dieser Einrichtung nicht nur ihre Existenz, sondern in einzelnen Fällen sogar einen stets wachsenden Wohlstand. In letzter Zeit ist noch eine weibliche Fortbildungsschule hinzugekommen; auch beabsichtigt die Vorsitzende eine Anstalt zur Ausbildung guter Dienstboten zu gründen, wozu bereits ein ansehnliches Kapital von ihr gesammelt worden ist.

In dieser Weise wirkt der Letteverein nach allen Seiten und mit allen Kräften für die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die keineswegs mit der sogenannten Emancipation der Frauen verwechselt werden darf. In den von der Natur und der Gesellschaft gegebenen Schranken sucht derselbe seine Aufgabe zu lösen, indem er durch eine zweckmäßige Bildung der Mädchen und Frauen neue, ihnen bisher

unzugängliche Kreise einer lohnenden Thätigkeit erschließt, ihnen durch die eigne Arbeit eine selbständige, unabhängige Stellung giebt, ohne sie deshalb der Familie und ihrer wahren Bestimmung zu entziehen. Er bietet den Verlassenen eine Heimat, den Unbemittelten seine Hilfe, den Witwen und Waisen eine Stütze, den unversorgten Töchtern ein Unterkommen, das sie vor der Sorge um das tägliche Brot und öfters auch vor der ihnen drohenden Verführung schützt. Sein Streben ist von der reinsten Humanität beseelt, sein Ziel die echte und einzig wahre Emancipation der Frau durch Arbeit, Bildung und Sittlichkeit.

Problematische Existenzen.

Wie in jeder großen Stadt, so giebt es auch in Berlin eine Anzahl dunkler Ehrenmänner und undefinierbarer Damen, deren Leben und Treiben sich in mysteriöse Schleier hüllt. Gleich gewissen Schlingpflanzen und Schmarotzertieren nähren sie sich auf fremde Kosten und leben herrlich und in Freuden von der Leichtgläubigkeit und Dummheit ihrer Nebenmenschen. Dabei wissen diese Leute stets den äußeren Schein zu wahren und mit bewunderungswürdigem Geschick jede Berührung mit der Polizei und der Staatsanwaltschaft zu vermeiden, obgleich sie nicht selten hart an den Grenzen der Anklagebank vorbeistreifen. Man findet solche problematische Existenzen in allen Ständen, in den Salons der Aristokratie wie der Börse, in einfachen bürgerlichen Kreisen und in den Quartieren des Proletariats. Zuweilen gelingt es ihnen, eine Zeit lang eine glänzende Rolle zu spielen, selbst angesehene Männer und Frauen zu täuschen, wie das Beispiel der bekannten „Goldprinzessin“ in Berlin, des „Wundermädchens in der Schifferstraße“, des Prinzen „Leo von Armenien“ und ähnlicher Abenteurer zeigt.

Längere Zeit wohnte ich in einem Hause mit einer derartigen Familie, deren Geschichte einen interessanten Beitrag zu der Naturbeschreibung der problematischen Existenzen liefern dürfte. Die Mutter, eine adlige Beamtenwitwe mit bekanntem Namen, lebte mit ihren beiden reizenden, besonders schön gewachsenen und liebenswürdigen Töchtern von einer kleinen Pension, die kaum ausreichte, ihre notdürftigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Trotzdem machten die Damen einen großen Aufwand, indem sie die besten Gesellschaften, Theater und Konzerte besuchten, wo ich häufig mit ihnen zusammentraf. Stets erschienen sie in auffallend eleganter Toilette, nach der neuesten Mode gekleidet, in kostbaren Atlasroben und Spitzenmantillen, so daß sie überall Aufsehen erregten. Da die Damen, wie ich von zuverlässiger Seite erfuhr, in sittlicher Beziehung den besten Ruf genossen und alle ihre Ausgaben bar bezahlten, so war mir dieser Aufwand, der bei weitem ihre Verhältnisse überstieg, ein unerklärliches Rätsel. Nach langen, vergeblichen Bemühungen gelang es mir endlich, die gewünschte Aufklärung von dem mit mir befreundeten Hauswirt zu erhalten, als ich mich bei ihm nach der mich im hohen Grade interessirenden Familie unter irgend einem plausiblen Vorwand erkundigte.

„Charmante Damen," sagte der gutmütige Herr lächelnd, „pikfein, durch und durch anständig; bleiben nie ihre Miete schuldig."

„Ich möchte nur wissen," erwiderte ich, „woher sie das Geld zu einem solchen Aufwand nehmen. Von der kleinen Pension kann doch die Familie nicht so leben. Wahrscheinlich haben sie reiche Verwandte, von denen sie eine bedeutende Unterstützung erhalten."

„Das glaube ich nicht; auch haben sie es nicht nötig.“

„Aber mein Gott! Wie machen es dann die Damen möglich, mit ihrer kleinen Pension eine solche Toilette zu bestreiten und an allen öffentlichen Orten zu erscheinen? Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu.“

„Die Sache ist ganz einfach,“ versetzte der Hauswirt. „Wenn Sie mir versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen, so will ich Ihnen das ganze Geheimnis anvertrauen.“

„Ich bin in der That sehr gespannt darauf und gebe Ihren mein Wort, nichts zu verraten.“

„Die Damen sind höhere Probiermamsellen und bekommen die schönen Kleider von einem großen Modegeschäft umsonst oder für das halbe Geld geliefert, damit sie in Gesellschaft gehn, die Firma ihren Bekannten empfehlen und Reklame für das bekannte Geschäft machen. Zu diesem Zwecke erhalten sie auch die Theater- und Konzertbillette gratis, um sich überall in den neuesten Moden zu zeigen. Da sie von altem Adel und außerdem hübsch gewachsen sind, so eignen sie sich ganz besonders zu einer solchen lebendigen Reklame; wobei sie ebenso sehr, wie das bekannte Haus ihre Rechnung finden.“

Minder unschuldig als diese Damen sind die problematischen Heiratskandidaten männlichen und weiblichen Geschlechts, die nicht selten großes Unheil anrichten und manche Familie unglücklich machen. Das Liebe bedürftige Herz der Frauen läßt sich nur zu leicht täuschen und die Eltern heiratsfähiger Töchter ergreifen nur zu gern die Hand eines einigermaßen annehmbaren Bewerbers, ohne dabei die nötige Vorsicht zu beobachten; was ohnehin bei der Größe der Stadt und der damit verbundenen Unkenntnis

der Menschen und Verhältnisse äußerst schwierig, fast unmöglich ist. Eines Tages macht ein junges Mädchen auf einem Ball, im Theater oder im Konzert die Bekanntschaft eines eleganten, liebenswürdigen Herrn, mit dem sie sich ganz ausgezeichnet unterhält. Derselbe läßt sich ihr von einem oberflächlichen Bekannten vorstellen oder stellt sich selbst als Architekt, Ingenieur, Assessor, Buchhalter, Doktor der Philosophie oder Gutsbesitzer vor und bittet um die Erlaubnis, die Familie besuchen zu dürfen, die ihm mit Vergnügen erteilt wird. In kurzer Zeit ist der junge, feine Herr der Liebling der Mama, der erklärte Liebhaber der Tochter, mit der er sich wirklich verlobt, wenn er auch gewöhnlich aus verschiedenen, wichtigen Gründen die Verlobung nicht in den Zeitungen bekannt macht. Auch mit der Heirat hat es keine Eile, indem er allerlei Hindernisse vorschützt, bald das Fehlen der nötigen Papiere, die Verzögerung der von ihm erwarteten Anstellung oder den Mangel einer von den Behörden verlangten Kaution. Dann nimmt er eine düstere, sorgenvolle Miene an und gesteht nach langem Zögern, wenn die Geliebte und die Eltern ihn deshalb befragen, daß er sich in einer augenblicklichen Geldverlegenheit befinde, weil ihm seine reichen Verwandten, ein unbarmherziger Vater oder eine geizige Mutter die Mittel zur Gründung eines Hausstandes versagten, um ihn zu einer ihm verhaßten Partie zu zwingen, oder daß ein alter Freund, für den er sich verbürgt, ihm nicht Wort gehalten habe. Von den Thränen der liebenden Tochter gerührt, von dem ehrlichen Aussehn des jungen Mannes und seinen Worten getäuscht, beeilen sich die Angehörigen, die verlangte Summe herbeizuschaffen; wonach der Bräutigam sich unter Beteuerungen ewiger Dankbarkeit und

Liebe für immer verabschiedet und nicht mehr gesehen wird. Bei näheren Nachforschungen entpuppt sich der Doktor der Philosophie als Barbier, der feine Gutsbesitzer als weggejagter Kellner, der Architekt oder Ingenieur als gemeiner Abenteurer, der noch dazu schon verheiratet und Familienvater ist, weshalb auch die Betrogenen gewöhnlich vorziehen, keinen Lärm zu machen.

Ebenso gefährlich, wo nicht noch gefährlicher sind die problematischen Damen dieser Art, die meist eine mehr als zweideutige Vergangenheit aufzuweisen haben; junge, interessante Witwen, die nie verheiratet waren; reiche Erbinnen aus der Provinz, die ein großes, leider nicht vorhandenes Vermögen bei ihrer Majorennität erhalten sollen, Gutsbesitzertöchter, deren Güter im Monde liegen, und Eigentümerinnen großer Häuser, die zur Subhastation kommen. Mit dieser Gesellschaft im Bunde stehen die verschiedenen Ehestifter und Heiratsvermittler, die aus der Liebe ein Geschäft machen und mit Herzen spekulieren, wobei sie hauptsächlich auf die Dummheit und Leichtgläubigkeit ihrer Kunden rechnen. Diese modernen Menschenhändler und Seelenverkäufer erlassen öffentliche Anzeigen und förmliche Zirkulare, worin sie ihre Ware anpreisen, Blondinen und Brünetten, Jungfrauen und Witwen, Offiziere und Diplomaten, Fabrikanten und Gutsbesitzer, mit genauer Angabe ihrer körperlichen und geistigen Reize, besonders ihres Vermögens und ihrer Einkünfte. Auf der Preisliste findet man zur Auswahl große und kleine, schlanke und üppige, schöne und interessante, gebildete und wirtschaftliche, musikalische und poetische Damen von 20 000—2 000 000 Mark, Offiziere, jüngere und ältere Herren von Adel, die besonders begehrt werden, höhere

Beamten mit einem Gehalt von 4000—12000 Mark, Rentiers, die von ihren Zinsen leben, kurz alles, was das Herz verlangt. Gegen eine Vorausbezahlung von 30—60 Mark erteilt der gefällige Vermittler den heiratslustigen Kunden die gewünschte Auskunft und übernimmt die nötigen Schritte gegen eine Provision von 2—5 Prozent, falls die Verbindung zu Stande kommen sollte. In den meisten Fällen werden jedoch die leichtgläubigen Liebeskandidaten um ihr Geld geprellt, da die auf der Liste angegebenen Herren und Damen entweder gar nicht existieren oder den Vermittler nicht kennen und ihm keinen Auftrag erteilt haben. Dieselbe Bewandtnis hat es mit den angepriesenen Reizen und Vermögensverhältnissen, indem sich die schönen, liebenswürdigen und gebildeten Mädchen, die vermögenden, hochgestellten und adligen Männer in alte, häßliche, bucklige, zahnlose Frauenzimmer und bankerotte, ruinierte und verkommene Individuen bei näherer Besichtigung verwandeln. —

Besonders interessant ist der problematische Roué, der sich vorzugsweise in der feinen Welt und exklusiven Gesellschaft bewegt, eine luxuriös eingerichtete, erste Etage unter den Linden oder das vornehmste Hotel bewohnt, vorzugsweise mit der Jeunesse dorée verkehrt, hohes Spiel spielt, die schönsten Pferde reitet, ein elegantes Kabriolet besitzt und zahlreiche Verhältnisse mit den Damen der haute volée unterhält. Ein solch falscher Baron, der sich durch seine eleganten Manieren und durch ihm zu Gebote stehende Mittel Zutritt zu den angesehensten Kreisen der Residenz zu verschaffen wußte, spielte längere Zeit eine glänzende Rolle in Berlin, bis sich die Polizei aus unbekannten Gründen bewogen fühlte, sich mit dem rätselhaften

Fremden zu befassen. Bei der in seiner Wohnung vorgenommenen Verhaftung und Haussuchung fand man eine Kassette mit interessanten Schriften und Briefen, durch die zahlreiche angesehene Personen, besonders viele hochgestellte Damen in einer Weise kompromittiert wurden, daß man sich damit begnügte, den ausländischen Abenteuer auszuweisen. Wie verlautete war derselbe der Sohn eines böhmischen Glashändlers, ein begabter Hochstapler, der später in Wien wegen gemeiner Betrügereien zu einer mehrjährigen Zuchthausstrafe verurteilt wurde. Aber auch wirkliche Adlige aus alten angesehenen Familien findet man nicht selten unter den problematischen Existenzen, Damen und Herren aus den höheren Ständen, die ihren Namen dazu mißbrauchen, arme Handwerker und Kaufleute anzupumpen und die in Berlin herrschende, allzugroße Vertrauensseligkeit der Gewerbtreibenden auf das schmählichste zu täuschen.

Zu derselben Kategorie gehören die problematischen Wohlthäter, welche angeblich für eine verarmte Familie oder sonst für ein gemeinnütziges Unternehmen Geld sammeln, um dasselbe zu ihrem eigenen Nutzen zu verwenden. Eines Tages erscheint in unserer Wohnung eine anständig gekleidete Dame, oder ein würdiger Herr, mit einem oder mehreren Orden im Knopfloch, und ersucht uns unter Überreichung verschiedener Zeugnisse und schriftlicher Empfehlungen um eine Unterstützung für irgend einen guten oder frommen Zweck. Das respektable Aussehn, die feine Sprache, die rührende Schilderung von der Not der armen Familie und die uns vorgelegten Papiere, auf die wir aus Schicklichkeitsgefühl kaum einen flüchtigen Blick werfen, lassen keinen Zweifel an der Ehrenhaftigkeit der Bittsteller auf-

kommen, so daß wir von Mitleid ergriffen unser Portemonaie öffnen und gern unser Scherflein zum allgemeinen Besten, das heißt: zum Besten dieser problematischen Existenzen beisteuern, die uns zum Besten haben und auf diese Art ein ebenso angenehmes als müheloses Leben führen. In ähnlicher Weise wird die bekannte Mildthätigkeit der Berliner von den verschämten oder unverschämten Armen in Anspruch genommen. Da spricht uns die unglückliche Witwe in dunklen Trauerkleidern um eine Gabe an, die den Verlust eines innig geliebten, in der Wirklichkeit nie existierenden Gatten und das Schicksal ihrer ebenso wenig vorhandenen Kinder beweint; der alte, verdienstvolle Invalide, der seinen gesunden Arm in einer schwarzen Binde trägt und auf einem unnötigen Stelzfuß hinkt, das auf der Straße laut jammernde Kind, das fünfzig Pfennig verloren hat und deshalb Schläge vor seinen Eltern fürchtet, der arme Reisende, dem noch eine oder zwei Mark fehlen, um in seine Heimat zurückzukehren, wo er sehnsüchtig von seinen alten Eltern oder von seiner kranken Frau erwartet wird.

Auch in der Presse und in der Kunst fehlt es nicht an problematischen Existenzen an Schriftstellern und besonders an Schauspielern, die ihre Kollegen und das leichtgläubige Publikum brandschatzen. Ein sogenannter Pennyliner, der zuweilen Lokalnachrichten liefert, giebt sich für den Redakteur einer angesehenen Zeitung aus und setzt die Wirte verschiedener öffentlicher Lokale und die Besitzer der Kleider- und Modenmagazine in Kontribution, unter dem Vorgeben, sie in seinem Blatt zu empfehlen. So speist der hoffnungsvolle Jüngling Austern und Schnepfen, trinkt die edelsten Rheinweine und Champagner, trägt die elegantesten Anzüge,

ohne einen Pfennig dafür auszugeben. Ebenso benutzt mitunter der verkommene Reporter einer Gerichtszeitung seine Stellung, um bedeutende Summen zu erpressen, indem er die Namen der Angeklagten zu veröffentlichen droht oder zu verschweigen verspricht, je nachdem er dafür bezahlt wird. Um der ihnen unangenehmen Schande zu entgehn, sehen sich die Beteiligten oder deren unschuldige Angehörige gezwungen, einem solchen Preßpiraten die größten Opfer zu bringen. Auch die Besitzer und Mitarbeiter mancher Theaterblätter treiben einen einträglichen Handel mit Lob und Tadel und fristen ihre problematischen Existenzen von dem Tribut, den ihnen die Furcht und Eitelkeit der Schauspieler und Sänger entrichtet. Selbstverständlich gehören diese Freibeuter zu den Ausnahmen, da die Berliner Presse mit Recht einen ausgezeichneten Ruf genießt und die großen Zeitungen in den ehrenwertesten Händen sind. — Vollkommen harmlos dagegen und selbst belustigend sind die poetischen Reklamendichter, die in blödsinnigen, oft witzigen Versen die Schätze der „goldenen Hundertzehn“ und des „Kleiderparadieses“ besingen und dem kaufenden Publikum anpreisen; wofür sie oft ein höchst anständiges Honorar erhalten. —

Ein bedeutendes Kontingent zu den problematischen Existenzen liefern ferner die medizinischen Pfuscher, Afterärzte, amerikanische Doktoren, Wunderthäter und Händler mit Geheimmitteln, die sich eines großen Zuspruchs erfreuen und oft in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erwerben, wie Hoff mit seinem Malzextrakt, Daubitz mit seinem Gesundheitsschnaps und Bullrich mit seinem berühmten Salz. Leider sind die angewendeten und durch Reklamen empfohlenen Mittel nicht immer so unschädlich, wie die

genannten Medikamente. Welches Unglück diese unberufenen Pfuscher mitunter anrichten, zeigt der durch falsche und schädliche Behandlung herbeigeführte Tod der durch ihre Anmut und ihr Talent berühmten Tänzerin Granzow, der zur Zeit das größte Aufsehn erregte und allgemein beklagt wurde. —

Weit gefährlicher noch sind die sogenannten „Ziehfrauen“ oder „Engelmacherinnen“, welche arme, von ihren unnatürlichen Müttern verlassene Säuglinge und Kinder in Pflege nehmen und systematisch dafür sorgen, daß dieselben so bald als möglich — aus der Welt geschafft werden und in den Himmel kommen. Obgleich die Polizei die strengste Aufsicht übt und der Schutzverein für Säuglinge es nicht an Mühe und Opfern fehlen läßt, sind diese Harpyen der Kinderwelt noch immer nicht ganz beseitigt. Dagegen giebt es gutmütige Familien, die sich mit der Adoption und Erziehung fremder, besonders natürlicher Kinder befassen und diesen gegen eine angemessene Summe einen ehrlichen, selbst adligen Namen verschaffen. So lebt in Berlin ein bekannter Parvenu von bürgerlicher Herkunft, der sich für einige hundert Thaler einen adligen Vater, einen heruntergekommenen Baron kaufte und der jetzt in seinem Salon eine Reihe Ahnen aufgehängt hat, die er billig auf einer Auktion oder bei einem Trödler erstanden hat. —

Mit zu den problematischen Existenzen gehören außerdem die hausierenden Händler, jene armen, meist falschen, schlesischen oder böhmischen Weber, die unseren Hausfrauen billige Leinwand um ein Spottgeld — anschmieren, jene geichfalls falschen Bieter auf Auktionen, die nur zum Schein ein höheres Angebot thun, um die Kauflustigen zu reizen und

reinfallen zu lassen, vor allen aber die zahlreichen Kolporteure von Sammelwerken, Schauerromanen und Lumpenblättern, die das ungebildete Volk mit diesen elenden, litterarischen Scharteken um ihr Geld prellen und — vergiften. — Jedenfalls wird man daher gut thun, auf all diese problematischen Existenzen zu achten und ihnen so viel als möglich aus dem Wege zu gehn, da man ihre Bekanntschaft gewöhnlich mehr oder minder teuer bezahlen muß.

Die Rück-Compagnie.

Mitternacht ist längst vorüber; die Straßen sind öde und menschenleer; nur hier und da begegnet man noch einem taumelnden Nachtschwärmer oder einem verdächtigen Strolche. Auch der Wächter des Reviers läßt sich nicht blicken und ruht von seiner Runde unter irgend einem geschützten Thorwege oder in einem befreundeten Bierkeller aus. Am nächtigen Himmel lagert dichte Finsternis; die spärlichen Gaslaternen leuchten so düster, daß man kaum auf zehn Schritte eine menschliche Gestalt erkennen kann; auf der Spree liegen die schwarzen Schiffe so ruhig, als ob sie schliefen, und in den angrenzenden Häusern träumen die schlummernden Bewohner in den warmen Betten. In dem entlegenen Stadtteile herrscht eine tiefe, unheimliche Stille. Selbst der Hofhund ist verstummt und bellt nicht mehr.

Nur in einem nach dem Wasser zu gelegenen Keller wacht der arme Budiker Piefke mit seiner Frau voll ängstlicher Spannung. Von dem unnachsichtigen, wegen seiner Hartherzigkeit verrufenen Wirte des Hauses mit Exmission

bedroht, sannen die Ehegatten schon seit mehreren Tagen darauf, sich und ihre Habe den Händen ihres unbarmherzigen Gläubigers zu entziehen. Aber Herr Spieseke war ein „Geriebener" und kannte den „Rummel". Vom frühen Morgen bis zum späten Abend stand er abwechselnd mit seiner würdigen Gattin auf der Lauer und bewachte wie ein Cerberus die Thür seines Schuldners. Selbst in der Nacht löste er sich mit seiner besseren Hälfte ab, und beide lauschten vor dem offenen Fenster, um das Ausrücken des Budikers zu verhindern.

Umsonst versuchte der arme Piefke, den Argus zu täuschen und durch falsche Nachrichten aus dem Hause zu locken, um in der Zwischenzeit seine heimliche Flucht zn bewerkstelligen. Umsonst spekulierte er bald auf die Neugierde, bald auf die Vergnügungssucht seiner Wirtsleute. Selbst die anonyme Zuschickung zweier Billette für das entfernt liegende Vorstadttheater verfehlte ihren Zweck, da Herr Spieseke der Versuchung tapfer widerstand und nur seine Frau mit der ältesten Tochter ins Theater schickte. Der unglückliche Budiker bedauerte das hinausgeworfene Geld und gab bereits alle Hoffnung auf, doch die resolute Frau tröstete ihn und richtete seinen gesunkenen Mut wieder auf.

„Bestelle auf morjen Nacht die Rück-Compagnie!" sagte sie entschlossen.

„Die Rück-Compagnie?" sagte er verwundert.

„Na ja! Vater Brendel mit seinen Leuten."

„Und können die uns helfen, wenn Spieseke und sein alter Drache den janzen Dag und auch zur nachtschlafenden Zeit wie die Schießhunde ufpassen und uns nicht fortlassen?"

„Thu' nur, was ich Dir heiße!"

„Aber wenn Spiesekes was merken, kommen wir in Deibels Küche. Der Kerl läßt nicht mit sich spaßen, und mit Jewalt ist da nichts zu machen. Er wird die Polizei rufen, und dann muß ich wenigstens meine vier Wochen brummen."

„Wie kann man nur eine solche Hannepampe sein! Ich stehe Dir jut dafür, daß er nicht die Probe merken soll."

„Du kannst Dir doch nicht unsichtbar machen und unsere Schränke und Kommoden, das janze Jeschirr in der Luft fortschaffen, während Spiesekes vor der Hausthür Wache stehen?"

„Laß sie man stehen, bis sie schwarz werden! Schadet nichts."

„Wie sollen wir denn mit unseren Sachen fortkommen?"

„Du bist doch gar zu dämlich," versetzte die schlaue Frau mit überlegenem Lächeln. „Die Hausthür jeht auf die Straße und unser Keller nach der Spree. Hast Du mir bejriffen?"

„Nicht janz; denn das Wasser hat keene Balken. Wie sollen wir denn die Sachen 'nüberbringen?"

„Mit dem Kahn."

„Jetzt jeht mich ein Seifensieder uff," rief Herr Piefke entzückt. „Karline! Ich muß Dich einen Kuß jeben. Du bist die klügste Frau, die ich kenne. Aber woher sollen wir den Kahn nehmen?"

„Davor wird schon Vater Brendel sorgen. Mach man, daß Du fortkommst und die Rück-Compagnie bestellst!"

Ohne Zeit zu verlieren, begab sich der folgsame Budiker zu dem bekannten Vater Brendel, der an der Spitze einer sogenannten nächtlichen R ü c k - C o m p a g n i e stand. Er und seine Leute, verwegene Gesellen, bildeten eine von allen

Hauswirten Berlins gefürchtete Bande, die gegen eine angemessene Belohnung mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Kühnheit verschuldeten Mietern bei ihrem heimlichen Auszug halfen und den gefährlichen Transport der Habseligkeiten besorgten, bevor die geprellten Wirte eine Ahnung davon hatten.

Da die letzteren nach dem Gesetz bei schuldiger Miete das Recht haben, das bewegliche Eigentum des Mieters zurückzuhalten, so lange sich dasselbe in ihrem Hause befindet, ist es hauptsächlich die Aufgabe der Rück-Compagnie, so heimlich und rasch wie möglich die Möbel und Gerätschaften auf die Straße zu schaffen, wo dieselben vor jeder Pfändung sicher sind. Dagegen wird ihre gewaltsame Entfernung aus dem Hause nach erfolgtem Einspruch mit mehrwöchentlichem Gefängnis bestraft.

Für ein derartiges gewagtes Geschäft war Vater Brendel ganz der geeignete Mann, ein wahrer Riese mit dem Nacken eines Stiers, mit Fäusten wie Bärentatzen und mit den breiten Schultern eines Herkules, dabei schlau wie ein Fuchs und schnell wie ein Windhund. Wie ihm die schwerste Last nur ein Kinderspiel war, wie er im Handumdrehen einen centnerschweren Wäscheschrank forttrug, so verstand er es, dem geriebensten Wirt eine Nase zu drehen, und er that dies mit wahrer Begeisterung für seinen Beruf.

„Was jemacht werden kann,“ sagte er lachend auf den Antrag Pieffkes, „wird jemacht. Verlassen Sie sich janz uf mir. Spiesecke soll nicht einen Kochlöffel von Ihnen zurückbehalten. Nur sorgen Sie für einen juten Gilka! Meine Jungens haben einen fürchterlichen Durst und müssen sich stärken.“

„Daran soll es nicht fehlen,“ versetzte Piefke. „Uf ein paar Flaschen Blauen kommt es mir nicht an. Also nach Mitternacht! Wir werden unterdessen allens vorbereiten und zusammenpacken, damit wir keine Zeit vertrödeln. Der Keller liegt dicht an der Spree, nicht weit von der Brücke. Nehmen Sie sich nur in acht, det Spiesekes nichts merken!“

„Nur nicht ängstlich!“ entgegnete der Riese. „Jeschwindigkeit ist keine Hexerei. Mit dem alten Schneesieber werden wir schon fertig werden. Halten Sie nur allens parat und passen Sie uf des Zeichen uf! Ich klopfe dreimal in die Hände; dann lassen Sie uns rin. In zehn Minuten ist die Bude bis auf den letzten Strohhalm ausjeräumt, und Spieseke kann sehn, wo er bleibt.“

„Der Kahn wird doch jroß genug sein, um den janzen Krempel fortzuschaffen?“

„Dadrum brauchen Sie nicht zu sorgen. Ick stehe Ihnen gut davor, daß nicht ein Schmortopp zurückbleiben soll.“

Nachdem der Budiker dem Vater Brendel noch einmal Vorsicht eingeschärft und ihm das übliche Draufgeld eingehändigt hatte, eilte er nach seiner Wohnung, um im stillen mit seiner Frau die nötigen Vorbereitungen für ihren heimlichen Auszug zu treffen. Schnell wurden Schränke und Kommoden geleert, die Betten zusammengeschnürt, Töpfe und Gläser in Körbe gethan und mit dem vorrätigen Stroh bedeckt. Mit ängstlicher Spannung erwarteten beide die Dunkelheit der Nacht, da sie von den wachsamen Wirtsleuten bei ihrer verdächtigen Beschäftigung überrascht zu werden fürchteten.

Zur bestimmten Stunde glitt ein großer Kahn geräuschlos

wie ein Schatten auf dem Wasser und legte unbeobachtet unter der bezeichneten Brücke an. Aus demselben stiegen sechs kräftige, bis an die Nasenspitze vermummte Männer und näherten sich, vorsichtig nach allen Seiten sich umschauend, dem an der Spree gelegenen Keller, den ein matter Lichtschimmer erhellte. An ihrer Spitze schritt Vater Brendel schweigend wie ein Feldherr, der einen nächtlichen Überfall leitet. Auf das gegebene Zeichen öffnete sich still die zuvor eingeölte Kellerthür und ließ einen Teil der Gesellschaft hinein, während die andere Hälfte draußen stehen blieb.

Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und Ordnung wurde in wenigen Minuten der Keller geleert. Auf ihren breiten Schultern trugen die riesigen Männer Schränke und Tische, Stühle und Kommoden, Kisten und Kasten, Betten und Geschirr in den bereitstehenden Kahn. Der Schweiß rann ihnen von der Stirn, und unter der schweren Last röteten sich die purpurnen Gesichter, schwollen die blauen Adern um Stirn und Nacken. Sie gönnten sich keine Rast, da Vater Brendel zur Eile trieb. Nur zuweilen hielten sie inne, um sich durch einen mächtigen Zug aus den Flaschen zu stärken, welche Frau Piefke bereit hielt und fortwährend neu füllen mußte.

Unterdessen stand Herr Spieseke an dem geöffneten Fenster und blickte mit seinen Luchsaugen wachsam auf die menschenleere Straße hinaus, unbekümmert um die nach dem Wasser gelegene Seite, da er eine Flucht seines Mieters über die Spree für unmöglich hielt. Nichtsdestoweniger konnte er sich einer leichten Befürchtung nicht erwehren, als er den bisher stillen Hofhund plötzlich laut bellen hörte und aus der Ferne ein verdächtiges Geräusch, ein Rücken

und Rutschen, ein Krachen und Rasseln, ein Flüstern und Lachen zu vernehmen glaubte.

„Guste!“ rief er bestürzt, seine süß schlummernde Gattin weckend. „Guste, hörst Du denn nicht?“

„Na, was giebt's denn wieder?“ versetzte sie verschlafen. „Ist die Reihe schon wieder an mir? Hab' mich ja kaum ins Bett gelegt.“

„Gusteken! Mir kommt es vor, als ob der Budiker ausrücken wollte. Es rumort so unten im Keller.“

„Du dräumst wohl; und es rumort alleen in Deinem Koppe. Laß mir mit Deinen Dummheiten in Frieden!“

„Mir kommt die Geschichte nicht richtig vor.“

„Mit Dir scheint es mir nicht ganz richtig zu sein. Pieskes wissen, daß wir ihnen ufpassen. Denkst Du denn, daß sie über die Spree fliegen können? Damit hat es gute Wege.“

Die Worte der würdigen Gattin beruhigten den miß= trauischen Wirt um so leichter, als auch das Geräusch wieder schwieg und das Bellen des durch einen rechtzeitig ihm ge= reichten Bissen bestochenen Hundes verstummt war. Während dieser Zeit hatte auch die Rück=Compagnie ihr Geschäft be= endet, keinen Scherben im Keller und keinen Tropfen in der Flasche zurückgelassen. Unter Führung des Vater Brendel eilte die ganze angeheiterte Gesellschaft nach dem Kahn.

„Einjestiegen!“ kommandierte der Riese.

„Nur noch einen Augenblick!“ rief Frau Pieske. „Ick habe noch was verjessen.“

„Was denn?“ fragte ärgerlich der Budiker, dem das Feuer unter den Sohlen brannte.

„Meine Juitarre,“ versetzte die poetische Dame.

„Wegen des Barbierflüjels dürfen wir uns nicht aufhalten. Und was soll Dir das alte Jammerholz?"

„Ohne meine Juitarre und unsere Ziehharmonika jeh' ich nicht fort. Musik erheitert das Leben."

„Hat man je so eine närrische Frau jesehen! Du wirst so lange trödeln, bis Spiesekes uffwachen, und dann haben wir die Bescheerung."

„Sie können uns nichts mehr dhun, auch wenn sie aufwachen. Unsere Sachen liegen im Kahne, und sie dürfen nicht mucksen. Nicht wahr, Vater Brendel?"

„So is et!" brummte der Riese. „Sobald die Sachen aus dem Hause sind, kann der Wirt nichts mehr machen."

„Aber der Skandal!" mahnte der ängstliche Budiker; „wenn Spiesekes Unrat wittern."

„Je döller, desto besser," entgegnete die fidele Gattin, „und je mehr sie sich boßen, desto mehr freue ick mir. Wir wollen ihnen ein Ständchen uf dem Wasser bringen und dazu auf meiner Juitarre und der Ziehharmonika spielen."

Der Vorschlag der mutwilligen Frau wurde von der lustigen Gesellschaft mit allgemeiner Acclamation angenommen und trotz der Protestation des vorsichtigen Budikers ausgeführt, indem Vater Brendel die an der leeren Kellerwand hängende Guitarre holte und der Sängerin mit komischer Galanterie überreichte.

„Nu kann es losjehn!" sagte er lachend. „Das jiebt einen Ulk, wie er noch nicht dagewesen ist. Wollen Sie nicht anfangen, Frau Lucca?"

Im nächsten Augenblicke intonierte zur Guitarre Frau Piefke die bekannte Melodie: „O du lieber Augustin!" mit lauter Stimme, begleitet von den gellenden Tönen der Zieh-

harmonika und dem dröhnenden Baß des angeheiterten Chores, daß die Fenster in dem ganzen Hause klirrten und Herr Spieseke erschrocken zusammenfuhr.

„Guste, Guste!" schrie der entsetzte Hauswirt. „Die Budikersleute rücken aus. Hörst Du denn nicht den Spektakel?"

„J! da möchte doch einen gleich der Schlag rühren!" rief sie, aus dem Bette springend. „Schnell, nur schnell, daß sie uns nicht entwischen!"

Im tiefsten Negligé stürzten beide die Treppe hinab, über den Hof nach dem Keller, dessen offene Thür und leere Wände ihnen keinen Zweifel ließen, daß die losen Vögel ausgeflogen waren. Ein Blick auf die Spree zeigte ihnen, welchen Weg die schuldigen Mieter eingeschlagen hatten, um sich und ihre Sachen dem drohenden Schicksal zu entziehen.

„Wie kann man nur," grollte die erzürnte Gattin, „ein solcher Esel sind!"

„Wer hätte auch daran denken sollen, daß die Spitzbuben im Kahne ausrücken werden!"

„Du hättest daran denken sollen."

„Ich sage Dir, Guste, es giebt keinen Menschen in ganz Berlin, den sie nicht auch auf so eine niederträchtige Art und Weise hätten prellen können."

„So was kann nur Dir passieren."

„Du hast auch nicht die Weisheit mit Löffeln gegessen. Hinterdrein kann man leicht klug schmußen."

Während beide mit einander zankten und sich fast in die Haare gerieten, schaukelte der Kahn lustig ihnen gegenüber auf dem Wasser. Auf einer großen Kiste saß Frau

Piefke mit der Guitarre in der Hand und sang: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!“

„Fridolin!“ brüllte der tolle Chor und schwenkte die mitgenommenen Flaschen.

Knirschend vor Wut rannte der Wirt samt Gattin am Ufer auf und nieder, in ohnmächtigem Zorn die Fäuste ballend.

„Diebe, Räuber! Zu Hilfe! Konstabler, Nachtwächter!“

„Inkommodieren Sie sich nicht!“ höhnte Vater Brendel. „Sie werden sich noch die Schwindsucht an den Hals schreien. Die Nachtwächter schlafen, und die Polizei kann Ihnen auch nicht helfen. Legen Sie sich jefälligst ins Bett, sonst werden Sie sich noch einen jründlichen Schnuppen holen. Leben Sie wohl, Herr Spieseke. Jute Nacht!“

„Gute Nacht, liebste Anna Dorothe!“ sang Frau Piefke zur Guitarre.

„Hilfe! Diebe, Räuber!“ schrie Herr Spieseke, „Konstabler, Nachtwächter!“ kreischte seine Gattin unter dem schallenden Gelächter der im Kahn dahintreibenden Rück=Compagnie.

Endlich zog der Lärm die Polizei herbei; auch die Nachbarn erschienen an den Fenstern und in den Thüren ihrer Häuser. Zitternd vor Aufregung erzählte der betrogene Wirt sein Mißgeschick und verlangte den Beistand des Konstablers und die Verfolgung der Flüchtlinge.

„Thut mir leid,“ entgegnete der Beamte, „aber ich kann da nichts thun. Warum haben Sie nicht besser aufgepaßt?“

„Ich habe bei Tag und Nacht Wache gestanden, aber das ist mir nicht eingefallen, daß man auch zu Wasser ausrücken kann.“

„Ich kann Ihnen nur den Rat geben, sich an das Gericht wegen der schuldigen Miete zu wenden.“

„Dabei wird auch nichts herauskommen.“

„So weit ich den Budiker kenne, halte ich ihn für einen ehrlichen Mann, der ohne sein Verschulden in Not geraten ist. Wenn es ihm wieder besser gehen sollte, wird er Ihnen gewiß die schuldige Miete bezahlen.“

„Er wird mir den Deibel thun. Ich kenne die Art besser; die lebt bloß davon, daß sie ehrliche Leute um ihr bißchen Geld bringt.“

„Beruhigen Sie sich und warten Sie's ab!“

Piefke bezahlte richtig. In dem neuen Stadtteil, wo sich der Budiker niederließ, blühte sein Geschäft auf, und schon nach einigen Monaten erhielt Herr Spieseke eine Postanweisung mit der ganzen Summe. Seitdem ist letzterer auch nachsichtiger gegen seine Mieter geworden und drückt nicht mehr die armen Leute, wenn sie mit der Zahlung im Rückstande bleiben. Er hat den größten Respekt vor der Rück-Compagnie bekommen.

Noble Bauernfänger.

Der Wunsch, in dem schönen Berlin zu wohnen und die Annehmlichkeiten der großen Stadt zu genießen, veranlaßte den mir bekannten Eigentümer eines einträglichen Freischulzengutes in Schlesien, dasselbe zu verkaufen und Hausbesitzer in der Residenz zu werden. Wie so vielen Fremden wollte es auch dem Herrn Winkler nicht sogleich in der großen, unbekannten Stadt gefallen; er vermißte die gewohnte Thätigkeit und konnte sich nicht so leicht in die gänzlich veränderten Verhältnisse finden. Dazu kam noch, daß auch seine Frau sich nicht wohl fühlte und die in der frischen Landluft aufgewachsenen Kinder zu kränkeln anfingen; weshalb er den Wechsel seines Aufenthalts bereute und sich nach seinen früheren Beschäftigungen zurücksehnte.

In dieser Stimmung machte der unzufriedene Hausbesitzer eines Tages bei einem Glase Bier die Bekanntschaft eines alten, höchst bieder aussehenden Herrn, der sich ihm als Oberamtmann Strecker vorstellte und dem gutmütigen, arglosen Winkler durch sein ehrwürdiges Äußere und durch

seine gediegenen, ökonomischen Kenntnisse ein solches Vertrauen einzuflößen wußte, daß er dem alten Kollegen im Verlauf der Unterhaltung seine Not klagte und ihm seine Absicht mitteilte, sich wieder auf dem Lande anzukaufen.

„Dazu kann ich Ihnen nur raten," meinte der biedere Oberamtmann. „Wenn ich nicht schon zu alt wäre und nicht das verwünschte Reißen in den Beinen hätte, würde ich keinen Augenblick länger in Berlin bleiben, wo sich Unsereiner wie verraten und verkauft vorkommt. An Ihrer Stelle würde ich mich wieder um ein schönes Landgut umsehn und schnell zugreifen, wenn sich was Passendes fände."

„Das ist nicht so leicht, wie Sie denken. Erst muß ich mein Haus wieder los werden, das mich 60 000 Thaler kostet."

„Deshalb brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Auf ein Haus in Berlin findet man jeden Tag Käufer."

„An Käufern fehlt es mir freilich nicht, aber ich möchte nichts daran verlieren. Die Leute sind mir nicht sicher und ich fürchte, über's Ohr gehaun zu werden."

„Da haben Sie recht," versetzte der alte Ökonom treuherzig. „Man kann sich nicht genug vorsehn. Die Welt wird immer schlechter, besonders sind die Berliner gerissene Jungen. Lassen Sie sich nur um Gotteswillen nicht mit einem solchen Kommissionär oder Häuseragenten ein, damit Sie nicht angeschmiert werden. Ich halte es für meine Pflicht, Sie vor diesen Schwindlern zu warnen."

„Sie sind sehr freundlich," erwiderte der Hausbesitzer. „Vielleicht können Sie mir einen soliden Käufer verschaffen, da Sie mit den hiesigen Verhältnissen bekannt sind. Sie würden mir dadurch einen großen Gefallen erweisen, wofür ich Ihnen sehr dankbar sein würde."

„Das ist nicht nötig. Ich helfe Ihnen gern und will mich um einen guten Käufer umsehn. Sobald ich einen soliden Mann finde, will ich Ihnen schreiben oder Sie besuchen.“

„Sie werden mir und meiner Frau damit eine große Freude machen. Je eher Sie kommen, desto lieber wird es mir sein.“

Kurze Zeit nach dieser Unterhaltung erschien der würdige Oberamtmann in der Wohnung des Hausbesitzers, um demselben mitzuteilen, daß er in der Person des Fabrikbesitzers Seehaas einen ausgezeichneten, zahlungsfähigen Käufer gefunden habe; worüber Herr Winkler um so mehr erfreut war, als er bereits die Hoffnung aufgegeben und den alten Ökonom nicht mehr erwartet hatte.

„Sie haben wirklich,“ sagte dieser, „unberufen ein großes Glück, da Herr Seehaas in der Lausitz ein schönes Landgut besitzt, das er für Ihr Haus vertauschen will, weil er von der Wirtschaft nichts versteht und das Gut seinem Inspektor überlassen mußte, der ihn ordentlich betrogen hat. Nach meiner Überzeugung machen Sie ein glänzendes Geschäft, wenn Sie das Gut übernehmen.“

„Und Sie halten den Mann für sicher und solide?“ fragte Herr Winkler besorgt.

„Das will ich meinen!“ erwiderte der Oberamtmann. „Ich kenne ihn schon viele Jahre und verbürge mich für seine Ehrlichkeit. Er besitzt vor dem Schönhauser Thor eine große Pappfabrik und genießt in der Kaufmannswelt den besten Ruf. Wenn Sie mir nicht glauben, so können Sie sich nach ihm erkundigen, wo Sie wollen.“

„Ihre Empfehlung genügt mir. Ich verlasse mich ganz auf Ihr Wort.“

„Das dürfen Sie auch. Der alte Strecker wird Ihnen nicht schlecht raten und Sie nicht belügen,“ versetzte der biedere Ökonom, mit einem Gesicht, das keinen Zweifel an seiner Redlichkeit aufkommen ließ. „Übrigens brauchen Sie nicht die Katze im Sack zu kaufen und sich nicht zu übereilen. Sie können sich ja zuerst das Gut ansehn und alles genau untersuchen, bevor Sie den Handel abschließen. Ich fahre mit Ihnen, wenn Sie wünschen, nach der Lausitz, und zwei alte Ökonomen, wie wir, werden sich kein X vor ein U machen lassen und bald wissen, wie der Hase läuft.“

Damit war auch Herr Winkler einverstanden, der in Gesellschaft des gefälligen Oberamtmanns sich noch an demselben Tage zu dem Fabrikanten begab, um sich mit eignen Augen von der Solidität des Herrn Seehaas zu überzeugen und die näheren Bedingungen des Geschäfts mit ihm zu verabreden. Selbst die leiseste Spur seines Mißtrauens mußte aber bei dem Anblick des ehrenwerten Mannes und der großen Fabrik schwinden. Herr Seehaas war eine stattliche Erscheinung, das Musterbild eines respektablen Industriellen, solide in jeder Miene und Bewegung, in seiner Kleidung und in seinem Benehmen. Respektabel blitzten die Diamantknöpfe an seiner Brust und solide war die massive Uhrkette mit den Medaillonbildern seiner Familie. Ebenso respektabel wie seine Person erschien auch seine ganze Umgebung, das komfortabel eingerichtete Kontor, worin er seine Gäste empfing, der solide Arbeitstisch und der Schreibstuhl von geschnitztem Eichenholz, der feste, eiserne Geldschrank, der auf ein bedeutendes Vermögen schließen ließ, und die

hohen Repositorien, in denen er seine wichtigen Papiere, Akten und Korrespondenzen verwahrte.

Das alles imponierte dem arglosen Hausbesitzer so sehr, daß er nicht den geringsten Zweifel an der Ehrenhaftigkeit und Solidität des Fabrikanten hegte und sich vorläufig mit ihm über die Bedingungen des Kaufes einigte, die ihm außerordentlich günstig schienen, nachdem ihm Herr Seehaas unverlangt aus seinen Büchern und Rechnungen die Kosten und den Ertrag des Gutes nachgewiesen hatte.

„Wenn sich, woran ich nicht zweifle, alles so verhält", sagte Herr Winkler, „und mir bei der Besichtigung die Lage und Baulichkeiten gefallen, so möchte ich das Geschäft machen. Sie verlangen für das Gut 60000 Thaler, grade so viel kostet mein Haus, so daß wir einfach tauschen. Die Gerichtskosten und die Provision teilen wir."

„Darauf soll es mir nicht ankommen," erwiderte der noble Fabrikant, „obgleich Sie schon einen sehr billigen Kauf machen. Wenn ich nicht solchen Ärger mit meinem Inspektor gehabt hätte, würde ich das Gut nicht um einen solchen Preis fortgeben. Ich muß Sie jedoch bitten, sich bis spätestens in acht Tagen zu entscheiden, da ich noch ein anderes Angebot und soeben mehrere Telegramme in dieser Angelegenheit erhalten habe, die ich Ihnen zeigen kann."

„Wenn es Ihnen recht ist, so reise ich mit Ihnen und dem Herrn Oberamtmann nächsten Dienstag auf das Gut; das ist das Kürzeste und Beste. Sobald ich alles in Ordnung finde, schließen wir an Ort und Stelle den Handel ab. Unterdes können auch Sie mein Haus sehn und die Kontrakte mit den Mietern bei mir lesen."

„Also abgemacht! Nächsten Dienstag treffen wir uns."

Zur bestimmten Stunde fuhren die drei Herren auf der Görlitzer Eisenbahn nach dem Gut des Herrn Seehaas, das Klein-Schockwitz hieß und nicht weit von der letzten Station lag, wo sie der interimistische Verwalter mit einer eleganten Equipage erwartete. Kaum nach einer halben Stunde hielten die mutigen Pferde vor einem stattlichen, massiven Hause, das in der Mitte eines großen Hofes stand, rings von großen Ställen und Scheunen umgeben, hinter denen noch ein ansehnlicher Obst- und Küchengarten lag. Am liebsten hätte Herr Winkler sogleich die Besichtigung des Gutes vorgenommen, aber das gab der Fabrikant nicht zu, indem er darauf bestand, erst ein kleines, von dem Verwalter besorgtes Frühstück einzunehmen, wobei der Wein nicht gespart und ihm so fleißig zugetrunken wurde, daß der Hausbesitzer, der nicht allzuviel vertragen konnte, einen kleinen Rausch bekam.

In heiterster Stimmung trat die Gesellschaft ihre Wanderung durch das Gut an, dessen Lage ihm außerordentlich gefiel. Während Herr Seehaas im eifrigen Gespräch mit dem Oberamtmann ein wenig zurückblieb, schritt Herr Winkler an der Seite des Verwalters voran, der ihm bereitwillig die Grenzen des Gutes zeigte und ihn auf den ausgezeichneten Boden und die prächtigen Saaten aufmerksam machte, besonders auf ein Stück Land von achtzig Hektaren, das, mit dem schönsten Roggen bestanden, in der That einen herrlichen Anblick gewährte; wobei einem Landwirt das Herz im Leibe lachte. Noch mehr aber freute und reizte ihn eine ebenso große Waldparzelle auf der Berglehne, die fast nur schlagbares Bauholz enthielt. Diese so selten schöne Roggensaat und der prächtige, zu dem Gute gehörige Hoch-

wald waren nach seiner Berechnung allein das Geld wert, so daß er das Übrige kaum beachtete und sich mit einer flüchtigen Untersuchung des Inventars und der allerdings etwas mangelhaften Vieh-, Getreide- und Futterbestände begnügte. Auf seine Frage nach den eingetragenen Kapitalien versicherte ihm der Fabrikant, daß die Hypotheken fest wären und nicht vor zehn Jahren gekündigt werden könnten, was auch eine Einsicht in das Grundbuch bestätigte.

Unter diesen Umständen zögerte Herr Winkler nicht, das Geschäft sogleich abzuschließen; wozu ihm auch der biedere Oberamtmann riet, der für seine Bemühungen eine höchst anständige Provision und außerdem noch ein ansehnliches Geschenk erhielt. Äußerst zufrieden mit seinem Kauf, kehrte der glückliche Hausbesitzer nach Berlin zurück, um so schnell als möglich sein Haus dem neuen Eigentümer zu übergeben und seinen Umzug zu bewerkstelligen. Voll freudiger Hoffnung verließ er Berlin und übernahm von dem interimistischen Verwalter seine neue Besitzung, da der Fabrikant durch ein plötzliches Unwohlsein zu seinem Bedauern verhindert war, bei der Übergabe zugegen zu sein. Obgleich die Abwesenheit des früheren Eigentümers ihm aus verschiedenen Gründen nicht angenehm war und er deshalb manche Bedenken hatte, beruhigte sich Herr Winkler, indem er von der Ehrenhaftigkeit des Herrn Seehaas fest überzeugt war. Auch seine Frau fühlte sich ganz glücklich auf dem Lande und die kränklichen Kinder erholten sich wieder zusehends, so daß er unbesorgt und fröhlich der Zukunft entgegensah und zufriedener als je ward.

Leider sollte die Freude nicht allzulange dauern. Eines Tages erhielt Herr Winkler mit der Post einen Brief, in

dem ihm die Kündigung einer Hypothek von 12000 Thalern angezeigt wurde. Auf seine Entgegnung, daß sämtliche Hypotheken laut Grundbuch auf zehn Jahre festständen, erhielt er von dem betreffenden Gläubiger die Antwort, daß der frühere Besitzer des Gutes die fälligen Zinsen nicht gezahlt habe und deshalb die Kündigung schon längst erfolgt wäre. Zugleich drohte der Eigentümer der Hypothek mit der Subhastation des Gutes, falls der Käufer sich weigern sollte, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Vergebens erbot sich Herr Winkler zur nachträglichen Zahlung der Zinsen; der Gläubiger bestand auf sein Recht und verlangte die sofortige Abtragung des ganzen Kapitals, wodurch der Schuldner in keine geringe Verlegenheit geriet. Mehrere Briefe, die er in dieser Angelegenheit an den Fabrikanten richtete, blieben ohne Antwort, da dieser, wie es hieß, auf längere Zeit verreist war und so bald nicht zurückerwartet wurde. Unter diesen Verhältnissen sah sich der arme Winkler genötigt, um der angedrohten Subhastation zu entgehn, die gekündigte Hypothek zu bezahlen, so schwer es ihm auch fiel, eine so große Summe aufzutreiben.

Zum Glück fand er in seiner Bedrängnis einen wohlhabenden Holzhändler in der Nähe, der sich bereit erklärte, den Wald zu kaufen, obgleich dem armen Besitzer das Herz blutete, den schönsten und wertvollsten Teil seines Gutes für ein wahres Lumpengeld hinzugeben. Als aber an dem bestimmten Tage der Holzhändler mit seinen Arbeitern kam, um die bereits bezeichneten Bäume zu fällen, erschien zugleich ein bekannter Wucherer aus der benachbarten Stadt in Begleitung eines Rechtsanwalts und protestierte gegen den Verkauf des Waldes, der, wie die mitgebrachten Papiere aus-

wiesen, ihm von dem früheren Eigentümer verpfändet war. Ebenso stellte sich heraus, daß der größte Teil des Inventars und der Vorräte wegen rückständiger Abgaben mit Arrest belegt war. Erst jetzt gingen dem Betrogenen die Augen auf oder vielmehr über, erkannte er, daß ihn der respektable Fabrikant mit dem biederen Oberamtmann auf das schändlichste hintergangen hatte. Verzweiflungsvoll klammerte er sich an die schönen Roggenfelder, die noch immer einen bedeutenden Wert repräsentierten und eine ausgezeichnete Ernte versprachen, aber auch diese Hoffnung wurde ihm geraubt, da er bald zu seinem Leidwesen erfahren mußte, daß die vorzügliche Parzelle nicht ihm, sondern dem Besitzer von Groß-Schockwitz gehörte und ihm von dem interimistischen Verwalter, der unterdessen nach Amerika ausgewandert war, fälschlich als sein Eigentum bezeichnet worden war. Empört über den unerhörten Betrug, der ihm sein ganzes, mühsam erworbenes Vermögen kostete, eilte der arme Winkler nach Berlin, um den schändlichen Fabrikanten zur Rechenschaft zu ziehen und womöglich die Rückgabe seines Hauses mit Hilfe eines ihm empfohlenen Rechtsanwalts zu bewirken. Erst nach vielen, vergeblichen Gängen und Bemühungen gelang es ihm, den noblen Herrn Seehaas anzutreffen und ihn zur Rede zu stellen, indem er ihm das begangene Unrecht vorrückte und mit den Gerichten drohte, was jenen jedoch wenig oder gar nicht zu rühren schien.

„Ich begreife nicht,“ sagte der Fabrikant mit bewundernswürdiger Ruhe, „was Sie von mir wollen? Laut unserem Kontrakt haben Sie das Gut mit sämtlichen Aktivis und Passivis übernommen.“

„Aber Sie haben mir verschwiegen, daß die Zinsen für

die Hypothek nicht bezahlt, der Wald verpfändet und der größte Teil des Inventars mit Arrest belegt war."

„Warum haben Sie sich nicht genauer danach erkundigt. Wenn Sie mich gefragt hätten, würde ich Ihnen die Wahrheit gesagt haben. Wer mich kennt, weiß, daß ich ein Ehrenmann bin und nicht hinterm Berg halte."

„Außerdem hat Ihr Verwalter mir bei der Übergabe des Gutes achtzig Hektaren Roggenacker als mein Eigenthum bezeichnet, während sie zu Groß-Schockwitz gehören."

„Das ist jedenfalls ein Irrtum von ihm gewesen, oder Sie haben ihn falsch verstanden. Sie müssen sich deshalb an den Verwalter halten. Mich geht die Sache nichts an, da ich ihn nicht dazu bevollmächtigt habe."

„Der Verwalter ist nach Amerika gegangen, aber ich kann es beschwören, daß er mir falsche Angaben gemacht hat."

„Das wird Ihnen nichts nützen, wenn Sie nicht beweisen können, daß ich ihn dazu veranlaßt habe. Ich bin vollkommen unschuldig und fühle mich ganz rein. So leid es mir thut, kann ich Ihnen nicht helfen."

„Ich verlange nur von Ihnen, daß Sie das Gut wieder nehmen und mir mein Haus zurückgeben. Damit wäre ich zufrieden, da ich ebenso wenig wie Sie ein Freund von Prozessen bin und nur ungern mich an das Gericht wenden möchte. Das ist doch, wie ich glaube, nur billig und gerecht."

„Ich bedaure," erwiderte der noble Herr Seehaas lächelnd, „daß Sie nicht früher gekommen sind. Unterdes habe ich

das Haus weiter verkauft, so daß ich auch beim besten Willen das Geschäft nicht mehr rückgängig machen kann."

Mit diesem Bescheid kehrte Herr Winkler traurig zu dem Rechtsanwalt zurück, der ihm zwar rieth, Klage wegen falscher Vorspiegelungen zu erheben, aber ihm wenig Hoffnung gab, damit etwas auszurichten. Mit großen Kosten erstritt der Betrogene ein gerichtliches Erkenntnis, das den Fabrikanten zur Zurückgabe des Hauses oder zur Zahlung einer entsprechenden Summe verurtheilte. Die darauf verfügte Exekution war jedoch fruchtlos, da Herr Seehaas schon vorher sich seiner Fabrik entäußert hatte und mit kaltem Blut den ihm auferlegten Manifestationseid leistete. Ebenso wenig Erfolg hatte eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, welche nach Anhörung des als Zeugen vorgeschlagenen Oberamtmanns die eingeleitete Untersuchung wegen mangelnder Beweise fallen lassen mußte, obgleich sie moralisch von der Schuld des Angeklagten überzeugt war. Alle Bemühungen, den nach Amerika ausgewanderten Verwalter ausfindig zu machen, waren natürlich vergeblich, so daß der arme Winkler nicht nur sein Vermögen verlor, sondern noch die bedeutende Rechnung seines Rechtsanwalts bezahlen mußte.

Da er auch zum bestimmten Termin die gekündigte Hypothek nicht abzutragen vermochte, so wurde das Gut subhastiert und von dem Gläubiger für die Hälfte des ursprünglichen Preises erstanden. Vollkommen ruiniert und seines durch angestrengten Fleiß erworbenen Vermögens beraubt, büßte der Unglückliche schwer seine Vertrauensseligkeit und seine Leichtgläubigkeit. In seiner Not war er froh, eine Inspektorstelle mit einem Gehalt von 300 Thalern zu finden, von der er mit seiner Familie jetzt kümmerlich

lebt. Der respektable Fabrikant und der biedere Oberamtmann treiben nach wie vor in Berlin ihr Geschäft als noble Bauernfänger fort, bis auch sie, wie wir hoffen, der strafende Arm der Gerechtigkeit ereilen und für immer unschädlich machen wird.

Der Strohmann.

Eines Tages erhielt ich von einem alten Freund aus der Provinz einen Brief, in welchem er mich ersuchte, ihm in einer wichtigen Angelegenheit mit Rat und That beizustehen. Sein Sohn besuchte nämlich die Kriegsschule in Berlin. Von seinem Vater an mich empfohlen, war der junge Offizier selbstverständlich von mir freundlich aufgenommen worden. Er hatte sich, wie es schien, in meinem Hause wohlgefühlt, bis er plötzlich ohne jeden mir bekannten Grund fortgeblieben war und alle meine an ihn gerichteten Aufforderungen unbeantwortet gelassen hatte. Aufgebracht über diese mir unerklärliche Unhöflichkeit, hatte ich mich nicht weiter um ihn gekümmert, war überdies gezwungen gewesen, wegen meiner angegriffenen Gesundheit auf längere Zeit zu verreisen.

Wie ich jetzt nach meiner Rückkehr aus dem Briefe meines Freundes zu meinem Bedauern erfuhr, war der junge, leichtsinnige Mann in schlechte Gesellschaft geraten und hatte so bedeutende Schulden gemacht, daß sich der arme, mit

einer zahlreichen Familie gesegnete Vater außer Stande sah, die unbesonnener Weise ausgestellten Wechsel des noch minderjährigen Sohnes zu decken. Da er aus diesem Grunde die Zahlung verweigerte, drohten die ihm selbst völlig unbekannten Gläubiger, wenn er nicht innerhalb der gegebenen Frist das Geld einschicken würde, bei der vorgesetzten Militärbehörde unter Vorlegung der in ihrem Besitz befindlichen Ehrenscheine Anzeige zu machen, was den jungen Offizier für immer ruinieren mußte.

Dem Briefe entnahm ich die Adressen der Biedermänner, mit denen ich es zu thun hatte. Ich wollte jedoch kaum meinen Augen trauen, als ich darunter die Namen zweier Herren in angesehener gesellschaftlicher Stellung fand. Der eine war ein vermögender Rentier, der bei allen Sammlungen für wohlthätige Zwecke in den Zeitungen paradierte, der andere ein Doktor der Philosophie, ein höchst gebildeter und feiner Mann, der sich besonders für die soziale Frage interessierte und in verschiedenen volkswirtschaftlichen Vereinen das große Wort führte.

Obgleich ich einen Irrtum annehmen mußte, begab ich mich doch zunächst zu dem ehrenwerten Rentier, der in meiner Nähe in seinem eignen Hause wohnte. Auf meine Frage, ob der Herr zu sprechen sei, wurde ich von einer ältlichen, sauber gekleideten Wirtschafterin höflich in ein freundliches Zimmer geführt, dessen einfache, aber gediegene Einrichtung den besten Eindruck auf mich machte und mir gewissermaßen zu bürgen schien für die Solidität des Gesuchten, welcher kurz darauf in das Zimmer trat und mich mit leiser, sanfter Stimme begrüßte.

Vor mir stand ein Mann von etwa sechzig Jahren,

dessen würdige Erscheinung, dessen graues Haar insbesondere mir unwillkürlich Achtung und Vertrauen einflößte. Die graublauen Augen strahlten förmlich von Wohlwollen und Freundlichkeit, und um den etwas eingefallenen Mund schwebte ein überaus gutmütiges, fast süßliches Lächeln. Jede Miene, jede Bewegung verriet einen Ehrenmann und ein reines Gewissen. So konnte unmöglich ein gewöhnlicher Wucherer aussehen. Ich befand mich in der größten Verlegenheit.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte er höflich, mir einen Stuhl anbietend. „Was verschafft mir die Ehre?“

„Verzeihen Sie,“ antwortete ich verwirrt, „wenn ich Ihnen lästig falle! Ich komme nicht in eigener Angelegenheit —“

„Genieren Sie sich nicht! Wenn Sie für einen wohlthätigen Zweck einen Beitrag wünschen, so werde ich mit Vergnügen unterschreiben. Geben Sie mir die Liste her —“

„Sie sind zu gütig, aber es handelt sich nicht um die Armen, sondern um den Sohn eines meiner Freunde, um den Lieutenant von Wolfenstein —“

„Von Wolfenstein!“ rief der alte Herr erstaunt. „Der Name ist mir völlig unbekannt.“

„Ich muß,“ sagte ich verlegen, „nochmals um Entschuldigung bitten. Mein Freund scheint Ihren Namen verwechselt zu haben. Wie er mir schreibt, schuldet sein Sohn Ihnen gegen Wechsel und Ehrenschein 1500 Thaler.“

„Mir! — 1500 Thaler — Lieutenant von Wolfenstein!“ murmelte der Rentier verwundert.

„Ich bin beauftragt, die Angelegenheit mit den Gläu=

digern des jungen Mannes zu ordnen. Da Sie aber die Sache nicht weiter interessieren kann, so erlauben Sie —"

„Warten Sie nur einen Augenblick!" versetzte er, mich zurückhaltend. „Ich erinnere mich jetzt, den Namen Wolfenstein auf einem Wechsel gesehen zu haben. Mein Gedächtnis ist schon schwach. Das macht das Alter. Ich muß einmal nachsehen, ob ich mich nicht irre."

Mit einer Hast, die mit seiner sonstigen würdevollen Ruhe auffällig kontrastierte, zog der Rentier aus der Seitentasche seines Rockes ein gesticktes Portefeuille hervor, in dem er eifrig nach einer Notiz zu suchen schien, bis er dieselbe gefunden.

„Richtig! Wie kann man nur so vergeßlich sein! Ich habe freilich so viel im Kopf zu behalten. Der Wechsel ist den dritten Dezember fällig, und heute haben wir erst den dreizehnten November. Die Sache hat keine solche Eile. Es war freundlich von Ihnen, daß Sie sich selbst herbemühten. Wenn Sie durchaus wünschen, können wir das Geschäft auf der Stelle abmachen. Sie werden dem Herrn Lieutenant damit alle weiteren Unannehmlichkeiten ersparen."

Sprachlos vor Überraschung starrte ich den würdigen Greis an, der sich plötzlich in einen gemeinen Wucherer und Halsabschneider verwandelte, obgleich er noch immer bemüht war, die Maske des Biedermannes vorzuhalten und die ihm zur Natur gewordene Rolle des wohlthätigen Menschenfreundes fortzuspielen.

„Mein Freund," sagte ich, nachdem ich mich wieder gefaßt hatte, „hat mich beauftragt, Ihnen die Hälfte der schuldigen Summe für den Wechsel zu bieten, da er weder

in der Lage, noch verpflichtet ist, für die Schulden seines minorennen Sohnes aufzukommen."

„Das thut mir herzlich leid," entgegnete der Wucherer sanft. „Ich kann unmöglich Ihren Vorschlag annehmen und auch nicht einen Pfennig von der Summe ablassen."

„Sie werden mit sich handeln lassen. Man weiß ja, wie es bei solchen Geschäften zugeht. Nach meiner Überzeugung hat der junge Mann nicht den vierten Teil des Geldes erhalten, und Sie haben noch immer einen schönen Profit, wenn Sie auch nur die Hälfte bekommen."

„Halten Sie mich für einen Wucherer?" fragte der Ehrenmann mit der Miene beleidigter Unschuld. „Gott bewahre! Ich habe den Wechsel von dritter Hand gekauft und begnüge mich nur mit einer kleinen Provision. Sie werden doch nicht von mir verlangen, daß ich mein bares Geld verlieren soll?"

„Trotzdem werden Sie gut thun, die gebotene Hälfte zu nehmen, da die Unterschrift des minderjährigen Ausstellers keine Gültigkeit hat."

„Ich kann es beschwören, daß ich davon nichts gewußt und den Wechsel rechtmäßig erworben habe. Außerdem," fügte er lächelnd hinzu, „bürgt mir der Ehrenschein des Herrn Lieutenant dafür, daß Ihr Freund die ganze Summe zahlen wird, wenn er nicht seinen Sohn unglücklich machen will."

„Sie irren sich," versetzte ich mit geheuchelter Ruhe. „Mein Freund ist entschlossen, es lieber zum Äußersten kommen zu lassen und sich an den Staatsanwalt zu wenden."

„Das mag er thun," erwiderte der Wucherer, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich habe Gottlob ein gutes Gewissen

und fürchte mich nicht. Ich habe den Wechsel gekauft und bar bezahlt."

„Dann ersuche ich Sie, mir den Verkäufer zu nennen, damit ich mich an ihn halten kann."

„Das habe ich nicht nötig. Wenn der Wechsel präsentiert wird, werden Sie den Namen schon erfahren. Jetzt aber müssen Sie mich entschuldigen; ich habe zu thun. Freut mich, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben. Äußerst angenehm!"

Unter diesen Verhältnissen blieb mir nichts übrig, als mich dem würdigen Greise zu empfehlen, der mich höflich bis zur Thür begleitete und sich mit demselben süßen Lächeln, mit welchem er mich empfangen hatte, nun von mir verabschiedete. Ich suchte zunächst den Lieutenant auf, um von ihm den Namen des wahren Gläubigers zu erfahren, auf den er den Wechsel ausgestellt hatte.

Wie ich vermutete, fand ich den jungen Mann in der größten Verzweiflung, fest entschlossen, den Verlust seiner Ehre nicht zu überleben. Mit vieler Mühe gelang es mir, ihn so weit zu beruhigen, daß er mir das feste Versprechen gab, keinen übereilten Schritt zu thun und erst den Erfolg meiner ferneren Verhandlungen abzuwarten. Zugleich erhielt ich von ihm die gewünschte Auskunft und die Adresse seines eigentlichen Gläubigers, zu dem ich mich sofort fahren ließ.

Der Mann hieß Josef Schwalbe und wohnte in einem jener traurigen Hinterhäuser, in denen die Armut und das Verbrechen sich vor den Augen der Welt oder den Nachforschungen der Polizei zu verbergen suchen. Auf mein lautes, wiederholtes Klopfen — eine Klingel war nicht vorhanden — öffnete eine unsichere Hand die verschlossene Thür

und ließ mich in ein niedriges, dunkles Parterrezimmer treten, das, mit wurmstichigem Gerümpel angefüllt, einer elenden Trödelbude glich.

Bei meinem Eintritt erhob sich ein kleiner, schwächlicher Mann, der mich mit ängstlichen, mißtrauischen Blicken anstarrte. Wieder glaubte ich, irre gegangen zu sein, da das jämmerliche Aussehen und die ärmliche Umgebung in diesem elenden Menschen eher einen Bettler als einen Geldverleiher vermuten ließ. Trotzdem machte ich ihn mit der Veranlassung meines Besuches bekannt, nachdem ich mich versichert hatte, daß er der Gesuchte sei.

„Ich bedaure," sagte er, verlegen die Augen niederschlagend, „daß ich Ihnen bei dem besten Willen nicht dienen kann. Der betreffende Herr hat den Wechsel von mir gekauft und ist in seinem Recht."

„Das scheint mir kaum glaublich," versetzte ich, die traurige Einrichtung musternd. „Eine so bedeutende Summe —"

„Ich genieße Kredit," erwiderte er erröthend, „und mache Geschäfte mit den mir anvertrauten Geldern."

„Um so leichter wird es Ihnen fallen, den Inhaber des Wechsels zur Annahme meines Vorschlags zu bewegen."

„Unmöglich! Wo denken Sie hin? Sie kennen nicht den Herrn. Er läßt nicht mit sich scherzen."

„Dann wird uns nichts übrig bleiben, als der Sache ihren Lauf zu lassen, da mein Freund die volle Summe weder zahlen kann noch will."

„Er wird doch nicht seinen Sohn unglücklich machen!"

„Mein Freund hat noch mehr Kinder und darf nicht

einem derselben ein solches Opfer bringen und sich selbst ruinieren."

„Mein Gott!" stöhnte Herr Schwalbe, sichtlich bestürzt. „Haben Sie das dem Herrn gesagt?"

„Allerdings!"

„Und er wollte nicht auf Ihre Propositionen eingehen?"

„Unter keiner Bedingung!"

„Der Schurke! Das sieht ihm ähnlich."

Obgleich mich dieser unwillkürliche Ausruf überraschte, hielt ich doch die moralische Entrüstung des Herrn Schwalbe für nichts weiter als für pure Heuchelei, da ich von dem Einverständnis der beiden Biedermänner überzeugt war. Ich machte Herrn Schwalbe auf die Folgen seiner Weigerung aufmerksam und wies auf die unausbleibliche Einmischung des Staatsanwalts hin, was er jedoch nicht zu hören oder nicht zu beachten schien, so laut und dringlich ich auch in meinem Eifer sprach.

Empört über seine Gleichgültigkeit und Härte, wollte ich mich entfernen, als aus dem anstoßenden Alkoven, der nur durch einen dünnen Vorhang vom Wohnzimmer getrennt war, eine junge Frau stürzte, deren bleiches, bekümmertes Gesicht die Spuren früherer Schönheit verriet. Auf ihrem Arme trug sie ein kleines Kind, das sich an ihre Brust zärtlich anlehnte.

„Josef!" rief sie mit schmerzlich bewegter Stimme.

„Was willst Du?" fragte er verwirrt, ohne sie anzusehen.

„Ich habe Alles mit angehört. Hab' ich Dir nicht immer gesagt, daß es mit Dir ein schlechtes Ende nehmen muß? Sie werden Dich noch ins Zuchthaus schicken. Die

Schande überleb' ich nicht. Lieber spring' ich mit dem Kinde ins Wasser."

„Was fällt Dir ein? Du bist eine Närrin!"

„Nein, nein! Ich weiß, was ich sage. Wenn die Geschichte vor den Staatsanwalt kommt, bist Du verloren. Der scheinheilige Duckmäuser und der feine Herr Doktor mit den schönen Redensarten lachen sich ins Fäustchen, und Du mußt für sie Alle bluten."

„Was soll ich thun?" murmelte er, die Hände ringend.

„Gestehe dem Herrn die Wahrheit und hilf ihm, die Sache in Ordnung zu bringen! Er wird Dir dafür dankbar sein und Dich nicht verraten."

Die von Thränen und Schluchzen begleiteten Worte seiner Frau schienen einen tiefen Eindruck auf den schwachen, keineswegs verhärteten Mann zu machen. Ich benutzte seine Verwirrung, um ihn zu einem offenen Geständnis zu veranlassen, indem ich ihm mein Wort gab, ihn zu schonen, wenn er mir beistehen wollte, die beiden Wucherer zu entlarven und zu einem billigen Vergleich zu bewegen.

Herr Schwalbe selbst war, wie er mir jetzt mitteilte, nur der vorgeschobene Strohmann, hinter dem die beiden Biedermänner ihr gefährliches Treiben verbargen. Gegen einen geringen, kaum nennenswerten Lohn mußte er seinen Namen zu den verächtlichen Geschäften hergeben und im Notfall die Verantwortung übernehmen, während sie den Gewinn miteinander teilten und vor jeder Verfolgung sicher waren.

„Um so weniger," versetzte ich, „kann ich es begreifen, daß Sie sich zu diesem schändlichen Treiben hergeben."

„Ach!" seufzte er, „Sie wissen nicht, wie weh der Hunger thut und wozu das Elend einen Menschen treiben kann,

noch dazu, wenn man Weib und Kinder hat. Meine Frau wird mir bezeugen, daß ich mich als Privatschreiber redlich ernährt habe, bis ich vor einem Jahr am Typhus erkrankte. Länger als drei Monate lag ich fest, ohne einen Groschen zu verdienen. Wir mußten Alles versetzen und verkaufen, was wir noch besaßen. Da kam eines Tages der Ihnen bekannte Doktor zu mir, für den ich früher verschiedene Aktenstücke kopiert hatte. Er benutzte meine verzweifelte Lage für seine Pläne. Hundertmal hab' ich es bereut und die Stunde verwünscht, wo ich mich von ihm überreden ließ, aber die Not war zu groß."

„Das ist wahr," bestätigte die weinende Frau. „Mein Mann ist nicht schlecht, nur schwach gewesen und hat sich lange dagegen gesträubt. Er hätt' es gewiß nicht gethan, wenn er eine andere Aussicht gehabt hätte. Lieber aber will ich mit den Kindern betteln gehen, als die Angst länger ertragen."

Ich beruhigte die armen Leute und versprach ihnen, mich für sie nach Kräften zu verwenden. Nachdem ich noch mit Herrn Schwalbe das Nötige verabredet hatte, begab ich mich nach der mir bezeichneten Villa des Doktors.

Ein galonnierter Bedienter, dem ich meine Karte gab, ersuchte mich, in den eleganten Empfangssalon einzutreten. Da hingen an den stilvoll dekorierten Wänden in breiten Goldrahmen ausgezeichnete Ölgemälde und seltene Kupferstiche von berühmten Meistern. Der parquettierte Fußboden war mit einem echt persischen Teppich belegt. Überall, wohin mein Auge blickte, geschnitzte und ausgelegte Möbel, herrliche Bronzen, Marmorstatuen und Elfenbeinschnitzereien, Mappen mit Photographien und Prachtwerke in kostbaren

Einbänden. In einer Ecke stand ein hoher Bücherschrank mit einer auserlesenen Bibliothek, deren Inhalt für die wissenschaftliche Bildung des Doktors sprach. Ringsum die Zeugnisse, wie der moderne Wucherer eine gefällige Maske trägt und sein schmutziges Treiben unter einer glänzenden Hülle verbirgt. Der alte „Harpagon“ im abgetragenen Rock, mit den stechenden Blicken, den eingefallenen Wangen, der Geiernase, den gekrümmten Händen und langen Nägeln ist dem respektablen Biedermann, dem eleganten Roué in feiner Toilette und mit guten Manieren gewichen. Die Seelenverkäufer und Halsabschneider sind salonfähig geworden und bewegen sich in der besten Gesellschaft, wenn sie nur den äußeren Schein zu wahren und jede unangenehme Kollision mit dem Staatsanwalt zu vermeiden wissen.

Aus diesen nahe liegenden Betrachtungen wurde ich durch den Eintritt des Herrn Doktor geweckt, der mich mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit begrüßte und mich einlud, an seiner Seite auf dem bequemen Divan Platz zu nehmen. Wie er mir jetzt gegenüber saß in dem kurzen Jaquet, unter dem das schneeweiße Oberhemde und die Brillantknöpfe hervorblitzten, mit der behaglichen Wohlbeleibtheit der untersetzten Figur, mit dem runden, glatt rosigen Gesicht, den frischen, kecken Augen, dem verbindlichen Lächeln um den feinen Mund, mußte er jedem oberflächlichen Beobachter als der Typus und das Muster eines liebenswürdigen, gutmütigen und geistvollen Lebemannes erscheinen.

Bevor ich noch zu Worte kommen konnte, überhäufte er mich mit einer Flut von Artigkeiten und Komplimenten über meine bescheidenen schriftstellerischen Leistungen, wobei er sebst eine wirklich bewunderungswürdige Kenntnis der Litte-

ratur und viel Urteil entwickelte. Fast vergaß ich über seiner interessanten Unterhaltung den eigentlichen Zweck meines Besuches, bis eine kleine Pause eintrat, die ich dazu benutzte, um mich meines Auftrags zu entledigen. Ohne aus der Fassung zu geraten, sah er mich verwundert an und sagte dann leichthin: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie sich wegen dieser Lumperei an meinen Rechtsanwalt wenden wollen. Ich bin in Geschäften so unerfahren wie ein neugeborenes Kind.“

„Dann wundere ich mich nur, daß ein gewisser Herr Schwalbe, mit dem Sie in Verbindung stehen, mich an Sie gewiesen hat —“

„Das muß ein Irrtum sein. Ich kenne keinen Herrn Schwalbe. — Wer ist dieser Mensch?“

„Ihr Strohmann!“ versetzte ich, empört über eine solche Unverschämtheit. „Der arme, unglückliche Schwalbe muß für Sie und Ihren würdigen Kompagnon die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen und für einen Sündenlohn Ihnen als Prügeljunge dienen.“

„Ich verstehe nicht —“

„Ersparen Sie sich die unnötige Mühe, mich täuschen zu wollen! Sie sehen, daß ich genau von allem unterrichtet bin und Ihr Treiben hinlänglich kenne.“

„Mein Herr! Ich muß Sie dringend bitten —“

„Danken Sie Gott,“ unterbrach ich ihn heftig, „daß mich die Rücksicht auf meinen Freund und den armen Schwalbe nötigt, Sie zu schonen. Wenn Sie sich aber weigern sollten, meinen Vorschlag anzunehmen, so gebe ich Ihnen mein Wort —“

„Sie brauchen sich nicht wegen einer solchen Bagatelle

so zu ereifern. Geben Sie die Hälfte, und ich bin zufrieden. Sie sehen, daß ich im Grunde eine gute Seele und ein anständiger Kerl bin. Kein vernünftiger Mensch kann es mir verdenken, daß ich mir mein Kapital verzinsen lasse. Das Geld ist eine Ware wie jede andere und richtet sich nach Anfrage und Angebot. Es giebt keinen Wucher, und selbst unsere Gesetzgebung hat mit den alten Traditionen gebrochen. Schon Adam Smith —"

In dieser Weise suchte der Herr Doktor mit einem Schwall von volkswirtschaftlichen Phrasen und geistreichen Paradoxen sein schändliches Treiben zu entschuldigen und sich zu rechtfertigen, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, obgleich ich von neuem seine Beredsamkeit, seine Kenntnisse und vor allem seine Unverschämtheit bewundern mußte.

Voll Ekel entfernte ich mich, nachdem ich von dem Doktor gegen Zahlung der ihm angebotenen Summe die Wechsel und Ehrenscheine erhalten hatte. Beide übergab ich dem glücklichen Lieutenant, der sie in meiner Gegenwart vernichtete und zugleich mir feierlich gelobte, jeder derartigen Versuchung zu widerstehen. Durch meine Verwendung erhielt auch Herr Schwalbe eine einträgliche Beschäftigung bei einem mit mir befreundeten Rechtsanwalt, dessen Bureau er augenblicklich zu voller Zufriedenheit leitet. Von den beiden Biedermännern habe ich nichts mehr gehört, doch zweifle ich nicht daran, daß sie ihre Geschäfte mit Hilfe eines neuen Strohmannes so lange fortsetzen, bis auch sie eines Tages trotz aller ihrer Vorsicht in die Hände des Staatsanwalts fallen werden.

Die Wilden in Berlin.

Mitten in dem civilisierten Berlin begegnet man einer nicht geringen Zahl von Individuen, die gewissermaßen außerhalb der polizeilich und bürgerlich geordneten Gesellschaft in einem anormalen Naturzustande, von der Hand zum Munde leben und die man deshalb die Wilden der Residenz nennen kann. Frei und sorglos wie die Vögel in der Luft schweifen diese Leute in der großen Stadt umher, ohne ein sicheres Obdach, eine dauernde Beschäftigung und ein festes Einkommen zu besitzen. Gleich den Sperlingen suchen und finden sie am Tage ihre Nahrung in den Straßen und bringen die Nächte in den sogenannten „Pennen", den elendsten Schlafstellen, oder bei „Mutter Grün" im Tiergarten unter dem freien Himmel zu, so bald es die milde Witterung erlaubt. Es muß in der Tat ein eigener Reiz in diesem Vagabundentum liegen, da die meisten Wilden ein solches Zigeunerleben trotz den damit verbundenen Unannehmlichkeiten und Entbehrungen einer geordneten und sicheren Existenz vorziehen, auch wenn ihnen dazu die Gelegenheit

geboten wird und sie ohne besondere Mühe und Anstrengung sich eine bessere Lage verschaffen können. Lieber ertragen sie Regen und Kälte, die Verfolgungen der Polizei, lieber dulden sie Hunger und entbehren ein ruhiges Lager, als daß sie auf ihre Freiheit verzichten. Von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, verlassen nicht selten junge Kinder ihre nicht schlecht situirten Eltern, erwachsene Männer und Frauen ihre Familien, selbst angesessene Bürger und Handwerker ihren sicheren Erwerb, um ein derartiges ungebundenes, abenteuerliches Leben zu führen.

Dazu kommen noch die zahlreichen Fremden, die aus denselben Gründen nach der großen Stadt strömen, in der sie unbeachtet, fern von ihren Angehörigen sich ihrem Hange überlassen können oder leichter als in der Heimat ihr Fortkommen zu finden hoffen, wie jene bekannten ungarischen Mausenfallenhändler und Hechelkrämer, die mit kläglicher Stimme ihre Drahtwaaren anbieten und um einen „Kreuzar" betteln, jene italienischen Musikanten, die mit ihren Drehorgeln uns zur Verzweiflung bringen, jene männlichen und weiblichen Straßensänger, die auf den Höfen die neuesten „Mordithaten" mit heiserer Stimme krächzen, jene wahren und falschen Tyroler, die in den Kneipen und Tingel-Tangelkellern ihr Ohren zerreißendes Gejodel erschallen lassen, jene Taschenspieler und Jongleure, die in fleischfarbigen Tricots und schäbigen, mit goldenen Flittern benähten Sammtjacken ihre Kunststücke in öffentlichen Gärten oder in den Dörfern um Berlin vor einem verehrten Publikum produzieren, jene Menageriebesitzer, die in elenden Leinwandzelten oder Bretterbuden einen lebensmüden Wolf, einen invaliden Bären und ein ausgestopftes Krokodill zeigen, jene Lappländer, Busch-

männer und Indianer, die mit entsetzlichem Geheul einen Kriegertanz aufführen, zum Entsetzen des Publikums lebende Hühner zerreißen und verschlingen, aber bei näherer Besichtigung richtige Berliner Kinder und einheimische Wilde aus der Reezengasse oder aus dem Voigtland sind.

Eines Tages, als ich meinen gewohnten Spaziergang vor dem Potsdamerthore machte, erblickte ich in der Nähe des botanischen Gartens auf einer leeren Baustelle ein graues Leinwandzelt, vor dem eine große Tafel mit dem Bilde einer Zulukaffern-Familie hing, welche in der That eher einer Gesellschaft von schwarzen Teufeln als menschlichen Wesen glich und, wie der halb gedruckte, halb geschriebene Zettel besagte, für fünfzig Pfennige ein noch nie dagewesenes Schauspiel von kanibalischer Wildheit und afrikanischer Gefräßigkeit bot, besonders zur Zeit der um zwei Uhr stattfindenden Fütterung, wozu die verehrten Zuschauer mit fetter Schrift noch ausdrücklich eingeladen wurden. Natürlich konnte ich einer solchen Versuchung nicht widerstehen und zahlte an der Kasse, an der eine ältliche, etwas verdächtige Dame mit rothem, spirituösem Gesicht saß, das für die in Aussicht gestellten Genüsse gewiß höchst mäßige Eintrittsgeld.

Da zwischen jeder Vorstellung eine Pause von zwanzig Minuten lag, so benutzte ich die Zeit, um mir meine Umgebung anzusehen, so weit dies die im Innern des Zeltes herrschende Dämmerung gestattete, die mir darauf berechnet schien, einen schaurigen Eindruck zu machen und die ängstliche Spannung auf das zu erwartende „gräßliche Schauspiel“ noch zu erhöhen. Die ganze Einrichtung war von einer primitiven, klassischen Einfachheit, einige rohe Holzbänke, eine kleine Bühne mit einem Vorhang, der täuschend einem

schmutzigen Bettlaken ähnlich sah. Nach und nach stellten sich auch einige Zuschauer ein, vorzugsweise die Schuljugend aus dem benachbarten Dorfe Schöneberg, die mit sichtlicher Spannung den Beginn der interessanten Vorstellung erwartete. Da dieselbe sich über die Gebühr verzögerte, wurde das kleine Publikum ungeduldig und verlangte mit lautem Geschrei die „Musike", worauf eine Ziehharmonika ihre ergreifenden Töne erschallen ließ, die das musikalische Publikum mit lärmendem Fußstampfen und Pfeifen harmonisch begleitete. Endlich wurde der Vorhang von einer schwarzen Hand zurückgeschoben und die so sehnlich erwartete Vorstellung begann. Die Bühne zeigte einen gemalten Urwald mit großen, braunen, gelben und rothen Klecksen, welche man mit Hilfe einer lebhaften Phantasie für Löwen, Tiger und von den Bäumen herabhängende Schlangen halten konnte. Mitten in dieser grauenvollen Wildnis lagen die pechschwarzen Zulukaffern in ihrer landesüblichen Toilette, die Herren mit alten, stark von Motten zerfressenen Tierfellen, die Damen mit einer zierlichen Schürze bekleidet, im übrigen durch keinen überflüssigen Anzug belästigt. Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die liebenswürdige Gesellschaft und führte zu den Klängen der Ziehharmonika den furchtbaren Kriegertanz unter wahrhaft grauenvollem Gesichterschneiden, unglaublichen Gliederverrenkungen und halsbrecherischen Sprüngen aus, während sie dazu ein schreckliches Geheul ausstießen und sich mit ihren Lanzen und anscheinend schweren, in Wirklichkeit leichten, mit Baumwolle gefüllten Keulen bedrohten. Diese außerordentlichen Leistungen hatten in der That einen sensationellen Erfolg. Die Zuschauer applaudierten aus Leibeskräften und verrieten ihre ungewöhnliche Teilnahme durch

laute Zurufe und Bemerkungen: „Na sowat lebt nich! Is't de Möglichkeit! Jroßartig! Det geht über de Hutschnur! Is det 'ne Nation! Danz du un der Deibel! Kriegst du de Motten! Nee, die Schwärze! Die reene Schuhwichse! Kick' mal, wat der Zulu vor 'nen Flunsch zieht, als ob er Eenen verschlingen wollte! Man möchte sich ordentlich jraulen!“

Ganz besonders schien sich meine Nachbarin, eine richtige Berlinerin, die mit ihrem zehnjährigen Sohn in der vordersten Reihe saß, für die schwarze Gesellschaft, vor allen für den sogenannten Häuptling der Bande, einen großen, durch einen Messingreifen um die Stirn ausgezeichneten Zulukaffer zu interessiren, indem sie ihn unablässig mit ihren durchbohrenden Blicken verfolgte, als ob sie plötzlich von einer unnatürlichen Neigung für den schwarzen Adonis erfaßt worden wäre. Dieser jedoch schien, wie ich zu bemerken glaubte, durch diese zärtliche Aufmerksamkeit mehr beunruhigt, als geschmeichelt, indem er sichtlich ihren feurigen Blicken auszuweichen suchte, sich mit einer für einen Wilden wirklich auffallenden Schüchternheit nach beendetem Tanze in den Hintergrund zog und unter seinen schwarzen Brüdern sich bescheiden verbarg.

Während ich mit steigender Teilnahme diesen kleinen, sich anspinnenden Roman beobachtete, erschien der Direktor dieser Menschen-Menagerie auf der Bühne und hielt eine höchst interessante Ansprache an das verehrte Publikum, in der er die merkwürdigsten Aufschlüsse und Schilderungen über die Natur, die Sitten und Gebräuche, die Religion, Sprache und Lebensweise der Zulukaffern gab, und einen wahrhaft bewunderungswürdigen ethnographischen Vortrag hielt.

Nach seinen glaubhaften Versicherungen leben die Zulus

in ihrem Vaterland wegen der vielen wilden Tiere auf hohen Bäumen und führen ein idyllisches Dasein unter der väterlichen Regierung eines gemütlichen Königs, der sich nur zuweilen das Vergnügen bei festlichen Gelegenheiten macht, seinen Unterthanen die Köpfe abzuschneiden. Sämtliche Zulus mit Einbegriff der Frauen sind militärpflichtig und äußerst tapfer. Die Damen bilden ein besonders gefürchtetes Kriegerkorps und werden in ihrer Sprache Amazonen genannt, was im Deutschen „Hausdrache" heißt. Die besiegten und gefangenen Feinde werden, mit Reis gekocht, als eine große Delikatesse verspeist und dazu ein aus Palmen bereiteter, vorzüglicher Rum oder Grog getrunken. In religiöser Beziehung genießen die Zulus eine beneidenswerte Freiheit, indem es jedem gestattet ist, sich nach Belieben einen Gott zu wählen, so daß der eine dies, der andere jenes Tier anbetet, so lange es ihm beliebt und sein Fetisch ihm gefällt. Dagegen genießen die Geistlichen eine große Verehrung und ansehnliche Besoldung, die hauptsächlich in Rum und eingemachten Ratten und Klapperschlangen besteht. Um einen Begriff von den Eigentümlichkeiten der Zulusprache dem Publikum zu geben, redete der gelehrte Herr den großen Häuptling an, indem er zugleich die Uebersetzung der unverständlichen Worte hinzufügte.

„Meri toti mana pum? Mein Freund, hast Du Hunger?"

„Pipi rosa quitsch: Ich spüre einen großen Appetit."

„Kafa pali bis? Was möchtest Du am liebsten essen?"

„Nene toba min sara ita kolle tille fin: am liebsten eine frische Menschenkeule, aber ich nehme auch mit einem Huhn vorlieb."

Bei diesem unnatürlichen Verlangen ging ein sichtlicher Schauder durch die ganze Versammlung und machte sich in

keineswegs schmeichelhaften Aeußerungen Luft. Es gelang jedoch dem Herrn, diese Aufregung zu beschwichtigen, indem er erklärte, daß er unter keiner Bedingung gesonnen wäre, den blutdürstigen Wunsch des Wilden zu erfüllen, und daß sich dieser auch mit einem rohen Huhn begnügen werde. Zu diesem Zweck reichte er auch dem großen Häuptling ein altes Huhn, das dieser vor den Augen des Publikums roh verspeisen sollte. In diesem Moment der sehnlichst erwarteten Fütterung war die Spannung auf das höchste gestiegen und sämtliche Zuschauer starrten mit entsetzten Blicken auf den Zulukaffer, der das unglückliche Opfer mit einem tierischen Geheul aus den Händen des Herrn riß, um es ungebraten zu verzehren.

Schon öffnete der große Häuptling seinen breiten Mund, um das Huhn zu verschlingen, als meine Nachbarin, welche den Wilden nicht aus den Augen ließ, plötzlich aufsprang und einen gellenden Schrei ausstieß. Der erschrockene Zulukaffer ließ das Huhn fallen und ergriff die Flucht so eilig, daß ihm der messingne Kopfschmuck vom Haupte fiel und darunter seine natürlich weiße Stirn zum Vorschein kam. Bevor er jedoch entweichen konnte, stürzte die resolute Dame mit ihrem Knaben zur nicht geringen Ueberraschung des Publikums auf die Bühne und hielt den fliehenden Häuptling mit ihren starken Armen fest.

„Ede!“ rief die tapfere Dame. „Oller Rumdreiber! Hab' ich Dir endlich erwischt.“

„Vater!“ schrie der Knabe, sich an die schwarzen Füße seines bestürzten Erzeugers klammernd,“ wo bist Du denn gewesen?“

„Jetz kommst Du uf der Stelle mit nach Hause!“ zetterte

die Frau, den falschen Zulukaffer an seinem Tierfell fest haltend. „Wenn du Sperrenzen machst, ruf ick die Polizei und laaße dir mit Gewalt fortbringen.“

Natürlich mischte sich auch das Publikum und der Herr der Menagerie in den ehelichen Zwist. Die Zuschauer ergriffen die Partei der von ihrem Mann heimlich verlassenen Frau und verlangten ungestüm ihr Eintrittsgeld zurück. Es folgte eine aller Beschreibung spottende Scene, ein Johlen und Pfeifen, ein Schreien und Lachen, wie ich es ähnlich noch nicht gehört und erlebt hatte. Die aufgebrachte Menge stürmte auf die Bühne, um an dem Direktor und dem ungetreuen Mann einen Akt der Volksjustiz zu verüben. Es regnete ein Hagel von Schimpfwörtern, Püffen und Schlägen auf beide nieder, bis die durch den Lärm herbeigerufene Polizei dem Skandal ein Ende machte. Einige Minuten später sah ich den tapferen Häuptling in Begleitung seiner Gattin und seines Sohnes den Schauplatz mit gebeugtem Haupt verlassen und zu seiner häuslichen Heerde traurig zurückkehren, hoffentlich für immer auf die Laufbahn eines „Berliner Wilden“ verzichtend.

Der Berliner Weißbier-Philister.

Ganze Tiergeschlechter, wie zum Beispiel „Steinbock" und „Auerochse", sind von der Natur auf den Aussterbe-Etat gesetzt worden, andere Arten bereits gänzlich von der Erde geschwunden. Aehnliche Verhältnisse beobachtet man auch unter den Menschen, von denen gewisse Schichten und Kategorien ebenfalls teils erloschen sind, teils nach und nach spurlos zu erlöschen drohen. So sahen wir auch in Berlin das Genus des einst berühmten und berüchtigten „Eckenstehers Nante" untergehen und anderen modernen Erscheinungen weichen. Auch das Geschlecht der von Börne und anderen Schriftstellern gepriesenen „Hofräte" ist im Aussterben begriffen, und bald wird man den letzten „Hofrat" wie den letzten Steinbock oder Auerochsen für Geld sehen lassen.

Ein ähnliches Schicksal scheint auch dem Berliner Weißbier-Philister zu drohen, der von der fortschreitenden Kultur immer mehr verdrängt wird. Noch vor zwanzig Jahren war das Berliner Weißbier das Lieblingsgetränk

der Bewohner und die Zahl der Weißbierstuben überwiegend. Hier versammelten sich die Stammgäste und genossen jenes eigentümliche, Kohlensäure haltende Getränk, das einen entschieden bedeutenden materiellen und geistigen Einfluß auf seine Verehrer ausübte.

Der berühmte Komiker Beckmann definierte das Weißbier folgendermaßen: für einen Sechser „Gischt", für einen Sechser „Nischt" giebt eine „Weiße" für einen Silbergroschen. Bekanntlich besteht der Berliner Nektar zu zwei Dritteln aus bloßem Schaum und zu einem Drittel aus einer lehmartigen Flüssigkeit, die einen besondern prickelnden Geschmack besitzt. Dasselbe wird wegen seiner schäumenden Beschaffenheit aus großen, breiten Gläsern getrunken, die man „Stangen" nennt. Diese werden nur zur Hälfte gefüllt, und da die Mischung hauptsächlich nur Schaum enthält, so ist die Definition Beckmanns für das Weißbier, eine Zusammensetzung von „Nichts" und „Gischt", äußerst zutreffend.

Auch hier bestätigte sich von neuem die Theorie von Moleschott, der bekanntlich das größte Gewicht auf die Speisen und Getränke eines Volkes legt und daraus den Charakter und die Eigenschaften desselben herleitet. Auch der Berliner Weißbier-Philister erscheint gewissermaßen als das Produkt des von ihm vorzugsweise genossenen Getränks, als eine Mischung von „Gischt" und „Nischt", von prickelndem Schaum, von leichtem Gas mit einem trüben, säuerlichen Bodensatz, von Geist, Witz und philisterhafter Beschränktheit.

Aus denselben Elementen war auch zum großen Teil die Gesellschaft zusammengesetzt, welche vorzugsweise die

Weißbierstuben zu besuchen pflegte. Man fand daselbst alle Stände vertreten, jedoch vorwiegend den Bürger, den Kaufmann, den kleinen Beamten, den Hausbesitzer und Rentier, meist nur ältere, gesetzte Herren von soliden Grundsätzen und konservativer Gesinnung.

Der Unterhaltung fehlte es nicht an dem specifischen Berliner Witz, an glücklichen Einfällen und komischen Pointen, obgleich eine gewisse Trivialität vorherrschte. Mitunter aber traf man auch Männer von wirklicher Bildung, besonders von großer Fachkenntniß; man hörte dann wohl auch interessante und belehrende Gespräche, Urteile über das Theater und andere Kunsterscheinungen, die man an einem solchen Orte am wenigsten vermutete. Nicht selten wurde man daher von dem wirklichen Geist überrascht, der neben dem leeren Schaum und der gewöhnlichen schalen Borniertheit zum Vorschein kam.

Das große Wort führte gewöhnlich ein oder der andere Stammgast, dem die übrigen mit Ehrfurcht zuhörten. Er war gleichsam das still gewählte Haupt der Gesellschaft und seine Aussprüche galten für Orakel; gegen seine Entscheidung bei Streitigkeiten wagte keiner so leicht zu widersprechen, da der Berliner und besonders der Weißbier-Philister, trotzdem er ein geborener Raisonneur und Kritiker ist, sich ebenso willig vor jeder anerkannten Autorität beugt.

Neben diesem Präsidenten erblickte man noch einige beisitzende Räthe, die ebenfalls ein gewisses Ansehen behaupteten, während die übrigen die untergeordnete Stelle der Zuhörer einnahmen. Unter den letzteren befand sich gewöhnlich ein oder der andere Teilnehmer, der gewöhnlich durch irgend eine Lächerlichkeit sich bemerkbar machte und zur Ziel-

scheibe eines gutmüthigen, wenn auch mitunter scharfen Spottes diente.

Die Stammgäste bildeten unter sich eine geschlossene Vereinigung und genossen von Seiten des Wirts nicht gewöhnliche Privilegien. Sie hatten ihren eigenen Tisch, an dem sich so leicht kein Fremder niederlassen durfte, ihre besonderen Gläser oder Stangen, ihre aparten langen Pfeifen, da der echte Weißbier-Philister nur ausnahmsweise Cigarren raucht.

So saßen sie da, gleich den olympischen Göttern in eine Wolke von Rauch und Kohlensäure-Gas gehüllt, von dem dicken Wirt und der Wirtin hoch geehrt, von Kellner und Kellnerin, ihrem „Ganymed" und ihrer „Hebe", die sie beim Vornamen riefen, bedient, und schlürften ihren Nektar, aßen das Berliner Ambrosia der sogenannten „Eisbeine" oder „das Weißsauer der Gänse" und freuten sich ihres behaglichen Daseins, bis die Glocke 10 Uhr schlug, wo sie dann aufbrachen und zu „Muttern" nach Hause gingen, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen, nachdem sie noch einen „Gilka-Schnaps" auf ihre „kühle Blonde" gesetzt hatten.

Diese wahrhaft idyllischen Zustände sind mit der Zeit verschwunden, da die gegenwärtige Generation das bairische Bier dem Berliner Weißbier vorzieht, und das Gemüt für die stillen, anspruchslosen Freuden der alten Weißbierstube mit ihrem dicken Wirte, ihrem altmodischen Kellner, ihrer primitiven Einrichtung, ihrer säuerlichen Gasatmosphäre und ihren ehrwürdigen Stammgästen mangelt.

Die Weißbierstube ist der eleganten Restauration, die „kühle Blonde" dem „braunen Bairischen", die stattliche

„Stange“ dem dürftigen „Seidel“ gewichen und der solide, konservative Weißbier-Philister sieht sich durch das neue, liberale, anspruchsvolle, genußsüchtige Geschlecht der modernen Jugend verdrängt.

Nur hier und da findet man noch die alten ehrwürdigen Traditionen erhalten, und in vereinzelten Lokalen behauptet das Weißbier seine frühere Herrschaft, versammeln sich seine Verehrer um den für die Stammgäste reservierten Tisch: die letzten „Weißbier-Mohikaner“. Dort sieht man noch jene, leider immer mehr aussterbenden Originale, die seltsamen Typen einer dem Untergang geweihten Welt; den würdigen „Registrator“, der alle guten und schlechten Eigenschaften der Bureaukratie in sich vereint und sich für eine Hauptstütze des preußischen Staates hält, den trefflichen „Kammermusikus“, der in Kunstsachen ein so gesundes Urteil hat, den Generalbaß gründlich kennt und die Zukunftsmusik noch gründlicher verachtet; den „Hausbesitzer“, der für Bismarck schwärmt, und seinen Gegner, den liberalen „Fabrikanten“, der ein enragierter Fortschrittsmann ist und heftig gegen das Junkertum loszieht, wobei er durch seine witzigen Aus- und Einfälle die Lacher auf seiner Seite hat.

Dort lernte ich auch das Muster eines Berliner Weißbier-Philisters, den Vorkost- und Materialwarenhändler Tübekke kennen, der wegen seiner Figur und seiner komischen Manieren zur allgemeinen Zielscheibe für den Spott der Gesellschaft diente, bis er eines Tages sich mir in seiner wahren Größe und bewunderungswürdigen Herrlichkeit offenbarte.

Meist saß der „dicke“ Tübekke stumm an dem Tisch

der Stammgäste, ohne ein Wort zu sprechen; nur von Zeit zu Zeit pflegte er einen tiefen Seufzer auszustoßen, als ob ein schwerer Kummer auf seiner Seele lastete; was um so auffallender war, da der Vorkosthändler, wie mir bekannt, nicht nur ein wohlhabender, sondern selbst ein reicher Mann war und ein großes, blühendes Geschäft betrieb.

Da ich in derselben Straße wohnte, so kam es, daß ich ihm öfters begegnete; außerdem sah ich ihn in der Weißbierstube, wo ich Gelegenheit hatte, ihn genauer zu beobachten. Er mochte ein angehender Sechziger sein, mit einem gewöhnlichen, fast möchte ich sagen, mit einem „ordinären“ Gesicht, das jedoch durch einen gutmütigen Ausdruck mit seinem Dutzendtypus, der roten, aufgestülpten Nase, den kleinen gleichsam im Fett schwimmenden Wasseraugen und den hängenden Wangen, die unwillkürlich an die Backentaschen des Hamsters erinnerten, mich aussöhnte.

Der gerade nicht schöne, mit kurzgeschnittenen grauen Haaren bedeckte Kopf ruhte auf einem kurzen, speckigen Stirnnacken, der fast ohne Absatz in die breiten Schultern überging. Dazu kam noch ein ansehnlich sich vordrängender Schmerbauch, der von zwei kurzen, dicken Beinen mühsam geschleppt wurde, so daß die ganze Gestalt einer watschelnden Kugel oder einer angeschwollenen Ratte glich. Gewöhnlich trug der dicke Vorkosthändler einen grauen Rock und dergleichen Beinkleider, wodurch eine auffallende Aehnlichkeit mit einer ungeschwänzten Ratte noch erhöht wurde.

Ich weiß in der That nicht, wie es zuging, daß mir der gute Tübekke mit auffallendem Vertrauen entgegenkam und mir seine ganze Liebe schenkte. Gewöhnlich begleitete er mich, wenn ich ihm begegnete, bis zu meiner Thür, wobei

er stillschweigend neben mir herwatschelte und von Zeit zu Zeit nach seiner Gewohnheit einen schweren Seufzer ausstieß. Schon längst hatte ich mir vorgenommen, ihn nach dem Grund seines geheimen Kummers zu fragen, nur die Furcht, indiskret zu scheinen, hatte mich davon zurückgehalten, bis ich eines Tages, als ich mit ihm die Weißbierstube verließ und er an meiner Seite noch stärker als sonst, gleich einem melancholischen Blasebalg stöhnte, meine Scheu überwand, um ihm meine Teilnahme zu beweisen und auch zugleich meine Neugierde zu befriedigen.

„Sie scheinen," sagte ich ihm, „nicht glücklich zu sein, lieber Herr Tübekke! Vielleicht kann ich dazu beitragen, Sie von Ihren Leiden zu befreien."

„Ach, wenn das möglich wäre!" seufzte mein dicker Freund. „Aber mir kann kein Mensch helfen."

„Wer weiß? Sie dürfen darum nicht verzweifeln. Sagen Sie mir, was Sie quält. Vielleicht kann ich Rat schaffen. Nur das lebhafteste Interesse veranlaßt mich, nach dem Grunde Ihres Kummers zu forschen."

„Das weiß ich," erwiderte er gerührt. „Sie sind ein guter Mensch und ich halte Sie für meinen wahren Freund, obgleich wir uns erst kurze Zeit kennen."

„Wenn das der Fall ist, so sagen Sie mir, was Ihnen fehlt. Da Sie, wie ich weiß, mit Glücksgütern reichlich gesegnet sind, so hat Ihr Schmerz gewiß nichts mit Nahrungssorgen zu thun."

„Gottlob nicht! Ich besitze mehr als ich verzehren kann und lebe in den besten Verhältnissen."

„Dann tragen vielleicht die Familienverhältnisse Schuld,

Zerwürfnisse mit Ihren Kindern, Ärger mit Ihren nächsten Verwandten."

„Darüber habe ich mich ebenso wenig zu beklagen. Meine nächsten Angehörigen vergöttern mich und ich lebe mit ihnen und der ganzen Welt im tiefsten Frieden."

„Dann begreife ich in der That nicht, weshalb Sie klagen. Sie scheinen mir in jeder Beziehung glücklich und beneidenswert."

„Das bin ich auch," seufzte mein rätselhafter Begleiter, der mich immer mehr interessierte.

„Sie widersprechen sich selbst," versetzte ich mit steigender Verwunderung, „und ich gestehe Ihnen, daß Sie meine Neugierde auf das höchste spannen. Sollten Sie vielleicht von traurigen Erinnerungen, von Vorwürfen Ihres Gewissens gequält werden?"

„Mein Gewissen," erwiderte er mit einem schwachen Lächeln, „ist so rein, wie das eines neugeborenen Kindes. Sehe ich wie ein Mann aus, der ein Verbrechen begangen hat?"

In der That kam mir mein romantischer Verdacht jetzt selbst lächerlich vor. Mit diesem Gesichte konnte mein dicker Freund jede Anklage widerlegen und sein bloßer Anblick reichte hin, ihn von jeder Schuld freizusprechen. Um so mehr war meine Neugierde angeregt, um so fester war ich entschlossen, nicht abzulassen, bis ich den Grund dieser tiefen, geheimnißvollen Melancholie erfahren.

„Fast möchte ich glauben," sagte ich nach einer Pause, „daß Sie ein ausgemachter Hypochonder sind, da Sie doch sonst keinen vernünftigen Grund zu Ihrer trüben Stimmung haben."

„Da irren Sie sich," entgegnete Freund Tübekke mit einem herzbrechenden Seufzer. „Ich bin keineswegs ein Hypochonder, sondern von Natur der heiterste Mensch von der Welt."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich jetzt wirklich mit meinen Vermutungen zu Ende bin."

„Sie werden es auch nicht erraten, wenn ich es Ihnen nicht sage. Jeder weiß am besten, wo ihn der Schuh drückt. Mein ganzes Unglück ist meine Dicke, daß ich täglich fetter werde. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich noch einmal wie eine Gans in meinem Fett ersticken werde."

„Wenn es weiter nichts ist," lachte ich laut auf, „so hat Ihr Kummer nicht viel zu bedeuten."

„Sagen Sie das nicht," erwiderte der melancholische Vorkosthändler. „Sie wissen nicht, was es heißt, eine solche Centnerlast zu schleppen. Ich würde die Hälfte meines Vermögens darum geben, wenn mich jemand von meinem Fett befreite. Alle Doktoren der Welt habe ich schon befragt, alle möglichen Mittel gebraucht, ohne daß sie mir genutzt haben?"

„Sie sollten einmal einen Versuch mit der neuen englischen Banting-Cur machen. Haben Sie nie davon gehört?"

„Gehört habe ich wohl davon, aber ich habe die ganze Geschichte für einen faulen Schwindel gehalten," meinte der skeptische Weißbier-Philister.

Ich versuchte meinem dicken Freunde sein Vorurteil zu benehmen, indem ich ihm aus vielfacher Erfahrung und durch wissenschaftliche Gründe unterstützt, diese neue Heil-

methode empfahl, welche bekanntlich durch Vermeidung aller Amylum enthaltenden Nahrungsstoffe und durch ausschließlichen Genuß von Fleischspeisen die Fettsucht beseitigt. Auf mein Zureden entschloß sich auch Tübekke, damit einen Versuch anzustellen, der einen so günstigen Erfolg hatte, daß er schon nach einigen Wochen mir mit triumphirender Miene erzählte, daß die Schwere seines Körpers um fünfzehn Pfund Zollgewicht abgenommen habe. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen und er ließ nicht ab, bis ich ihm versprechen mußte, ihn zu besuchen und den nächsten Sonntag bei ihm zu speisen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meinen Freund in seiner komfortablen Häuslichkeit und seinem Familienleben kennen. Er stellte mich seiner Frau und seinen Kindern vor, die einen sehr angenehmen Eindruck machten, besonders sein ältester Sohn, ein Student der Theologie, und seine Tochter, ein junges, recht angenehmes Mädchen von höchstens achtzehn Jahren. Die ganze Einrichtung und Umgebung hatte einen soliden, bürgerlichen Anstrich, das Essen war einfach, aber reichlich und gut zubereitet, noch besser behagte mir der Rheinwein, den wir tranken. Nach Tische zündeten wir uns eine echte „Regalia" an, die Tübekke mit liebenswürdiger Gastfreundschaft zum „Mokka" präsentierte. Ich fühlte mich höchst behaglich, weit gemütlicher, als bei manchem glänzenden Diner, so heimisch, als ob ich schon Jahre lang in dem Hause verkehrt hätte. Bald unterhielten wir uns im vertraulichen Tone, wobei ich ihm meine Bewunderung über die Jugend seiner Kinder, von denen das jüngste höchstens acht Jahre sein möchte, zu erkennen gab.

„Sie haben wohl recht spät sich zum Heiraten ent-

schlossen," fragte ich den würdigen Vorkosthändler, „da Sie noch so kleine Kinder haben?"

„Das hat seine eigene Bewandtnis," lächelte mein Freund. „Ich war dreiundzwanzig Jahre, als ich meine Selige nahm."

„Sie sind also zum zweiten Male verheiratet; das hab' ich nicht gewußt. Dann sind Ihre Kinder aus Ihrer jetzigen Ehe."

„Nein! Ich habe weder mit meiner ersten, noch mit meiner zweiten Frau Kinder gehabt."

„Also ist Ihre Familie Ihnen zugebracht worden?"

„Auch nicht zugebracht. Es ist eine eigene Geschichte. Eher könnte ich sagen, daß mir die Kinder meine jetzige Frau zugebracht haben."

„Ich gestehe Ihnen, daß ich das nicht recht begreife. Sie sprechen in Rätseln. Sind das denn nicht Ihre Kinder?"

„Wie Sie's nehmen wollen. Es sind meine Kinder, und auch wieder nicht. Jedenfalls aber liebe ich sie wie mein eigenes Blut. Ich habe die ganze Familie adoptiert."

„Sechs Kinder adoptiert! Das dürfte in der That nur selten vorkommen, oder vielleicht noch gar nicht dagewesen sein," versetzte ich erstaunt.

„Da ich keine Geheimnisse vor Ihnen habe," erwiderte der brave Vorkosthändler, „so will ich Ihnen sagen, wie das so gekommen ist, obgleich ich nicht gerne vor Fremden darüber rede. Aber Sie sind ja unser Freund, da brauche ich nicht damit hinterm Berg zu halten."

„Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir das Rätsel lösen wollen."

„Das ist ganz einfach," sagte mein dicker Freund. „Meine „Selige" war die beste Frau von der Welt, ein

wahrer Engel, zu gut für diese Welt. Ich habe fünfundzwanzig Jahre mit ihr in der schönsten Eintracht, wie im Himmel gelebt. Ihr einziger Kummer war nur, daß wir keine Kinder hatten. Da erkrankte mir die gute Frau und wurde täglich schwächer und schwächer, obgleich ich alles aufbot, um sie zu erhalten. Ich ging mit ihr in die teuersten Bäder und wäre mit ihr bis an das Ende der Welt gegangen, wenn sie es verlangt hätte. Ach! ich war ihr gar zu gut, ich liebte sie mehr als mich selbst; denn ihr verdankte ich alles, was ich geworden bin."

Unwillkürlich fühlte ich mich von der Rührung meines dicken Freundes ergriffen; er selbst erschien mir durch die Art und Weise, wie er von seiner ersten Frau sprach, gleichsam geadelt und verklärt. Ich bemerkte, daß sich seine kleinen, wasserblauen Augen mit Thränen füllten und daß seine Stimme zitterte.

„Leider ging es mit ihr zu Ende," fuhr Tübekke nach einer Pause fort. „Wie sie so auf dem Sterbebette lag, rief sie mich heran und reichte mir die Hand. „Du thust mir leid, Tübekke!" sagte sie zu mir, „und es schmerzt mich, daß ich Dich verlassen muß. Aber ich halte es nicht für gut, daß Du allein bleibst — —"

„Du willst doch nicht, daß ich eine andere Frau nach Deinem Tode nehme?" fragte ich entsetzt über einen solchen Gedanken. „Das gerade nicht," lächelte sie, wie nur die Engel im Himmel lächeln können; „aber Du mußt eine Menschenseele um Dich haben zu Deinem Trost, wenn ich nicht mehr bin. Wie Du weißt, hab' ich eine Freundin, die in meiner Vaterstadt an einen armen Schullehrer verheiratet ist. Die gute Julie hat mehr Kinder als Brot im Hause.

Sie wird Dir gern das älteste überlassen; damit wird ihr und auch Dir geholfen sein.“ So sprach meine Selige und bald darauf schloß sie für immer ihre treuen Augen.“

„Sie muß eine ausgezeichnete Frau gewesen sein,“ bemerkte ich mit aufrichtiger Teilnahme.

„Das war sie,“ bekräftigte mein dicker Freund. „Ihr letzter Gedanke, ihre letzte Sorge war um mich. Ich folgte ihrem Rath und reiste gleich nach dem Begräbnisse zu ihrer Freundin, die in der größten Not lebte und mir gern den Jungen überließ, den ich wie meinen eigenen Sohn bei mir erzog. Außerdem that ich, was in meinen Kräften stand, um dem armen Lehrer zu helfen. Gottlob, ich hatte es dazu, und das Elend war bei 150 Thalern Einkommen und fünf Kindern, wie Sie sich wohl denken können, über alle Beschreibung groß. Leider hatte der Ärmste die Schwindsucht, mit der er sich noch einige Jahre hinschleppte, bis ihn endlich der Tod von all seiner Not erlöste. Als ich die traurige Nachricht erhielt, that ich meine Christenpflicht. Ich besuchte die Witwe und versprach ihr, nach Kräften für sie zu sorgen. Ich fand sie ganz ratlos, da sie nicht wußte, was sie mit den fünf Kindern bei einer Pension von 50 Thalern anfangen sollte. Da kam mir plötzlich ein Gedanke, den mir ein guter Geist eingab.“

„O! ich errate,“ versetzte ich tief ergriffen.

„Weinen Sie nicht, heulen Sie nicht!“ sagte ich zu der betrübten Frau. „Ich bin ein wohlhabender Mann und der alte Gott lebt auch noch. Wenn Sie wollen, so nehme ich den g a n z e n S c h w a m m, die fünf übrigen Kinder zu dem ältesten noch dazu. Schlagen Sie ein und die Sache ist

abgemacht. Natürlich werde ich dafür sorgen, daß auch Sie keine Not leiden sollen."

Ich hätte dem dicken Vorkosthändler um den Hals fallen mögen, als er das alles so einfach und schlicht mir erzählte, als ob er die gewöhnlichste Geschichte mir berichtete. Ich begnügte mich jedoch, ihm die Hand warm zu drücken.

„Die Witwe nahm natürlich Ihr edles Anerbieten mit großer Freude an?" setzte ich hinzu.

„Das gerade nicht," erwiderte der gute Vorkosthändler. „Dafür war sie Mutter und liebte ihre Kinder. Ich sah, wie sie mit sich kämpfte und wie schwer es ihr fiel, sich von den Ihrigen zu trennen. Sie wollte ihnen die gebotene Versorgung nicht entziehen und doch konnte sie von den Kindern nicht lassen. So schwankte sie hin und her, ohne zu einem festen Entschluß zu kommen, bis ich kurzen Prozeß machte und ihr vorschlug, mich zu heiraten und mit den Kindern in mein Haus zu ziehen. So hatte ich mit einem Mal den ganzen Krempel."

„Sie sind wirklich ein bewunderungswerter Mann.

„Na! Ich habe keinen Grund, die Geschichte zu bedauern. Die Kinder waren ein rechter Trost und Segen für mich; sie sind prächtig gediehen und machen mir viele Freude. Der Älteste soll Geistlicher werden und mir einmal die Leichenrede halten, wenn ich sterbe, und das Mädchen, die Anna, ist ein wahrer Schatz für mich. Sie ist mit meinem Buchhalter versprochen, der schon fünfzehn Jahre in meinen Diensten steht. Nach der Hochzeit übergebe ich ihm mein Geschäft und setze mich zur Ruhe. Auch die übrigen Kinder sind wohlgeraten und ich hoffe, sie noch zu tüchtigen Menschen zu erziehen. Wenn ich dann die Augen einmal

zudrücke, so weiß ich, daß ich nicht umsonst gelebt habe und daß ich dankbare Herzen zurücklasse, die um den alten Tübekke trauern werden."

So sprach und handelte der Berliner Weißbier-Philister, für den ich seitdem die höchste Achtung empfand. Hüllte doch sein dicker Körper die edelste, beste Seele ein, barg sich doch unter der unscheinbaren grauen Hülle ein Herz voll Menschenliebe.

Der wackere Tübekke hatte noch die Freude, die erste Predigt seines Adoptiv-Sohnes zu hören und seine Adoptiv-Tochter zur Trauung mit seinem Buchhalter und Nachfolger zu begleiten. Er zog sich vom Geschäft zurück, aber die ungewohnte Ruhe bekam ihm nicht gut. Trotz Banting und Karlsbad wurde er zu seinem Schmerze wieder immer dicker, bis zuletzt die Fettsucht in Wassersucht ausartete, der er auch nach langen Leiden erlag, tief beweint von seiner Familie. Ich stand an seinem Sarge und hörte die Leichenrede des Sohnes, der oft vor Thränen nicht weiter sprechen konnte. In tiefer Trauer begruben wir den guten Vorkosthändler auf dem Kirchhof, wo er neben seiner ersten Frau nach seinem ausdrücklichen Wunsche ruht.

Seinem Grabe fehlt es nicht an frischen Blumen und an seinem Todestage kommen die Witwe und die sechs Kinder, um das Andenken ihres Vaters und Wohlthäters zu segnen, der im stillen Gutes that, trotzdem er nur ein gewöhnlicher Weißbier-Philister war.

Eine vom Corps de Ballett.

In einem ärmlichen Hause der Landsberger Straße wohnte die Witwe Rösicke mit ihrer buckligen Tochter Emilie, drei Treppen hoch in einer kleinen, niedrigen Dachstube, deren bescheidene Einrichtung, einige Strohsessel, ein alter, wackelnder Tisch, zwei schmale Bettstellen und eine Kommode von braun gestrichenem Fichtenholz, die hier herrschende Dürftigkeit verriet. Mutter und Tochter nährten sich mühsam und redlich von ihrer Händearbeit, indem sie für ein großes Wäschegeschäft in der Friedrichsstraße Hemden nähten und damit bei angestrengtem Fleiß täglich eine Mark und fünfzig Pfennige verdienten.

Beide saßen und arbeiteten eines Abends bei dem matten Schein der sparsamen Petroleumlampe, als das eintönige Klappern der Nähmaschine durch den schrillen Klang der an einem Hasenfuß hängenden Glocke unterbrochen wurde. Bei dem ungewohnten Ton erhob sich die Tochter von ihrem Stuhl, um nachzusehen. In der geöffneten Thür stand ein seltener Besuch, eine junge, schöne Dame, deren Anblick

dem überraschten Mädchen einen leisen Ausruf der Verwunderung entlockte.

In der That war die Fremde in dieser ärmlichen Wohnung eine doppelt auffallende Erscheinung. Beim Anblick der schlanken, hohen, in einen kostbaren Fuchspelz gehüllten Gestalt und des feinen, wunderbar schönen, nur etwas blassen Gesichts glaubte man eine geborene Fürstin oder eine jener holden Feen zu sehen, die in früheren Zeiten die Hütten der Armen aufsuchten, um sie mit ihren Gaben zu beglücken.

Dieser märchenhafte Eindruck wurde noch erhöht, als die junge Dame, ohne erst eine Aufforderung zu erwarten, den Pelz abwarf, ihre Spitzenkapotte zurückschlug und sich in ihrer eleganten, wahrhaft bezaubernden Toilette zeigte. Ein goldenes, mit blitzenden Juwelen besetztes Diadem schmückte die blendend weiße Stirn, um die sich eine Fülle rotblonder Locken schlang. Das knappe, blauseidene Mieder und der kurze, bis zum Knie reichende, mit silbernen Sternen besäte Rock ließen den ätherischen Wuchs, den schimmernden Nacken und die klassische Büste vielleicht nur zu sehr hervortreten.

In der mit funkelnden Ringen bedeckten Hand hielt sie einen duftenden Blumenstrauß von italienischen Rosen und Veilchen, dessen Preis hingereicht hätte, die arme Familie mehrere Wochen zu ernähren. In diesem phantastischen Anzug glich die Fremde einer griechischen Nymphe oder der Liebesgöttin selbst, wenn sie auch in Wirklichkeit nur eine — gewöhnliche Ballettänzerin, die Tochter der armen Witwe und die Schwester der buckligen Emilie war.

Schon als Kind zeigte die junge Dame eine auffallende Schönheit, eine angeborene Grazie und ein natürliches Talent für den Tanz, verbunden mit einer großen Neigung für

Staat und Putz und einer noch größeren Scheu vor jeder anstrengenden Arbeit. Mit ihrem zwölften Jahre meldete sie sich bei dem königlichen Ballet und wurde als Elevin mit Bewilligung ihrer Mutter aufgenommen. In kurzer Zeit machte die Kleine wunderbare Fortschritte in ihrer Kunst und lernte nicht nur schön tanzen, sondern noch viele andere Künste, die minder schön und gut waren.

Bald nach ihrer Einsegnung fand die hoffnungsvolle Elevin einen alten, reichen Beschützer, der mit väterlicher Zärtlichkeit sich ihrer annahm und für ihre Ausbildung und ihren Unterhalt großmütig Sorge trug, indem er ihr die Mittel gewährte, eine eigene, elegante Wohnung zu beziehen und einen standesgemäßen Aufwand, besonders eine elegante Toilette zu machen.

Leider dauerte dieses Glück nur kurze Zeit, da der edle Beschützer schon nach einem Jahre infolge eines unverdauten Diners plötzlich am Schlage ohne Testament starb und seine ihn überlebende Gattin der tiefbetrübten Tänzerin die bisher genossene Pension unbarmherzig entzog. Diese tröstete sich jedoch schnell über ihren schweren Verlust mit Hilfe eines jungen Gardeoffiziers, der ihr einen hinreichenden Ersatz bot, bis der Ungetreue sie eines Tages verließ, um sich mit der einzigen Tochter eines bekannten Millionärs zu verloben. Die verzweifelte Ariadne stürzte sich nicht in die Spree, sondern in die Arme eines liebenswürdigen Gesandtschafts-Attachés, mit dem sie ein himmlisches Leben führte und von einem Vergnügen zum andern flog, während Mutter und Schwester nach wie vor sich mit ihrer Arbeit kümmerlich ernährten und nur selten die eben so leichtsinnige als schöne Tochter sahen, die nur in langen Pausen eine Anwandlung

kindlicher Zärtlichkeit und das Bedürfnis empfand, ihre Angehörigen zu besuchen.

„Alma!“ rief die Witwe, nachdem sie sich von ihrer Überraschung erholt hatte, im vorwurfsvollen Ton. „Läßt Du Dich endlich 'mal wiedersehen. Deinetwegen können wir sterben und verderben.“

„Ich wollte,“ entschuldigte sich die Tänzerin, „schon längst zu Euch kommen, aber ich habe keine Zeit wegen der vielen Proben und Gesellschaften. So toll war es noch niemals, wie in diesem Winter; gestern großes Ballet und heute Maskenball im Central-Hotel, wo ich in der Quadrille tanzen soll. Wenn das so fortgeht, hole ich mir noch die Schwindsucht.“

Wie zur Bestätigung ihrer Worte ließ die junge Dame ein leises verdächtiges Hüsteln vernehmen, wobei sich ihre bleichen Wangen mit einer umschriebenen Röte umzogen.

„Du mußt Dich mehr schonen,“ sagte die besorgte Mutter. „Das ville Danzen und Drinken schadet Dir. Wenn Du Dir nur nich uf dem Ball erkältest.“

„Was soll ich thun?“ versetzte die Tochter mit einem leisen Seufzer. „Der Balletmeister läßt mir keine Ruhe und mein Graf will alles mitmachen. Er hat mir auch den neuen, schönen Anzug zum Maskenball geschenkt. Ich werde gewiß wieder am besten aussehen und das ganze Corps de Ballet ausstechen. Das freut mich —“

„Du denkst nur an Deinen Putz und Staat,“ unterbrach sie die bucklige Schwester mißmutig, „und kümmerst Dich nicht um uns. Was haben wir davon, daß Dein Graf Dir solche Geschenke macht und Du Dir amüsierst? Du solltest Dir wirklich schämen.“

„Wie kannst Du nur so häßlich reden? Hab' ich nicht erst vor vier Wochen Muttern einen fast neuen Mantel und Dir ein warmes wollenes Tuch gegeben?“

„Du weißt am besten, daß wir kaum so viel verdienen, um uns satt zu essen. Wir müssen zufrieden sind, wenn wir n'en Schneiderkarpen (Hering) mit Pellatoffeln haben, und Du jenießt nischt wie Austern und Schlampanjer.“

„Das bringt meine Stellung mit sich. Übrigens hat mir der Graf versprochen, von nächstem Neujahr Muttern monatlich zehn Thaler zu zahlen und heute soll ich Euch zwanzig Mark geben, damit Ihr Euch auch 'mal einen guten Tag macht.“

Bei dem Anblick des glänzenden Goldstücks erhellte sich das finstere Gesicht der Buckligen und die runzligen Lippen der Mutter verzogen sich zu einem freundlichen Lächeln, indem sie ruhig das Geld von ihrer Tochter mit jener stumpfen Duldung nahm, womit gewöhnlich arme Leute derartige Verhältnisse ansehn und selbst gut heißen. Einige Minuten verweilte noch die Tänzerin bei ihren dankbaren Angehörigen, von denen sie sich verabschiedete, um mit dem Grafen, der sie vor der Thür des Hauses in seinem Wagen erwartete, zu dem Maskenball im Central-Hotel zu fahren.

Bald hielt der Wagen vor dem hell erleuchteten Portal; am Arme des Grafen trat Alma in den herrlichen, mit Blumen und exotischen Gewächsen geschmückten Saal, der einem wunderbaren Feenpalaste glich. Die duftenden Blumen, der rauschende Springbrunnen, der eine angenehme Kühle verbreitete, und die verlockenden Töne eines ausgezeichneten Orchesters vereinigten sich zu einem alle Sinne berückenden Zauber. In dem Saal und in den Gängen schwebten wahr-

haft entzückende Frauengestalten in phantastischen Masken, Dominos und Fledermäuse in allen Farben, Gärtnerinnen und Blumenmädchen, Fischerinnen und Debardeure in kleidsamen Anzügen, welche die üppigen Formen mehr verrieten, als verhüllten.

Hier sah man eine stolze Römerin, deren klassische Büste einem Bildhauer zum Modell dienen konnte, an der Seite eines spanischen Granden, dort eine fromme Nonne Hand in Hand mit einem lüsternen Mephisto, dessen dunkle Augen unter der schwarzen Halbmaske dämonisch blitzten, schlanke Nymphen von einer Schar ausgelassener Bachanten verfolgt, eine Zigeunerbande in Gesellschaft wilder Lanzenknechte, ein buntes Gewühl, ein wirres Durcheinander von komischen, grotesken und prachtvollen, schönen Masken.

Das war ein Flüstern und Kosen, ein Kichern und Lachen, ein Necken und Locken, ein Suchen und Finden, ein Fliehen und Verfolgen, ein verführerisches Spiel von herausfordernden Blicken und verstohlenen Winken, geheimen Zeichen und leisen Worten, verständnisvollen Berührungen und zärtlichen Händedrücken. Im Fluge wurden Bekanntschaften angeknüpft, Verabredungen getroffen, Geständnisse gemacht und erwidert, neue Verhältnisse geschlossen und alte aufgelöst, Liebe geschworen und im nächsten Augenblick gebrochen.

Es lag etwas Berauschendes in dieser eigentümlichen, schwülen Atmosphäre, in der alles Genuß und Sinnenlust zu atmen schien. Wie Eintagsfliegen und schimmernde, kurzlebige Libellen schwärmte die leichte Schar, das Glück des Augenblicks in hastigen Zügen genießend, ohne an die Zu-

kunft, an das Alter, die Reue, die Not und an den Tod zu denken.

Von wildem Taumel erfaßt, stürzte sich Alma mit dem Grafen in die Reihe der Tänzer, die Mahnungen der besorgten Mutter vergessend. Immer wilder stürmten beide durch den Saal, ihre Augen loderten, ihre Wangen glühten, ihre Lippen brannten, ihr ganzer Körper schien nur eine züngelnde Flamme zu sein. Wie kleine Schlangen flatterten die wirren, rötlichen Locken um die feuchte Stirn der Tänzerin und unter dem durchsichtigen Seidenflor wogte der bewegte Busen, schlug das aufgeregte Herz so heftig, daß man sein lautes Pochen hören konnte.

Erschöpft und ermüdet von dem anstrengenden Tanze folgte Alma dem Grafen in das anstoßende Kabinet, wo sie ein glänzendes Souper erwartete. Um die elegant servierten Tische saßen oder lagen in malerischen Stellungen die Damen des Ballets in Gesellschaft der Jeunesse dorée, Blondinen und Brunetten, Dominos und Chauvesouries, beleuchtet von den durch weiße Milchglocken gedämpften Gasflammen, die hier eine milde Dämmerung verbreiteten.

Der Champagner schäumte, die Propfen knallten und von den Lippen flogen ausgelassene Scherze und frivole Witze. Schnell stürzte Alma den eiskalten Sekt hinunter, von innerer Glut verzehrt. In der Hand das perlende Glas glich sie einer trunkenen Mänade, entfaltete sie eine sprudelnde Heiterkeit, eine bachantische Fröhlichkeit, berauscht von Wein und wilder Lust.

Mitten in dem hellen Klingen der Gläser und dem tollen Jubel der Gesellschaft fühlte sie sich aber plötzlich

von einem kalten Schauer, von einem unerklärlichen Schwindel erfaßt. Vor ihren Augen wurde es mit einem Mal dunkel; sie schwankte, taumelte und sank auf den weichen Divan ohnmächtig nieder, während ein roter Blutstrahl aus ihrem bleichen Munde schoß.

Entsetzt starrte die Gesellschaft die unglückliche Tänzerin an, rief der erschrockene Graf um Hilfe, nach einem Arzt, der schnell herbeigeholt wurde. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht, zuckte mit den Achseln und ließ die Kranke, die unter Anwendung der verordneten Mittel aus ihrer Ohnmacht erwacht war, sogleich in der Equipage des Grafen nach ihrer Wohnung bringen.

Während die Zurückbleibenden sich bald wieder von ihrem Schreck erholten und der Ball ungestört bis zum Morgen dauerte, lag die arme Tänzerin auf ihrem Schmerzenslager. An ihrem Bett wachte die am nächsten Morgen benachrichtigte Mutter und die bucklige Schwester. Trotz der sorgfältigen Pflege und der ärztlichen Behandlung wiederholte sich der Blutsturz, machte die Krankheit so unaufhaltsame Fortschritte, daß die arme Tänzerin schon nach wenigen Wochen ihrem unheilbaren Lungenleiden erlag.

Der Graf ließ es nicht an dem nötigen Gelde fehlen und sorgte auch für ein anständiges Begräbnis. Das ganze Corps de Ballet folgte der Toten in schwarzen Trauerkleidern und schmückte den Sarg mit frischen Kränzen und Blumen. An dem Grabe hielt der Prediger, der Alma eingesegnet hatte, eine ergreifende Rede und der Theaterchor sang einige Choräle, wobei viele Thränen flossen und einige Damen laut schluchzten. Bald war die schöne Tänzerin

vergessen, der Graf getröstet und die arme Mutter und die bucklige Schwester trauerten um die Verstorbene, wenn sie an ihrer Nähmaschine in der Woche saßen, und wanderten jeden Sonntag nach dem Kirchhof zu dem verlassenen Grab der jungen Tänzerin.

Der Schlafbursche.

1.

Frau Breitbach, eine junge stattliche Witwe von ungefähr achtundzwanzig Jahren und Berliner Hausbesitzerin, saß in ihrer Wohnung am ersten des Quartals, um den heute fälligen Mietzins entgegen zu nehmen; was bekanntlich keine unangenehme Beschäftigung ist. Da aber ihr Haus in der nicht allzu eleganten Ackerstraße stand, wo vorzugsweise nur sogenannte „kleine Leute“, arme Handwerker, Fabrikarbeiter und dergleichen zu wohnen pflegen, so fehlte es an solchen Tagen nicht an Aerger und Verdruß, obgleich sie selbst ein weißer Rabe unter den berüchtigten Berliner Wirten und eine gute, liebevolle und nachsichtige Seele war.

Das wußten auch ihre Mieter und mißbrauchten ihre Güte, indem mancher den Zins entweder gar nicht oder unpünktlich zahlte, wie der verkommene Stuben- und Schildermaler Wipprecht, der Biergläser und Branntweinflaschen nach der Natur malte, wobei er sich nur zu oft so sehr in seine Studien vertiefte, daß er selten nüchtern war und mit seiner Familie immer mehr verlumpte.

Da der Kneipen-Raphael, ein hochaufgeschossener Mann im schmutzigen Leinwandrock, mit gedunsenem Gesicht und langen, wirren Haaren, wieder einmal im Rückstand blieb und seine gewöhnlichen Entschuldigungen vorbrachte, riß der guten Wirtin endlich die Geduld.

„Sie sollten sich was schämen!" sagte sie unwillig. „Statt Ihren Verpflichtungen nachzukommen, verjubeln Sie Ihr Geld und lassen Ihre arme Frau und die Kinder hungern. Wenn ich nicht noch Mitleid mit den unschuldigen Würmern hätte, die ich nicht auf die Straße jagen will, so müßten Sie noch heute ausziehen. Aber das sage ich Ihnen, daß ich zum letzten Male so nachsichtig bin. Wenn Sie sich nicht ändern und solide werden, so sind wir geschiedene Leute."

Der Maler machte ein zerknirschtes Gesicht und gelobte zum zehnten Male feierlich Besserung. Als er aber die Thüre hinter sich zugemacht hatte, da erwachte sein ganzer Künstlerstolz und er schimpfte tüchtig auf das geldgierige Bürgerpack und die herzlosen Hauswirte, welche die armen Leute schinden. Dann ging er in die nächste Kneipe, wo er seinen Zorn in einem Glase Nordhäuser ersäufte und mit einigen gleichgesinnten Freunden über die sociale Frage brütete, allen Besitzenden furchtbare Rache schwörend.

Unterdes war bei Frau Breitbach ein zweiter Mieter erschienen, der jedoch ohne Zögern, mit einem gewissen Aplomb, der Wirtin eine nicht unbedeutende Summe auf den Tisch hinzählte und sich barsch die übliche Quittung ausbat. Man sah es dem dicken, wohlgenährten Mann mit dem vollen, roten Gesicht an, daß es ihm gut ging und daß er sich in seiner Haut ganz behaglich fühlte. Jeder Zoll verriet den gut situierten Bürger, der noch nie mit seinem

Zins im Rückstand geblieben war und sein Schäfchen im Trocknen hat.

Um so mehr mußte es den wohlhabenden Mieter, der im Keller eine sogenannte Kaffeeklappe hielt, überraschen und kränken, als Frau Breitbach ihm erklärte, daß er sich um eine andere Wohnung umsehen müsse.

„Spaß!“ sagte er mit ungläubigen Mienen. „Sie werden mir doch nicht kündigen, Madamken! So 'nen Mieter, der Ihnen für die Spelunke das schwere Geld „bei die teure Zeiten“ zahlt, bekommen Sie so leicht nicht wieder.“

„Das weiß ich, Herr Kilian!“ versetzte ruhig die Wirtin. „Aber trotzdem seh' ich mich genötigt, Ihnen zu kündigen.“

„Da brat' mir mal Einer einen Storch!“ rief der verwunderte Mieter. „Möchte doch gerne wissen, was Sie gegen mich haben können, Frau Breitbach!“

„Das will ich Ihnen offen sagen,“ erwiderte sie ernst. „Die Wirtschaft im Keller gefällt mir nicht und verschimpfiert mir mein Haus. Ich bin eine anständige Frau und darum kann ich es nicht zugeben, daß Sie hier unter meinen Augen eine solche Kaffeeklappe halten, wo das liederliche Gesindel, Herumtreiber, Bauernfänger verkehren. Die ganze Nacht durch wird gejubelt, getrunken, gespielt und gottloses Zeug getrieben. Das will ich nicht länger dulden.“

„Was geht das Sie an, Madamken, wenn ich nur meine Miete pünktlich bezahle? Ich bin Ihnen noch nie einen Heller schuldig geblieben.“

„Darum klage ich auch nicht. Aber meine Ehre und mein Gewissen geben es nicht länger zu.“

„Reden Sie doch kein Blech!“ entgegnete Herr Kilian laut lachend, „Ehre und Gewissen ist ganz gut, aber bares

Geld noch besser. Ich weiß ja, daß Sie mir nur steigern wollen, und kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie auch von der Wohnungsnot profitieren wollen. Auf fünfzig und auch sechzig Thälerchen soll es mir nicht ankommen. Ich habe meine Nahrung in dem Keller und eine Hand wäscht die andere ... Na, was meinen Sie, Frau Breitbach, wenn ich Ihnen für das Loch statt hundert, hundertsechzig Harte gebe? Das ist doch ein Wort, das sich hören läßt?"

„Auch nicht, wenn Sie mir dreihundert bieten," sagte sie, den Kopf schüttelnd.

„Spaß! Ich mache die Zweihundert voll und einen fünfjährigen Kontrakt. Schlagen Sie ein, Madamken! So was ist gewiß noch nicht dagewesen." — Als aber die Wirtin selbst durch dieses glänzende Gebot sich nicht verführen ließ und fest blieb, da übermannte den dicken Mieter die Wut über die vermeintliche Prellerei.

„Gut!" rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Ich nehme die Kündigung an, aber Sie sollen an mich denken und es noch bereuen, daß Sie mir an die Luft setzen wollen."

Nachdenklich blieb Frau Breitbach zurück und unwillkürlich entrang sich ein leiser Seufzer ihrer Brust. Mehr als je empfand sie in diesem Augenblick ihre Vereinsamung und Schutzlosigkeit, wenn sie auch gerade keine allzu große Angst vor den Drohungen des rachsüchtigen Budikers hatte. Aufrichtig trauerte sie um den verstorbenen Mann, der sie zwar in guten Verhältnissen, aber ohne Beistand allein mit ihren beiden Kindern zurückgelassen hatte. Jetzt ruhte die ganze schwere Last und Sorge auf ihren Schultern, da sich die Vormünder nicht um sie kümmerten und ihren eigenen Geschäften nachgingen.

Allerdings hätte die junge, vermögende und ganz nette Witwe sich schon längst wieder verheiraten können, aber das wollte sie nicht. Auch gefiel ihr unter den zahlreichen Freiern, von denen sie umschwärmt wurde, kein einziger, obgleich es darunter recht ansehnliche Leute gab, wie der Materialwarenhändler an der Ecke, dem sowohl die Frau, wie ihr Geld behagte.

Schon wieder klopfte es an die Tür, so daß Frau Breitbach keine Zeit hatte, ihrem dann und wann aufsteigenden Kummer nachzuhängen. Diesmal war es die Wäscherin aus dem Hinterhause, eine fleißige, achtbare Frau, welche sie artig grüßte und in lauter Zwei- und Viergroschenstücken den Mietzins langsam auf den Tisch zählte, so daß man ihr ansah, wie schwer sie dafür gearbeitet hatte.

„Macht gerade vier Daler fünfzehn Silberjroschen," sagte sie, die lange Reihe noch einmal überblickend.

„Es ist Ihnen doch nicht zu viel?" fragte die Wirtin mit freundlichem Gesicht.

„Das gerade nich, und wenn Sie mir nich steigern wollen, kann ich's schon aushalten. Mein Verdienst im letzten Monat war nich schlecht und nun hab' ich auch noch einen Schlafburschen, der mir monatlich zwei Daler zahlt."

„Es ist doch hoffentlich ein ordentlicher Mensch, Frau Weber? — Sie wissen, daß ich darauf halte, daß mein Haus rein von allem Gesindel bleibt."

„Deshalb können Sie ganz unbesorgt sein, Frau Breitbach! Solch einen sauberen Schlafburschen hab' ich noch nich gehabt, der ist so solide, daß er sich kaum ein Glas Bier gönnt. Jeden Abend kommt er schon vor neun Uhr nach

Hause und außer am Sonntag, wo er den großen Handwerkerverein besucht, geht er gar nicht aus."

„Stille Wasser sind tief. Wenn er nicht trinkt, dann wird er wohl eine Liebschaft haben und den Weibsleuten nachlaufen," sagte die praktische Wirtin.

„I! da sind Sie schief gewickelt. Der denkt nicht an die Mächens, wenn sie ihm auch noch so schön thun und verliebte Augen machen," erwiderte die redliche Waschfrau.

„Dann wird er wohl auch nicht der Schönste sein; denn sonst hätt' er gewiß schon einen Schatz."

„Du lieber Himmel! Zehn vor Eine könnt' der Konrad haben, wenn er nur wollte; denn er ist wie eine Tanne gewachsen und hat ein Gesicht wie Milch und Blut und dazu so feine Manieren wie ein Prinz. Wenn er sich gewaschen und rein angezogen hat, könnte man ihn gleich für einen Grafen halten."

„Warum nicht gar für einen verwunschenen Prinzen," scherzte Frau Breitbach gut gelaunt. „Ich glaube gar, daß Sie sich selbst in Ihren Schlafburschen verliebt haben."

„Das sollte mir fehlen!" rief die brave Wäscherin. „Ich könnte ja zweimal seine Mutter sein. Aber das gesteh' ich offen, daß ich mir einen solchen Sohn wünsche. Wenn man so allein wie ich auf der Welt steht, da weiß man erst, was ein Mannsbild wert ist."

„Da haben Sie recht," versetzte Frau Breitbach aus tiefster Überzeugung.

Es folgte eine Pause, welche die Wäscherin dazu benutzte, um sich zu empfehlen, ganz glücklich darüber, daß sie nicht gesteigert worden war, wie sie ganz bestimmt erwartet hatte. An der Thüre aber blieb sie wieder stehen und

wandte sich noch einmal um, als ob sie etwas vergessen hätte.

„Ich wollte Ihnen nur noch sagen, daß der alte Brunnen wieder einmal verdorben ist und keen Wasser nich giebt."

„Das ist wirklich nicht zum Aushalten!" rief die Wirtin ärgerlich. „Ich hab' ihn erst neulich reparieren lassen und fünf Thaler dafür bezahlt. Ich werde sogleich zum Brunnenmacher schicken und ihm den Standpunkt klar machen."

„Wird nicht viel nützen," entgegnete die Wäscherin. „Der Pfuscher weiß nicht, wo der Fehler steckt. Das Saugerohr ist verdorben und die Klappe taugt nichts... hat der Konrad mir gesagt."

„Ei! was versteht so ein Schlafbursch vom Brunnen!" erwiderte Frau Breitbach verächtlich. „Er soll sich um seine Angelegenheiten kümmern und sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angehen."

„Wie Sie wollen," sagte die Waschfrau empfindlich; „mir thut es nur leid um das unnütz fortgeworfene Geld. Der Konrad ist Maschinenbauer und hat mehr gelernt, wie mancher Meister. Neulich, als der Ofen rauchte, und der Töpper keenen Rat wußte, fand er gleich den Schaden raus und hast du nich gesehen, war der Zug wieder hergestellt und das Feuer brannte, daß es eine Freude war."

„Das muß ja ein wahrer Hexenmeister sein," spottete die Wirtin.

„Gewiß! Der kann mehr als Brot essen. Ich denke, wenn einer mit einer solch' großen und schweren Lokomotive zustande kommt, dann wird er auch wohl mit so' nen Brunnen fertig werden. An Ihrer Stelle würd' ich es mit ihm probieren. Sie sollen sehen, daß er es besser macht,

wie der Pfuscher, dem Sie so viel dafür bezahlen müssen, ohne daß er hilft.“

„Nun, einen Versuch kann man ja machen. Es wird wohl den Hals nicht kosten und die Rechnung nicht zu groß ausfallen.“

„Der nimmt keinen Groschen von Ihnen, außer seinen baren Auslagen; dazu ist er viel zu stolz.“

„Und ich lasse mir nichts schenken. Wir werden wohl darüber einig werden und uns nicht zanken, nur soll er seine Sache gut und schnell machen.“

„Darauf können Sie sich verlassen. Der Konrad ist ein fleißiger und ordentlicher Arbeiter, dem es nur so von der Hand fliegt.“

Frau Breitbach lachte noch, nachdem die Wäscherin gegangen war, über die gute, geschwätzige Frau und ihren Schlafburschen, an den sie schon im nächsten Augenblick nicht mehr dachte, da sie heute wichtigeres zu thun hatte. Die Thüre ruhte nicht bis zum Abend und noch in der Dunkelstunde kamen die letzten kleinen Leute, um ihren Zins abzuliefern, oder mit allerlei Ausflüchten, Entschuldigungen und Klagen, so daß ihr der Kopf schwirrte.

Auch nachher gab es noch Arbeit über Arbeit; sie mußte das Geld zählen und in ihr Buch jeden Posten eintragen, was sie bis zum Abendbrot aufhielt. Endlich war alles in Ordnung und sie konnte zu den Kindern gehen, die sie bereits mit Ungeduld erwarteten.

Als ihr aber der sechsjährige Fritz jubelnd entgegensprang und das kleine um zwei Jahre jüngere Mariechen den goldenen Lockenkopf an die Brust der Mutter schmiegte,

da war aller Kummer und all die Sorge des heutigen Tages vergessen und ihre Augen glänzten voll Seligkeit.

2.

Der nächste Tag war ein Sonntag, wo Frau Breitbach gewöhnlich etwas länger als sonst zu schlafen pflegte, noch dazu, da sie von der gestrigen Last und Mühe ermüdet war. Ihr süßer Morgenschlummer wurde jedoch durch ein lautes Pochen und Hämmern auf dem Hofe gestört, so daß sie früher als sie wünschte und dachte sich geweckt sah. Schnell warf sie um die vollen weißen Schultern ein rotes Tuch und steckte das widerstrebende blonde Haar unter die frisch gewaschene Morgenhaube, um zu sehen, was der Lärm zu bedeuten habe.

Aus Vorsicht, weil sie sich in ihrem Negligé nicht zeigen wollte, zog sie den Fenstervorhang nur ein wenig in die Höhe und schaute durch die unterste Scheibe auf den Hof, nach dem hinaus das Schlafzimmer lag. Es war noch früh und die Sonne kaum aufgegangen; kein Mensch, nicht einmal die Dienstmädchen ließen sich blicken. Nur dort am Brunnen, unter der alten Linde, stand ein großer, schlanker Mann in blauem Kittel und schwang mit den kräftigen Armen den wuchtigen Hammer, daß die Funken nur so herum stoben.

„Es wird wohl der Schlafbursche sein,“ dachte die Wirtin. „Bin doch neugierig, ob er mit dem Brunnen zustande kommt und so geschickt ist, wie Frau Weber sagt.“

Aus bloßer Neugierde und weil sie doch nichts Besseres jetzt zu thun hatte, blieb sie auf ihrem Posten am Fenster, wo sie selbst unbemerkt alles beobachten konnte. Der Bursche

hatte ihr den Rücken zugekehrt und arbeitete unverdrossen, ohne sich auch nur einmal umzusehen. Jeder Schlag seiner starken Faust dröhnte so laut, daß das ganze Haus erzitterte.

„Fleißig ist der Mensch, ein tüchtiger Arbeiter,“ meinte Frau Breitbach im stillen. „Wo der hinschlägt, da wächst kein Gras.“

Nach und nach wurde es auf dem Hof lebendig, die Dienstmädchen und Frauen aus dem Hinterhause kamen und gingen mit ihren Milchtöpfen und Kannen an dem fleißigen Arbeiter vorüber, ohne daß er sich von ihnen stören ließ, obgleich die Dirnen ihn ansprachen und mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchten, ihn kokett anlachten und sich in seiner Nähe zu schaffen machten.

„Ordentlich ist er auch,“ bemerkte Frau Breitbach am Fenster, „und kümmert sich nicht um das zudringliche und unverschämte Weibsvolk.“

Die Sonne meinte es gut und schien ihn bei der Arbeit warm zu machen, so daß er mit der breiten Hand sich über die gewölbte, von braunen Locken umgebene Stirn und die geröteten Wangen fuhr, welche ein dichter, dunkler Bart einrahmte. Einen Augenblick ließ er jetzt den Hammer ruhen, um sich ein wenig von der Anstrengung zu erholen und frische Kräfte zu sammeln. Er setzte sich unter die schattige Linde, wobei er sein Gesicht dem Fenster zukehrte. Wenn auch die Lauscherin hinter dem Vorhang keine Ähnlichkeit zwischen ihm und einem Grafen fand, so mußte sie doch zugestehen, daß er für einen bloßen Maschinenbauer und Schlafburschen fast zu vornehm und stolz dreinschaute; was ihr jedoch nicht mißfiel.

Plötzlich aber fuhr sie zusammen, als ob sie ein heller Blitz geblendet hätte. Eine flammende Röte färbte ihre Wangen und den weißen Hals, als er, die Augen zum Fenster gerichtet, sie mit einer höflichen Neigung des Kopfes bescheiden und ehrfurchtsvoll grüßte. Das fehlte ihr, daß der Schlafbursche sich einbildete, daß sie seinetwegen am Fenster stände und auf ihn achtete. Wie kam er dazu, sie zu grüßen, und was ging sie überhaupt der Mensch an? — Am meisten ärgerte sie sich darüber, daß er sie in ihrem Negligé gesehen, obgleich sie sich deshalb nicht zu schämen brauchte, da sie mit und ohne Negligé eine ebenso reizende als anständige Frau war. Aber was sollte der junge Mann von ihr denken?

Natürlich verließ sie sogleich ihren Posten am Fenster, um sich anzukleiden, aber die unangenehme Geschichte ging ihr bei der Toilette doch nicht aus dem Kopfe und beschäftigte sie fortwährend, bis das Erwachen der Kinder und ihr anmutiges Geplauder sie auf andere Gedanken brachte und das kleine Abenteuer ihr fast aus dem Gedächtnisse schwand. Erst beim Frühstück wurde sie, wenn auch nicht in unangenehmer Weise, daran erinnert, als die gute Wäscherin mit triumphierender Miene vor ihr erschien, um ihr die wichtige Neuigkeit mitzuteilen, daß der schadhafte Brunnen wieder vollkommen im Stande sei.

„Na, hab' ich's Ihnen nicht gesagt!" rief Frau Weber entzückt. „Der Konrad versteht's und weiß mehr als der Pfuscher von einem Brunnenmacher. Sie können sich selbst überzeugen, wenn Sie auf den Hof sehen."

Frau Breitbach errötete und war förmlich empört über eine solche Zumutung. Um keinen Preis hätte sie sich an dem verwünschten Fenster gezeigt. Das war auch nicht

nötig, da sie von ihrem Platz das laute Rauschen und Sprudeln des Wassers hören konnte, um das sich die Hausbewohner mit ihren Eimern drängten, voll Bewunderung für den geschickten Schlafburschen.

„Sie bringen mir wohl die Rechnung," sagte sie, das gefüllte Portemonnaie aus der Tasche ziehend. „Der junge Mann wird gewiß zum Sonntag die paar Groschen brauchen."

„I! was denken Sie, Frau Breitbach! Der hat es nicht so eilig. Ein guter Wirt ist er, der das Geld zusammenhält und niemals in Verlegenheit kommt, sondern noch so viel übrig hat, um seiner alten Mutter in Schlesien oder sonst wo jeden Monat einige Thaler zu schicken."

„Möchte aber doch wissen, was ich ihm schuldig bin," sagte die Wirtin kurz angebunden, wie es sonst nicht ihre Gewohnheit war. „Lasse nicht gerne bei solchen kleinen Leuten eine Rechnung anstehen. Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie ihm das sagen."

„Er kann ja selbst zu Ihnen kommen und fordern, was er für gut hält."

„Wüßte nicht, was der Schlafbursche bei mir zu suchen hat. Er soll sich nicht erst meinetwegen inkommodieren."

Kaum ausgesprochen thaten ihr die harten, hochmütigen Worte leid, die sie gerne zurückgenommen hätte, wenn dies noch möglich gewesen wäre. Aber die gute Wäscherin, welche heute kein Glück mit ihrem Günstling hatte, entfernte sich so eilig, daß Frau Breitbach ihr Unrecht nicht augenblicklich wieder gut machen konnte. Nun ärgerte sie sich von neuem über den Schlafburschen, über die Waschfrau, über die ganze Welt und am meisten über sich selbst und ihre Ungeschicklichkeit.

Was konnte der Konrad dafür, daß sie am Fenster im Negligé gestanden. Sieht doch die Katze den Kaiser an und warum sollte ein junger Mann, wenn er auch nur ein Schlafbursche war, eine Hauswirtin nicht zufällig anschauen dürfen? Das war doch kein Verbrechen, weshalb sie ihm zürnen durfte. Auch ihr war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einmal eine wohlhabende Frau sein würde. Als der vermögende Handelsgärtner, der weit älter als sie war, um ihre Hand anhielt, da mußte sie sich glücklich schätzen, da ihre Eltern ihr nicht einmal eine Aussteuer mitgeben konnten. Reichtum macht nicht glücklich und Armut schändet nicht; das wußte sie aus eigener Erfahrung.

Voll von solchen guten Gedanken und mit dem festen Vorsatz, bei Gelegenheit dem jungen Menschen für seine Mühe freundlich zu danken, beeilte sich Frau Breitbach, um noch rechtzeitig nach der Kirche zu kommen, wo sie an keinem Sonntag bei der Predigt zu fehlen pflegte. Nachdem sie die Kinder geküßt, setzte sie den seidenen Hut auf, nahm den schwarzen Sammetmantel um und das Gebetbuch in die Hand.

Als sie so mit andächtigen Mienen aus dem Hause trat, sah sie den Schlafburschen, der sie nicht zu bemerken schien, vor der Thüre. Er hatte statt des blauen Arbeitskittels seinen Sonntagsrock jetzt angezogen, so daß man ihn in der That für einen feinen Herrn halten konnte. Bei seinem Anblick fielen ihr alle Sünden und besonders ihr Hochmut ein, dessen sie sich unwillkürlich schämte. Nur um ihr Unrecht wieder gut zu machen, blieb sie stehen und grüßte ihn zuerst mit freundlichem Ernst, was ihn einigermaßen überraschte.

„Irre ich nicht," sagte sie etwas verlegen, „so bin ich in Ihrer Schuld."

„Ich wüßte nicht, wofür?"

„Für den Brunnen, den Sie repariert haben. Ich bin die Wirtin."

Konrad wußte, was sich schickte, und machte ihr eine Verneigung, ohne sich jedoch besonders tief vor ihr zu bücken. In seinem Gesicht lag ein gewisser männlicher Stolz, der jedoch durch ein gutmütiges Lächeln gemildert wurde.

„Die Kleinigkeit ist nicht der Rede wert. Ich habe es gern für Frau Weber gethan, die das Wasser zu ihrer Wäsche sehr nötig hat. Wir beide werden schon einig werden."

„Der Brunnen ist meine Sache," erwiderte sie etwas gereizt, „und Frau Weber hat damit nichts zu thun. Wer für mich arbeitet, den bezahle ich. Wie viel kostet die ganze Geschichte?"

Zugleich zog sie heimlich ihr Portemonnaie, aber ein halb bittender, halb finsterer Blick aus seinen ehrlichen Augen schreckte sie zurück, daß sie ihm das Geld auf offener Straße nicht anzubieten wagte.

„Vorläufig danke ich Ihnen," sagte sie befangen. „Wir werden uns wohl noch sprechen."

„Das hoffe ich auch," erwiderte er kurz, indem er grüßend seines Weges ging, ohne sich weiter nach ihr umzuschauen.

„Seh' mir einmal einer den Menschen an!" dachte Frau Breitbach. „Will kein Geld von mir nehmen, thut als ob er wirklich ein Prinz wäre. So ein Schlafbursche ist mir noch nicht vorgekommen."

Selbst in der Kirche konnte sie sich noch immer nicht

beruhigen und in der Predigt, die sie sonst mit der größten Andacht hörte, war sie heute zerstreut, weil ihr immer wieder der stolze Mensch mit dem trotzigen Blick vorschwebte. Morgen wollte sie ihm sein Geld schicken und nichts weiter mit ihm zu thun haben, um den Gedanken an ihn los zu werden. Je mehr sie ihn zu vergessen suchte, desto lebhafter stand sein Bild vor ihren Augen, wie das gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten vorzukommen pflegt.

Sie war wirklich froh, als sie nach beendigtem Gottesdienst das verschrumpfte Gesicht des Materialwarenhändlers Krausnickel sah, der mit seiner verheirateten Schwester, der Frau Bäckermeister Schnuppe, am Ausgang sie erwartete und mit einem wahren Katzenbuckel begrüßte. Obgleich sie sonst den süßlichen, kleinen Mann, der förmlich nach Syrup roch, nicht besonders leiden mochte, so war ihr heute seine Gesellschaft nicht unangenehm, da er sie auf andere Gedanken brachte. Er tänzelte um die stattliche Witwe wie ein possierliches Schoßhündchen her, sie mit Artigkeiten überschüttend; wobei ihm die Schwester, eine lange, dürre Dame in grünem Atlaskleide, mit wahrer Katzenfreundlichkeit beistand. Nebenher keuchte der dicke Bäckermeister, der kein Freund von vielem Sprechen war und nur den Mund aufthat, wenn die strenge Frau Gemahlin es ihm erlaubte oder ihm einen Wink gab.

Das war ein Grüßen und Nicken, ein Lächeln und Flüstern, ein Händedrücken und Küssen, als ob man sich vor lauter Liebe und Freundschaft, vor Wonne und Seligkeit gar nicht zu lassen und zu fassen wüßte. Herr Krausnickel bewunderte das gute Aussehen der Frau Nachbarin und zog aus seiner Tasche eine Tüte mit Rosinen und Mandeln hervor, die er sich erlaubte, den lieben Kindern zu

offerieren, und Frau Schnuppe lud sie mit der ganzen Familie zu einer gemeinschaftlichen Landpartie nach dem Grunewald ein; was jedoch Frau Breitbach unter keiner Bedingung annehmen wollte.

„Mir steht wirklich nicht der Sinn auf Landpartieen,“ sagte sie mit einem leisen Seufzer, „wenn man wie ich den Kopf voll Sorgen hat.“

„Eben deshalb müssen Sie sich zerstreuen. Es ist wirklich Zeit, daß Sie mit der Trauer aufhören und an sich denken,“ tröstete Frau Schnuppe. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre —“

„Nu!“ brummte der Bäckermeister. „Das würd' ich mir verbitten.“

„Wer redet denn von Dir. Ich meine nur, daß eine so schöne, so liebe und gute Frau, wie Madame Breitbach, Unrecht thut, ihre jungen Jahre so allein zu vertrauern. Das dürfen Ihre Freunde nicht zugeben und ich kenne einen, der mit tausend Freuden Ihnen die ganze Last und die Sorge um das Haus abnehmen möchte.“

Dazu machte Herr Krausnickel ein Gesicht wie ein Pudel oder Affenpinscher, wenn er einen fetten Bissen wittert.

„Ach!“ seufzte Frau Breitbach melancholisch. „Reden Sie mir nicht vom Heiraten; daran will ich gar nicht denken.“

„Sie werden schon daran denken, wenn nur erst der rechte kommt, so ein ansehnlicher und und repetierlicher Mann, der seine gute Nahrung hat —“

Der kleine Materialwarenhändler hob sich auf seinen Hacken, um sich einen Zoll größer zu machen, und blinzelte die schöne Witwe mit verliebten Augen an.

„Nein, nein!“ sagte sie traurig, „das thue ich meinen Kindern nicht an.“

„Grade die Kinder brauchen einen Vater, der sie gewiß auf den Händen tragen wird.“

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, liebe Frau Schnuppe, und machen Sie mir das Herz nicht schwer.“

„Au controlaire, im Gegenteil!“ erwiderte die lange Bäckermeisterin. „Ich will es Ihnen leicht machen und darum dürfen Sie mir keinen Korb geben. Wir wollen uns heute gottvoll im Grunewald amüsieren. Mein Bruder hat schon den Wagen bestellt und wir werden Sie gleich nach Tisch abholen.“

So großer Liebenswürdigkeit vermochte Frau Breitbach nicht zu widerstehen, so daß sie schließlich die Einladung für sich und ihre Kinder annahm, obgleich sie lieber heute zu Hause geblieben wäre, da sie wirklich nicht in der Stimmung war, eine Landpartie zu machen.

3.

Zur bestimmten Stunde hielt vor dem Hause der Witwe der gemietete Thorwagen, aus dem der galante Materialwarenhändler stieg, um Frau Breitbach mit den sonntäglich geputzten Kindern abzuholen. Nachdem die üblichen Begrüßungen und Komplimente gewechselt waren, schwang sich der Kutscher auf den Bock und die Equipage setzte sich mit mäßigem Trab in Bewegung, begleitet von den Vermutungen der Nachbarschaft über dieses wichtige Ereignis und von den gerade nicht schmeichelhaften Bemerkungen des verkommenen Stubenmalers und des rachsüchtigen Budikers, die seit kurzem dicke Freunde zu sein schienen.

Das schöne Wetter und der angenehme Weg durch den belebten Tiergarten ließ die Witwe in der That ihre Sorgen vergessen und wirkte animierend auf die ganze Gesellschaft. Herr Krausnickel bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um sie zu unterhalten, und Frau Schnuppe war so gesprächig, daß ihr der Mund nicht still stand. Dazwischen schallte der laute Jubel der Kinder und das Schnarchen des phlegmatischen Bäckermeisters.

Hinter Charlottenburg wurde vor dem sogenannten „Spandauer Bock" angehalten, um eine Tasse Kaffee im Freien zu genießen. Frau Schnuppe holte aus dem großen „Eßkober" einen riesigen Napfkuchen hervor, der allgemeinen Beifall fand und besonders von den Kindern mit Enthusiasmus verzehrt wurde.

„Mein Mann hat ihn selbst gebacken," sagte sie mit Stolz, „und die Mandeln und Korinthen sind von meinem Bruder. Das wollt' er sich nicht nehmen lassen. Wer den einmal bekommt, der hat ein süßes Leben."

Der Materialwarenhändler lächelte verschämt und der Bäckermeister sekundierte ihm so laut, daß die Herumsitzenden sich nach ihm umschauten.

Die Witwe wurde rot und blickte verlegen in ihre Tasse, als ob sie auf dem Grund das Orakel befragen wollte. Herr Krausnickel benutzte die Pause, um dem Kellner den Kaffee zu bezahlen, was Frau Breitbach durchaus nicht zugeben wollte.

„Sie sind heute unser Gast," sagte der Materialwarenhändler mit süßem Lächeln.

„Das kann ich wirklich nicht annehmen."

„Bitte recht sehr, ist mir eine große Ehre und Ver-

gnügen. Die paar Kaffeebohnen —, für Sie würde ich mit Freuden einen ganzen Centner echten Mokka geben."

„Wenn ich das gewußt hätte —"

„Reden Sie doch nicht von der Lumperei. Sie können sich ja ein andermal revanchieren."

„Und ich weiß schon womit," fügte die Schwester mit einem vielsagenden Blick auf die wohlhabende Witwe hinzu.

Trotzdem sie die Antwort auf diese leise Anspielung schuldig blieb, fühlte sich Herr Krausnickel selbst durch ihr Schweigen so aufgemuntert, daß er so frei war, ihr seinen Arm anzubieten, da man den Weg durch den Grunewald zu Fuß machen und den Wagen auf dem „Spandauer Bock" bis zur Rückkehr warten lassen wollte, wie das meist zu geschehen pflegt.

Frau Schnuppe gab ihrem dicken Gatten den Wink, daß er ein wenig zurückbleiben solle, um das für einander bestimmte Paar nicht zu stören, womit er um so mehr sich einverstanden erklärte, da er kein Freund von allzu schneller Bewegung war.

Die Kinder sprangen voran und suchten Blumen oder jagten bunte Schmetterlinge und blaue Libellen.

So zog die Gesellschaft nach den beliebten „Pichelsbergen", dem Ziel ihrer heutigen Wanderung, wohin an Sonn- und Feiertagen viele tausend Berliner zu strömen pflegen, um im Freien ein Gericht Aale zu genießen und sich an dem Anblick der freien Natur zu erfreuen. Wenn auch die märkische Landschaft weder den Reichtum noch die Mannigfaltigkeit der Gebirgswelt besitzt und die mit hohen Fichten bewachsenen Hügel keinen Anspruch auf romantische Schönheit machen, so liegt doch in der ganzen Gegend ein

eigentümlich bescheidener, fast melancholischer Reiz, der ein sinniges Gemüt wohl zu fesseln vermag. Aber selbst ein verwöhntes Auge wird mit Wohlgefallen auf die überraschenden Wasserpartien blicken und mit Genuß die malerischen Windungen und Ausbreitungen des zwischen Wiese und Wald ruhig sich schlängelnden Flusses verfolgen, wenn die schimmernden Sonnenlichter auf der glänzenden Fläche blitzen und die weißen Schwäne wie leichte Silberwolken auf der stillen Flut sich wiegen.

Das Vergnügen und die Freude an diesem Schauspiel wird an solchen Tagen durch das sich hier entwickelnde Volksleben noch erhöht. Zahllose Gruppen, Männer, Frauen und Kinder aus allen Ständen, durchziehen den grünen Wald nach allen Richtungen oder lagern sich auf dem weichen Rasen unter dem Schatten der dichten Bäume. Hier wird im Freien zu den Klängen der Zieh-Harmonika getanzt, mit Guitarrenbegleitung gesungen, dort das beliebte „Zeck“ und Pfänder gespielt, Ball und Reifen geworfen. Gebildete Geheimratstöchter schwärmen mit poetischen Referendaren und Assessoren; flotte Ladenjünglinge oder Friseure spielen die Dandys und rotbäckige Köchinnen teilen mit den theuren Krieger von der Garde das Glück der Liebe und die mitgebrachten Eßwaaren.

Ohne weitere Abenteuer, außer daß Herr Krausnickel im Eifer des Gespräches einigemale über hervorragende Baumwurzeln stolperte und zu fallen drohte und daß die Kinder trotz des genossenen Napfkuchens über Hunger klagten, kam die ganze Gesellschaft glücklich nach den „Pichelsbergen“, wo sie in einer beliebten Restauration einkehrten und das Abendbrot bestellten. Der verliebte Materialwarenhändler

schlug bis zum Souper eine Fahrt auf dem Wasser vor, wovon jedoch Frau Schnuppe nichts wissen wollte, da „das Wasser keine Balken habe“ und sie sich vor dem „Schunkeln“ oder richtiger vor dem Schaukeln fürchtete.

Statt dessen setzten sich alle am Ufer in eine schattige Laube und genossen die Aussicht auf den Fluß, der von Kähnen belebt wurde.

Auf dem Wasser erschallte ein herrlicher Männerchor, der vierstimmig die schönsten Volkslieder so ergreifend sang, daß unwillkürlich der gefühlvollen Witwe die Thränen in die Augen kamen, ohne daß sie eigentlich wußte, weshalb sie weinte. Es war ihr so weh' um's Herz, als sie die schwermütige Melodie und die Heineschen Worte hörte:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.“

Ohne auf das Geschwätz der übrigen Gesellschaft zu achten, saß sie da in Gedanken versunken und lauschte auf den schönen Gesang, der immer näher kam und eine Menge von Zuhörern nach dem Ufer lockte, so daß ein großes Gedränge entstand.

„Es ist der Handwerkerverein,“ sagte der Materialwarenhändler mit geringschätziger Miene.

„Ich höre die Lucca lieber,“ bemerkte Frau Schnuppe, „und wenn ich Musik haben will, zahle ich meine zwei Thaler und gehe ins Opernhaus, wo ich in guter Gesellschaft bin. Das Gedränge hier kann ich nicht vertragen. Kommen Sie, Frau Breitbach, wir wollen lieber gehen.“

„Ja, das Abendbrot wird sonst kalt,“ fügte der dicke Bäckermeister hinzu, „und kalte Aale sind ungesund.“

„Und man kann nicht wissen, ob es nicht hier noch eine Keilerei giebt," meinte Herr Krausnickel besorgt. „Das Volk kennt kein Vergnügen ohne Prügel. Wollen Sie mir nicht Ihren Arm geben, Frau Nachbarin?"

Erst bei dieser Aufforderung erwachte die Witwe wie aus einem Traume und rief die Kinder, auf die sie und auch ihre Begleiter weiter nicht geachtet hatten.

„Fritzchen, Marie! wo steckt Ihr denn?"

„Sie können nicht weit gegangen sein," tröstete Frau Schnuppe. „Ich habe sie eben erst gesehen."

„Um Gottes willen, meine Kinder! Wo sind sie hingekommen? Mariechen, Fritz!"

Keine Antwort, alles stumm.

Von wilder Angst erfaßt, fragte Frau Breitbach die Zunächststehenden, aber Keiner wollte die Kleinen gesehen haben. In dem Gedränge war es nicht möglich, die Verlorenen ausfindig zu machen.

„Warten Sie nur, bis die Leute sich verlaufen haben," sagte Herr Krausnickel. „Sie sehen ja, daß wir jetzt nichts thun können."

„Ich wette, daß die Kinder klüger sind wie wir Alten," murmelte der Bäckermeister. „Die sitzen längst beim Abendbrot und warten auf uns mit Schmerzen."

Das war wenigstens ein Hoffnungsstrahl für die arme Mutter, welche, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, nach dem Garten zurückeilte.

„Sie hätte auch die Rangen zu Hause lassen können", flüsterte Herr Krausnickel seiner Schwester zu.

„Heute mußt Du noch gute Miene zum bösen Spiele machen."

„Aber wenn ich erst verheiratet bin, dann soll es mir nicht einfallen, mich mit den ungezogenen Kindern herumzuschleppen."

Unterdes stürzte Frau Breitbach in fieberhafter Hast weiter, aber weder im Garten, noch in der Restauration war eine Spur der Kinder zu entdecken. Vergebens durchsuchte sie jeden Busch, jeden Strauch, hinter dem sie sich verbergen konnten, umsonst forschte sie bei dem Wirt, bei den Kellnern, bei den Gästen nach. Niemand wußte Bescheid; es waren so viele Kinder da und dort gewesen, wer sollte sie alle kennen?

„Sie werden wohl zu dem Carroussel gegangen sein."

„Oder in den Stall zu den Kühen."

„Das kommt davon, wenn man auf seine Kinder nicht aufpaßt."

„Und sich lieber von Männern den Hof machen läßt."

So lauteten die tröstlichen Bemerkungen, welche die arme Mutter von verschiedenen Seiten zu hören bekam.

„Meine Kinder!" rief sie verzweiflungsvoll. „Helfen Sie mir, um Gottes willen verlassen Sie mich nicht!"

Herr Krausnickel nahm eine betrübte Miene an und folgte der bekümmerten Mutter, welche verzweiflungsvoll nach dem Ufer zurückeilte, wo sich unterdessen die Menschenmenge zerstreut hatte. Mit ängstlichen Geberden, die Hände ringend, hielt sie jeden Vorübergehenden an, um sich nach den verlorenen Kleinen zu erkundigen. Bald wollte man die bezeichneten Kinder, einen Knaben im rot gestreiften Kittel und ein blondes Mädchen im blauen Kleidchen, in der Nähe des Wassers, bald in der Richtung des Waldes gesehen

haben. Bei genauerer Nachforschung erwiesen sich jedoch alle diese Angaben leider als irrtümlich.

„Sie sind ins Wasser gefallen oder haben sich im Walde verirrt,“ jammerte die unglückliche Witwe.

„Beruhigen Sie sich doch,“ tröstete der egoistische Materialwarenhändler, von dem nutzlosen Umherirren ermüdet. „Ich werde zu dem Schulzen gehen und den Fall melden. Wir können doch nicht suchen, bis es finster wird, und die Nacht in den Pichelsbergen bleiben.“

„Ich gehe nicht von der Stelle, bis ich meine Kinder wieder habe.“

„Aber bedenken Sie doch nur! Sie strapazieren sich ja ganz umsonst und wir laufen uns nur die Füße wund. Wenn wir zu spät kommen, fährt uns der Kutscher davon oder fordert noch unverschämt zwei Thaler extra. So nehmen Sie doch Vernunft an, liebe Frau Nachbarin.“

Statt jeder Antwort warf sie ihm nur einen verächtlichen Blick zu; dann stürzte sie weiter, ohne sich um ihn zu kümmern, trat in den Wald über Stock und Stein, über Wurzeln und Stämme, durch das dicke Gebüsch und das wuchernde Farrenkraut, wie eine Wahnsinnige, laut nach ihren Kindern rufend. Herr Krausnickel versuchte, ihr noch einige Schritte anstandshalber zu folgen; aber bald gab der kleine, krummbeinige Mann die gefährliche Hetzjagd auf, da er sich seine feinen Lackstiefeln zu verderben und die neuen gelben Beinkleider in dem Gestrüpp zu zerreißen fürchtete.

Mit fieberhafter Hast flog die Mutter auf unbetretenen Pfaden über die Hügel, durch die Schluchten, jammernd und klagend, ohne auf ihre Erschöpfung, auf ihre halb zerrissenen Kleider zu achten. Zuweilen blieb sie stehen, um Athem zu

schöpfen oder um zu lauschen. Klang das nicht wie Kinderlachen, hörte sie nicht Mutter rufen? — Sie hatte sich getäuscht; es waren nicht ihre Kinder; vielleicht das ferne Gebell eines Hundes oder das Zwitschern der Vögel im sicheren Nest. Sah sie nicht dort den roten Kittel ihres Knaben schimmern? Eine neue Täuschung ihrer aufgeregten Sinne; ein Haufen roter Mohnblumen.

Angst und Mutterliebe ließen sie ihre Müdigkeit vergessen und beflügelten den wankenden Schritt. Ihr Herz pochte laut wie ein Hammer und ihre Pulse klopften, so daß ihr die Sinne fast vergingen und sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte.

„Mariechen, Fritz!" rief sie ... keine Antwort!

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergang, die Schatten der Bäume wurden länger und aus dem Wasser stieg die feuchte Kühle des Abends auf. Zu aller Ratlosigkeit gesellte sich noch die Furcht vor der hereinbrechenden Nacht. Die Kinder im Walde, in der Dunkelheit, ohne Obdach und dem Hunger preisgegeben! Sie durfte nicht daran denken, um nicht die letzte Hoffnung zu verlieren.

Unwillkürlich faltete sie die Hände; sie betete zum Himmel mit einem Eifer, mit einer Glut und Inbrunst, wie sie noch nie in ihrem ganzen Leben gebetet hatte.

„Mariechen, Fritz!"

Horch! was war das?

Von dem Hügel, vor dem sie stand, schallte es laut und vernehmlich: „Hier!"

Aber es war nicht die Stimme eines Kindes, sondern eines kräftigen Mannes. Zwischen den Bäumen sah sie eine hohe schlanke Gestalt, beleuchtet von dem goldenen Licht der

Abendsonne, so daß sie geblendet ihre Augen niederschlagen mußte. Als sie wieder aufsah, erkannte sie den Schlafburschen, der an seiner Hand den Knaben hielt, während er auf dem rechten Arm die kleine Marie trug, die schlafend as goldene Lockenköpfchen an seine Brust schmiegte.

Mit einem lauten Freudenschrei stürzte sie ihm entgegen und heiße Thränen flossen über ihre Wangen.

„Ich hab' mir wohl gedacht," sagte er ruhig, „daß das Ihre Kinder sind. Sie kamen mir gleich so bekannt vor, als ich sie im Walde fand, wo sie um die Mutter weinten und schrieen. Ich nahm sie mit mir und trug die Kleine, da sie zu müde und zu schwach zum Laufen war."

„Nicht böse sein, Mama!" bat der Knabe. „Wir haben schöne Blumen gesucht. Sei nur nicht böse!"

Mariechen schlug die Augen auf und sah mit halb verwunderten, halb träumerischen Blicken die Mutter an, die das Kind mit ihren heißen Küssen bedeckte. Als sie es aber aus seinen Armen nehmen und selbst tragen wollte, da schlang es fest seine kleinen zarten Hände um den Hals seines Retters, lächelte und schlief bald wieder ein.

„Lassen Sie nur," sagte er mild, „ich thu' es gern, denn ich habe Kinder gar zu lieb."

Mit der süßen Bürde auf dem Arm, so ging er neben der glücklichen Mutter, deren Herz jetzt von Dankbarkeit für den verachteten Schlafburschen überströmte. Beschämt wagte sie kaum zu ihm empor zu sehen, als er so stattlich an ihrer Seite einherschritt, zärtlich wie ein Vater zu der kleinen Marie gebeugt, die so sanft und sicher an seinem starken Herzen zu schlummern schien.

4.

Seit jenem Tage war der Schlafbursche kein Fremder mehr, sondern ein gern gesehener Gast und Freund in dem Hause der Witwe. Sie fragte nicht mehr nach ihrer Schuld, da sie wohl fühlen mochte, daß es Dienste giebt, die sich nicht mit Geld bezahlen lassen. Dafür war sie um so gütiger und freundlicher gegen ihn und wenn sich noch zuweilen der alte Stolz regte, so ließ sie ihn doch nicht wieder aufkommen.

Am darauf folgenden Sonntag lud sie ihn zum Essen ein, und da er sich anfänglich weigerte, bat sie und drang so lange in ihn, bis er ihr endlich zusagte. Sie ließ ihm alle Leibgerichte ihres Seligen bereiten, und als die alte Köchin sich darüber aufhielt, daß man sich solche Umstände wegen eines simplen Schlafburschen mache, da fuhr Frau Breitbach auf und wurde so heftig, daß die erschrockene Rieke gar nicht wußte, was sie von ihrer Madame denken sollte.

Frau Breitbach aber zog zu Ehren ihres Gastes ihr bestes Kleid an, als wenn er wirklich ein Graf oder gar ein Prinz gewesen wäre, und als er in die Stube trat, sprang sie von ihrem Stuhl auf und reichte ihm die Hand, wie einem alten Bekannten oder lieben Anverwandten. Anfänglich waren beide zwar etwas verlegen, aber das gab sich bald und als sie ihn nach seiner alten Mutter frug und sich nach seinen Angehörigen erkundigte, da ging ihm das Herz auf, und er erzählte so schön und angenehm, daß sie nicht müde wurde, ihm zuzuhören.

Wie sie jetzt von ihm erfuhr, war er ein geborener Schlesier, in der Nähe des Riesengebirges zu Hause, wo sein Vater in einer Kohlengrube als Aufseher angestellt war und sich mit den Seinigen gut und redlich ernährte, bis er das

Unglück hatte, in den tiefen Schacht zu fallen, aus dem er mit zerschmetterten Gliedern am nächsten Tage hervorgezogen wurde. Die arme Mutter bekam eine Pension von vier Thalern auf den Monat, davon sollte sie mit ihren Kindern leben. Aber sie spann und webte für den reichen Fabrikanten, sparte und darbte sich jeden Bissen ab, um den Sohn etwas Tüchtiges lernen zu lassen. Zuerst kam er auf die Gewerbeschule, dann wurde er Schlosser und zuletzt Maschinenbauer. Auch Soldat war er gewesen, hatte in Böhmen und Frankreich den Feldzug mitgemacht und von einer Kugel verwundet, vier Wochen im Lazarett gelegen.

Das Alles teilte er ihr mit, schlicht und einfach und doch so schön und ergreifend, daß sie nie eine interessantere Geschichte gehört zu haben glaubte. Sie selbst war nicht weiter als bis Potsdam gekommen, und war deshalb ganz entzückt, als er von den hohen Bergen seiner Heimat, von der Riesenkoppe, der Sturmhaube und dem Reifträger sprach, von den Schneegruben, in denen auch im Sommer der Schnee nicht schmilzt, von den hohen Wasserfällen des wilden Zacken und der Elbe, von den armen Webern im Gebirge, die jahraus jahrein am Hungertuche nagen und doch so fromm und geduldig sind. Auch von dem Leben in den Kohlengruben berichtete er, wo die bösen Wetter hausen und so viele Gefahren den mutigen Bergleuten drohen.

Am meisten aber interessirten sie seine Erzählungen von den blutigen Schlachten bei Königgrätz und vor Metz, in denen er tapfer mitgefochten und selbst verwundet worden war. Wie alle Frauen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, gefiel ihr sein mutiges und doch bescheidenes Wesen, das zu seinen Worten paßte. Das war doch ein ganz anderer

Mann, als der erbärmliche Materialwarenhändler. Der Konrad hatte doch was mitgemacht und wußte auch von anderen Dingen zu sprechen, als von Kaffee und Korinthen, von Stockfischen und Hering.

So gut hatte sie sich schon seit langer Zeit nicht unterhalten und so schnell waren ihr nie die Stunden vergangen. Aber auch der Konrad amüsierte sich und war so heiter und aufgelegt, wie noch nie, nachdem er einmal seine stolze, zurückhaltende Natur überwunden hatte und das Eis gebrochen war. Beide aßen mit gutem Appetit und besonders lobte er die gebratene, mit Äpfeln gefüllte Gans, die so braun und „knusprig" war. Darüber freute sich Frau Breitbach und sie stieß mit ihm an und auch die Kinder, den sie ein wenig Wein mit vielem Wasser vermischt in die kleinen Gläser gegossen hatte, stießen mit ihrem Retter an und lachten von Herzen, als die Gläser so hell klangen.

Der kleine Fritz nannte ihn Onkel Konrad und das blonde Mariechen saß auf seinem Schoß und wollte nicht von ihm lassen, obgleich die Mutter sie einen kleinen Unart schalt. Er spielte mit den Kindern selbst wie ein Kind und es war allen, als ob er seit ewigen Zeiten zu der Familie gehörte und ein naher Verwandter wäre. Frau Breitbach vergaß ganz und gar in seiner Gesellschaft, daß er doch nur ein armer Schlafbursche und sie eine wohlhabende Hausbesitzerin sei, und verkehrte mit ihm ganz wie mit Ihresgleichen.

Natürlich blieb es nicht bei diesem ersten Besuch; bald kam der Konrad wieder, erst in jeder Woche einmal und dann öfter. Zuweilen brachte er der Witwe ein gutes Buch mit, aus dem er ihr vorlas, oder den Kindern ein selbst-

gefertigtes Spielzeug, da er sehr geschickt war; dem Knaben einen Brunnen, der wirklich Wasser gab, und der Kleinen eine von ihm gearbeitete Küche, welche ein wahres Wunderwerk war und auch der Mutter große Freude machte. Dafür schenkte ihm Frau Breitbach die silberne Uhr, welche ihr Seliger getragen, zur Erinnerung, wie sie sagte, an den Grunewald. Da er sich aber weigerte, ein so kostbares Geschenk von ihr anzunehmen, so wurde sie ganz ernstlich böse, so daß ihm zuletzt nichts übrig blieb als nachzugeben und sich zu bedanken.

So verflossen die Tage und Wochen unmerklich in der angenehmsten Weise und beide rückten sich immer näher, aber in allen Ehren, ohne daran zu denken und auch nur zu ahnen, wie gut sie einander waren. Leider aber giebt es auf der Erde kein ungetrübtes Glück und die böse Welt ist immer bereit, das schönste und reinste Verhältnis zu zerstören. Die häufigen Besuche des Schlafburschen bei der noch jungen und vermögenden Witwe konnten den Hausbewohnern nicht verborgen bleiben und gaben, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, die willkommene Veranlassung zu bösem Gerede.

Zuerst sprach die alte Rieke mit den übrigen Dienstmädchen davon, diese mit den Bewohnern des Hinterhauses. Die kleinen Leute, welche sich immer freuen, wenn sie ihren Wirten etwas Übles anhängen können, steckten die Köpfe zusammen und zischelten anfänglich nur vorsichtig und leise, später immer lauter und frecher; am frechsten aber der verkommene Maler und der Budiker im Keller mit ihren Frauen, die dafür sorgten, daß die häßlichen Gerüchte weiter flogen,

aus dem Hinterhause auf den Hof und vom Hof auf die Straße zu den Nachbarn.

Herr Krausnickel stand in seinem Laden und bediente seine Kunden, während er im stillen an die Vergrößerung seines Geschäftes dachte, wenn sich erst seine Hoffnungen auf die Hand der wohlhabenden Witwe realisiert haben würden, woran er kaum zweifelte. Dann wollte er in ihrem oder vielmehr in seinem Hause ein großartiges Etablissement mit prächtigen Schaufenstern einrichten, wie es die Ackerstraße noch nicht gesehen, daß den Leuten die Augen vor der Pracht übergehen und seine Konkurrenten vor Neid gelb werden sollten. Wenn er noch dazu die Mieter, wie er sich vornahm, um das Doppelte steigerte, so mußte er in kurzer Zeit ein reicher Mann, Bezirksvorsteher, wo nicht gar Stadtverordneter werden und der rote Adlerorden vierter Klasse konnte ihm nicht entgehen.

Im Geiste sah er sich bereits mit der goldenen Kette um den Hals und mit dem ersehnten Bändchen im Knopfloche. Diese schönen Träume zerstreuten ihn so sehr, daß er darüber einem Dienstmädchen statt des verlangten Herings eine Apfelsine reichte und einem Schusterjungen einen Groschen zu viel herausgab, ohne es früher zu merken, bis der vergnügte Kunde längst verschwunden war.

Aus diesen praktischen Liebesgedanken weckte ihn jetzt Frau Kilian, die würdige Gattin des Budikers, allgemein gefürchtet wegen ihrer bösen Zunge, weshalb sie der Materialwarenhändler mit besonderer Höflichkeit und zuerst bediente, da sie außerdem ihren nicht unbeträchtlichen Bedarf bei ihm entnahm.

„Womit kann ich der lieben Frau Nachbarin aufwarten?“ fragte er mit seinem süßesten Lächeln.

„Fünf Pfund Kaffee, sieben Pfund Zucker,“ erwiderte sie mit einem Seufzer. „Es wird wohl der letzte gewesen sein, den ich bei Ihnen hole.“

„Um des Himmels willen!“ rief Herr Krausnickel. „Sie jagen mir ja ordentlich einen Schreck ein. Sie sind doch nicht mit der Bedienung oder mit der Ware unzufrieden?“

„Darüber kann ich gerade nicht klagen, wenn auch das Gewicht nicht immer stimmt. Aber die Frau Breitbach hat ja meinem Mann gekündigt und wir müssen ausziehen.“

„Was Sie sagen! Davon hab' ich ja kein Sterbenswort gewußt. Ich wundere mich nur, daß sie nicht mit mir davon gesprochen hat.“

„Die hat wohl jetzt etwas Besseres zu thun, als an so 'ne Lumperei zu denken, wenn man einen Liebsten hat und wieder heiraten will —“

„Das kann man doch der Frau Breitbach nicht übelnehmen,“ schmunzelte der getäuschte Materialwarenhändler. „Sie ist noch immer eine schöne Frau, in den besten Jahren und ihre Mittel erlauben ihr das.“

„Dagegen hab' ich auch nichts,“ erwiderte Frau Kilian. „Es kommt nur darauf an, wer der Liebste ist.“

„Nun, ich glaube doch, daß Sie gegen einen so anständigen Mann nichts einzuwenden haben,“ versetzte er mit selbstgefälligem Lächeln.

„Was! ein repetierlicher Mann, so ein hergelaufener Schlafbursch, so ein rußiger Maschinenfritze, der nichts ist und nichts hat, so ein armer Lump und Gassenkehrer. Wenn das der selige Breitbach wüßte, so würde er sich drei-

mal in seinem Grabe vor dem Halle'schen Dore umdrehen. Und das soll eine anständige Frau sind, die Abend vor Abend bis in die sinkende Nacht mit so 'nem Kerl zusammensitzt und sich von ihm schön dhun läßt. Pfui! sie sollte sich was schämen!"

In dieser weder christlichen noch angenehmen Weise ließ Frau Kilian zur großen Ueberraschung des Materialwarenhändlers ihrer Zunge freien Lauf, bis er mehr wußte, als ihm lieb zu hören war und sie vor ihrem Gewissen verantworten konnte. Wenn auch der Herr Krausnickel nicht alles glaubte und mindestens die Hälfte ihrer Schandreden auf Rechnung ihrer Wut wegen der gekündigten Wohnung zu schreiben geneigt war, so blieb doch immer noch so viel übrig, daß ihm sein erträumtes Glück mehr als bedenklich schien.

Da er aber ein vorsichtiger Mann war, so ging er noch an demselben Morgen zu seiner Schwester, um ihren Rat sich einzuholen und mit ihr über die fatale Geschichte Rücksprache zu halten.

„Ich habe schon längst etwas munkeln hören," sagte Frau Schnuppe nachdenklich, „aber es immer nicht glauben wollen. Die Welt ist leider Gottes so schlecht."

„Das ist wahr, aber man muß doch der Sache auf den Grund kommen und den bösen Leuten den Mund stopfen."

„Freilich! Wir müssen unsere Pflicht thun und der guten Frau Breitbach, die mir ein bißchen leicht zu sein scheint, den Star stechen und sie vor dem Gerede der Menschen warnen. Ich will gleich zu ihr hingehen und ihr gehörig meine Meinung sagen. Noch heute muß sie den

Schlafburschen fortschicken, das ist sie ihrem Ruf schuldig."

„Und vergiß nicht bei dieser Gelegenheit ernstlich mit ihr zu reden, daß sie den Verlobungstag bestimmt und mich nicht länger hinzieht. Sie wird jetzt gewiß einsehen, daß es so nicht länger geht."

„Laß mich nur machen. Ich werd' ihr schon den Kopf zurecht setzen, daß sie mit beiden Händen zugreifen und Gott danken wird, wenn Du sie nimmst."

Bald darauf saß Frau Schnuppe neben der Witwe auf dem grünen Plüschsofa, verdrehte die Augen und sprach von verschiedenen Dingen, von den teuren Marktpreisen, von dem Ärger mit den Dienstboten, von ihrem lieben Bruder und dessen glänzendem Geschäfte, bis sie unmerklich auf den Schlafburschen kam.

„Wenn ich an Ihrer Stelle wäre," sagte sie, „so würd' ich den Menschen mit einem Stück Geld für seine Gefälligkeit abgefunden, aber nicht über meine Schwelle gelassen haben. Man darf sich nicht mit solchen Leuten gemein machen, denn wer Pech anfaßt, besudelt sich."

„Sie kennen den Konrad nicht," erwiderte Frau Breitbach etwas gereizt, „sonst würden Sie anders von ihm sprechen. Der nimmt kein Geld und ist so gut, tüchtig und gebildet, daß kein Mensch sich seiner zu schämen braucht."

„Wenn auch; man darf den Leuten nicht die Augen aufreißen und ihnen keinen Grund zu bösen Reden geben. Die Welt ist so schlecht."

„Was kümmert mich die Welt? Gottlob, ich habe nichts nach ihr zu fragen."

„Aber Ihr Ruf leidet darunter und es ist Christenpflicht, Ihnen das offen zu sagen. Die ganze Nachbarschaft

spricht darüber, daß der Schlafbursch Abend für Abend bei Ihnen bis in die sinkende Nacht sitzt."

„Das geht keinem Menschen etwas an," entgegnete die Witwe entrüstet. „Ich kann in meinem Hause thun und lassen, was ich will."

„Da haben Sie wohl recht," entgegnete die Bäckermeisterin, „aber dann müssen Sie sich auch das Gerede der Leute gefallen lassen. Gott behüte mich, daß ich glauben sollte, was die Lästerzungen von Ihnen auf der Straße sagen, aber es thut mir weh, wenn ich über meine beste Freundin solche Dinge höre —"

Dazu verdrehte Frau Schnuppe wieder ihre Augen und machte ein so betrübtes Gesicht, daß die arme Witwe ordentlich erschrak und ein kalter Schauer ihr durch alle Glieder lief.

„Ich will wissen," sagte sie, „was Sie von mir gehört haben."

„Ich kann es kaum über meine Lippen bringen; es ist zu schändlich, zu gemein," seufzte die Bäckermeisterin, „aber ich kann und darf es Ihnen nicht verschweigen, da Sie es durchaus haben wollen. Die Leute meinen, daß Sie es mit dem Schlafburschen halten, daß Sie ihn heiraten wollen oder heiraten — müssen."

Das war zu viel für die ehrenwerte Witwe. Eine flammende Purpurröte bedeckte ihre Wangen und ein heißer Thränenstrom stürzte aus ihren Augen. Mit heuchlerischer Miene suchte Frau Schnuppe die mit Recht empörte Witwe zu beruhigen, aber diese wies jeden Trost zurück und überließ sich ganz ihrem heftigen Schmerz. Die Bäckermeisterin aber empfahl sich, zufrieden mit dem angerichteten Unheil, von dem sie sich den besten Erfolg für ihren Bruder versprach.

Stumm und bleich blieb Frau Breitbach zurück, als ob sie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel getroffen, als ob sich ein Abgrund zu ihren Füßen aufgethan hätte. Jetzt erst wußte sie, wie sehr sie den Konrad lieb hatte — aber sie war auch eine ehrenwerte Frau und stolz auf ihren reinen Ruf. Der bloße Gedanke, daß man in dieser Weise von ihr sprach, daß man solche Schlechtigkeiten von ihr glauben, daß man sie irgend einer Gemeinheit für fähig halten könnte, trieb ihr das Blut in das Gesicht. Das durfte sie nicht dulden; sie war es sich, ihrer Ehre und ihren Kindern schuldig, sich von einem solchen Verdacht zu reinigen, wenn auch ihr Herz darüber brechen sollte.

Doppelt aber schmerzte sie der Umstand, daß Konrad nur ein armer Schlafbursche war. Wenn sie auch seinen guten Eigenschaften die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn sie sich auch hundertmal selbst sagte, daß er der beste und ordentlichste Mann sei, daß mit ihm Keiner, den sie kannte und am wenigsten Herr Krausnickel sich vergleichen konnte, so war doch nach ihrer Meinung der Abstand zwischen ihm und ihr zu groß, als daß sie je daran denken konnte, seine Frau zu werden. Was würde die Welt, der Vormund ihrer Kinder und die Verwandtschaft ihres Seligen dazu sagen? —

Nimmermehr!

Und doch konnte sie es nicht fassen, daß sie ihn nicht mehr sehen und sich für immer von ihm trennen sollte, obgleich er ihr nie mit einem Blick, mit einem unzarten Wort, mit einer Miene zu nahe getreten war. So rang und kämpfte Stolz und Liebe, Leidenschaft und Scham in der

Brust der armen Frau, die schluchzend ihren Kopf in die Kissen des Sofas barg.

Ein leises Klopfen an der Thür weckte sie aus ihrem dumpfen Brüten. Konrad war es, der zur gewohnten Stunde in das Zimmer trat. Aber sie ging ihm heute nicht wie sonst mit freundlichem Lächeln entgegen, sondern blieb mit verweinten Augen auf dem Sofa sitzen, seinen herzlichen Gruß kaum erwidernd.

„Was fehlt Ihnen, Frau Breitbach?" sagte er teilnehmend. „Haben Sie Verdruß gehabt?"

Sie schwieg; ein Thränenstrom war ihre Antwort und als er sanft ihre Hand ergriff, entzog sie ihm dieselbe, so daß er sie halb verwundert, halb gekränkt anschaute.

„Ich habe Kopfschmerzen," sagte sie, ihr Gesicht von ihm abwendend, um ihre Verlegenheit ihm zu verbergen.

„Dann will ich gehen und morgen wieder nachfragen."

„Nein, nein!" rief sie, krampfhaft schluchzend. „Sie dürfen nicht morgen wieder kommen, niemals, niemals!"

„Um des Himmels willen!" fuhr er auf und wurde blaß wie eine Leiche. „Was ist geschehen? Was hab' ich Ihnen denn gethan, daß Sie mir die Thüre weisen?"

„Ich kann ja nicht dafür. Die Leute sagen, daß es sich für mich nicht schickt, daß es Unrecht ist —"

Bald wußte er alles und jedes ihrer Worte, so mild und freundlich es auch klang, gab ihm einen tiefen Stich ins Herz und verwundete seinen Stolz. Dennoch sprach er keine Silbe; er biß nur die Zähne fest zusammen und seine Augen rollten fürchterlich.

„Sie dürfen mir nicht böse sein," bat sie mit niedergeschlagenen Blicken, „aber ich kann wirklich nicht anders.

Gott weiß, wie weh es mir thut, Sie fortzuschicken. Aber es muß sein!" . . .

„Es muß sein!" . . . wiederholte er mechanisch. Dann nahm er seine Mütze, grüßte sie kalt und ging, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen. Sie wollte ihm nacheilen, ihn zurückrufen und um Verzeihung bitten, aber die Füße versagten ihr den Dienst. Mit dem Schrei „Konrad!" sank sie auf das Sofa nieder, wo sie die alte Ricke ohnmächtig fand.

5.

Wieder stand der erste des Monats vor der Thüre und Frau Breitbach saß wie sonst in ihrer Stube und erwartete die Mieter mit dem Gelde. Sie sah nur etwas bleicher wie früher aus und zuweilen entrang sich ein schwerer Seufzer der gepreßten Brust. Als Frau Weber ihr die paar Thaler aufzählte und mit Bedauern hinzufügte, daß auch ihr Schlafbursche sie verlassen werde, um ein anderes Quartier zu beziehen, da wandte sich die Witwe ab, um der Wäscherin die feuchten, geröteten Augen zu verbergen.

Draußen auf der Straße aber war ein wirres Treiben, wie es an solchen Tagen bei dem Wohnungswechsel zu sein pflegt. Vor den Häusern standen große und kleine Wagen mit Pferden, Hunden und auch wohl mit Menschen bespannt, um die Möbel und das Gerät fortzubringen. Starke Männer keuchten unter der Last der schweren Schränke und Tische, Frauen trugen Körbe und Kleidungsstücke, Kinder sprangen auf den leeren Kisten herum und freuten sich mit dem neuen Schauspiel, während die Eltern verdrießlich dreinschauten über all die Last, Plage, Arbeit und Kosten, die mit einem solchen Umzuge verbunden sind.

So mancher von den kleinen Leuten war nur der Gewalt gewichen und von dem unbarmherzigen Wirt mit Hilfe der Gerichte und der Polizei exmittiert worden. Andere hatten trotz aller Mühe bei der vorhandenen Wohnungsnot kein Quartier finden können und wußten nicht, wo sie ihr Haupt mit ihrer Familie am Abend hinlegen sollten, wenn sie nicht ein Unterkommen in dem verhaßten Arbeitshause, welches im Volksmunde nur „der Ochsenkopf" heißt, oder in dem „Asyl für Obdachlose" erhielten. Da gab es viel verschuldete und auch unverschuldete Not und Elend, gerechten Jammer und auch ungerechte Klagen über die reichen, gefühllosen Berliner Hauswirte.

Am lautesten und heftigsten aber schimpfte der verkommene Maler auf Frau Breitbach, während er das elende Gerümpel, einen zerbrochenen Tisch, einige wackelnde Stühle und einen jämmerlichen Küchenschrank auf den vor dem Hause stehenden Handwagen lud. Bald sammelte sich um ihn ein Menschenhaufe, allerlei verdächtiges Gesindel, das schon angetrunken aus dem Keller des Budikers kam.

Dieser stand, scheinbar gleichgiltig und teilnahmlos, vor der Thür und sprach mit den Leuten, welche für ihn den Umzug besorgten, ihnen fleißig aus einer Branntweinflasche einschenkend, als wollte er sie dadurch zu größerem Eifer anspornen. Dabei spielte ein tückisches Lächeln um den breiten Mund und seine kleinen, unruhig umherschweifenden Augen leuchteten von unheimlicher Schadenfreude.

„Heute geb' ich Alles umsonst", rief er laut, „ihr könnt trinken, so viel ihr wollt. Es kommt auf Eins heraus, ruiniert sind wir doch."

„Ja, das sind wir", bekräftigte der Maler, das ihm

gereichte Glas Schnaps auf einen Zug hinunterstürzend. „Aber wer trägt die Schuld? — Diese Schinder von Hauswirten, die statt des Herzens einen Geldbeutel in der Brust tragen und die armen Leute bis aufs Blut aussaugen. Sie schämen sich nicht, uns das letzte Hemd vom Leibe zu nehmen und uns mit Weib und Kind auf die Straße zu jagen. Ich mache mir nichts daraus, aber die armen Würmer, was soll aus ihnen werden?“

Zugleich riß er mit seinen Armen sein jüngstes Kind vom Boden empor und zeigte es dem Haufen. Das zerlumpte Aussehen und jammervolle, verkümmerte und abgezehrte Gesicht des laut weinenden Knaben erschütterte die Umstehenden so tief, daß sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens drohend vernehmen ließ.

„Ja, ja!“ rief der bereits betrunkene Maler, der seine Familie selbst an den Bettelstab gebracht. „Mir bricht das Herz, aber was kümmert sich so eine Hauswirtin darum, wenn das arme Wurm noch heute stirbt, weil es kein Obdach hat.“

Dazu schluchzte er so natürlich, daß es einen Stein, geschweige ein Menschenherz rühren und empören mußte. Alle anwesenden Frauen und besonders alle Mütter waren entrüstet über die Schändlichkeit der Frau Breitbach, da der Maler wohlweislich verschwieg, daß er nie einen Pfennig Miete gezahlt und die von ihm so verleumdete Witwe ihn und die Seinigen noch obendrein mit Wohlthaten überhäuft hatte, daß er ihr zehnmal Besserung gelobt und nie sein Wort gehalten, bis ihr endlich die Geduld gerissen war und sie ihn nicht länger in ihrem Hause dulden wollte.

„Es ist eine Sünde und Schande,“ schrieen die Zunächst-

stehenden. „So 'ne reiche Frau — sie sollte sich was schämen. Das arme, kranke Kind! Es ist unerhört."

„Die sich schämen," hetzte der dicke Budiker. „Die sitzt ruhig in ihrer schönen Stube und streicht ihr Geld ein: lauter harte Thaler, unsern sauren Schweiß, und ißt den schönsten Braten, wenn wir mit unsern Kindern verhungern, und kauft bei Gerson die teuersten Sammetmantillen, während wir in Lumpen gehen müssen."

Das hieß in der That Öl ins Feuer gießen und den Funken in ein Pulverfaß werfen. Die Stimmung wurde immer erbitterter, die Haltung der Menge immer drohender und machte sich in lauten Verwünschungen gegen die reichen Leute und besonders gegen Frau Breitbach Luft.

„Das dürfen wir nicht dulden," riefen zwanzig Stimmen zu gleicher Zeit. „Wir wollen ihr zeigen, daß wir auch Menschen und kein Vieh sind."

„Es wird nicht eher besser," schrie der sozialistische Maler, „als bis ein paar Hauswirte vor ihren eigenen Türen baumeln. Man muß ein Exempel statuieren und ihnen eine ordentliche Lehre geben, damit sie nicht länger das Volk mit Füßen treten und uns schlimmer wie die wilden Tiere behandeln."

„Nur keene Gewalt!" mahnte der heuchlerische Budiker. „Aber ein kleener Schreck kann ihr nichts schaden."

„Werft ihr die Fenster ein!" brüllte ein zerlumpter Strolch.

Herr Kilian wechselte mit dem Maler einen Blick des Einverständnisses, dann nickte er kaum merklich mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sprechen, da er zu schlau war, um sich zu kompromittieren. Aber das verdächtige Gesindel schien

nur auf das von ihm gegebene Signal gewartet zu haben. Im nächsten Augenblicke flogen Massen von Steinen gegen das Haus, so daß keine Fensterscheibe verschont blieb. In das Klirren des zertrümmerten Glases mischte sich das Jauchzen, Heulen, Gröhlen und Pfeifen der wilden Bande, daß die nichts ahnende Witwe in ihrem Zimmer entsetzt emporfuhr.

Ein Blick aus dem eingeworfenen Fenster auf die tobende Menge zeigte ihr die drohende Gefahr und daß sie das Schlimmste zu erwarten hatte. Ein schreckliches Geheul begrüßte sie, laute Verwünschungen und Schimpfreden, begleitet von geballten Fäusten, erhobenen Armen und verzerrten Gesichtern. Der Strolch, welcher der Anführer der Bande war, rief ihr eine gemeine Rede zu, die von seinen Spießgesellen mit wieherndem Gelächter aufgenommen wurde.

Nirgends ein Freund und keine Polizei in der Nähe, kein Schutzmann, um dem Pöbel zu wehren, der Kopf an Kopf gedrängt das Haus belagerte. Dennoch verlor Frau Breitbach nicht die Besinnung, sie dachte nicht an sich, nur an ihre Kinder. Schnell stürzte sie in das Hinterzimmer, wo diese weilten. Nachdem sie sich von ihrer Anwesenheit überzeugt, schloß sie die Thüre zu und schob den Riegel vor in der Hoffnung, daß der Sturm vorübergehe oder mit Hilfe der Polizei und der Nachbarn zerstreut werden würde.

Aber die aufgehetzte Meute war nicht so leicht geneigt, die ihr gezeigte Beute fahren zu lassen. Die Gefahr war keineswegs vorüber und das Einwerfen der Fenster schien nur das Vorspiel größerer Exzesse zu sein. Die Habgier des Pöbels war gereizt, seine Wut absichtlich entflammt worden und das Ende ließ sich nicht absehen, wenn nicht noch zur rechten Zeit Hilfe kam.

Das verdächtige Gesindel machte Miene, das Haus zu stürmen, um, wie der Strolch es laut aufforderte, der schönen Witwe einen Besuch abzustatten. Seine Aufforderung wurde mit Lachen und wildem Jauchzen begrüßt.

„Hurrah, vorwärts!“ schrie die Menge. „Wir wollen der Breitbach eine Visite machen.“

„Und einmal sehen, wie sie wohnt und wie es sich auf ihrem Sofa sitzt“, fügte der verkommene Maler hinzu. „Sie wird sich gewiß freuen, wenn so schmucke Burschen sie besuchen, da sie keine Männerfeindin ist.“

„Vergeßt nur nicht, weiße Handschuhe anzuziehen,“ bemerkte hämisch der Budiker. „Gegen solche feine Damen muß man immer galant sein.“

„Drauf und dran!“ gebot der zerlumpte Strolch, einen dicken Knüppel um den Kopf schwingend. „Das ist meine Visitenkarte.“

Zwar fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, die sich zu Gunsten der so bedrohten Witwe erhoben und vor dem gefährlichen Unternehmen warnten, aber ihre Worte verhallten ungehört und die besser Gesinnten wurden überschrieen oder schwiegen aus Furcht. Die Frau des Malers suchte selbst ihren Mann zurückzuhalten und bat ihn, sich nicht noch unglücklicher zu machen, als er schon war, indem sie ihn jetzt an die Wohlthaten erinnerte, welche die Wirtin ihm und ihr so oft erwiesen. Von Branntwein berauscht, von Wut entflammt, stieß er das schwache blasse Weib mit einem wilden Fluch fort und stürzte nach der Thüre, gefolgt von dem rohen, zum äußersten entschlossenen Haufen.

Da, in diesem verhängnisvollen Augenblick, erschien der Maschinenbauer, der die Fabrik heute etwas zeitiger ver-

lassen hatte, um ebenfalls seinen Umzug zu bewerkstelligen. Ohne Ahnung der vorangegangenen Scenen betrat er, in traurigen Gedanken versunken, die Straße, um zum letzten Mal in seine Wohnung zu gehen, wo seine geringen Habseligkeiten noch lagen. Der Lärm vor dem Hause, das wüste Geschrei der aufgebrachten Menge verriet ihm, ohne daß er erst zu fragen brauchte, die böse Absicht des Pöbels.

Er sah, wie der verkommene Maler in Begleitung des verlumpten Strolchs die Thüre mit Gewalt aufriß und wie das Gesindel ihnen nachdrang; er hörte aus dem Munde der liederlichen Gesellen, daß das Eigentum, die Ehre und vielleicht selbst das Leben der von ihm geliebten Frau bedroht war, und er vergaß alles Leid, alles Unrecht, das sie ihm zugefügt. Er hatte nur den einen Gedanken, sie zu schützen, zu erretten, ihr und den Kindern zu helfen.

Mit einem Satz stürzte er sich schnell entschlossen dem stürmenden Haufen entgegen, indem er den ihm zunächst stehenden Maler mit seinem eisernen Arme ergriff und so heftig zurückschleuderte, daß er in den Rinnstein flog und im Fallen noch den Strolch mit sich riß.

„Zurück!“ donnerte Konrad der Menge zu. „Was habt ihr hier zu suchen?“

Die hohe, kräftige Gestalt des Mannes, der Mut und die Entschlossenheit, die aus seinem flammenden Gesicht und seinen glänzenden Augen blitzte, die Probe, welche er soeben von seiner Stärke gegeben, hatte unwillkürlich etwas Imponierendes. Wie er so auf der Treppe des Hauses mit vorgestreckten Armen stand, um jeden Angriff abzuwehren, stolz und kühn, die langen Haare wie Mähnen um die trotzige Stirn flatternd, mit ruhigen und durchbohrenden Blicken

seine Gegner messend, glich er in der That dem Löwen, der von wütenden, feigen Hunden umringt ist.

Einen Augenblick wich die Meute zurück; doch bald schämte sie sich ihrer Feigheit und kehrte mit verdoppeltem Grimme zurück.

„Schlagt ihn todt, den Hund, den Schlafburschen, den Lumpen, der es mit der Wirtin hält!“ kreischte der Maler, der sich von seinem Fall wieder erholt hatte.

Der Strolch erhob seinen Knüppel — aber bevor er noch zum Schlag ausholen konnte, war er ihm von Konrad entrissen. Dieser schwang die ihm willkommene Waffe mit solcher Geschicklichkeit und Kraft, daß keiner sich ihm zu nahen wagte. Wie ein Blitz fuhr der Stock auf die Köpfe nieder und wo er hinschlug, gab es Striemen und Beulen. Den Rücken gegen die Thüre gestemmt, mit der dem Strolch entrissenen Waffe in der Faust, verteidigte sich Konrad gegen die Übermacht seiner Gegner mit bewunderungswürdigem Erfolg.

Knirschend vor Wut, daß ein einzelner ihnen Trotz bot und den Eingang allein hemmte, stürmte der Haufe von neuem gegen die Thüre an. Von allen Seiten angegriffen, von der Übermacht fast erdrückt, drohte er zu unterliegen. Dennoch wehrte er sich mit Riesenkraft; aber plötzlich erbleichte er und ließ aus schlaffen Händen seine Waffe sinken . . . aus der verwundeten Brust schoß ein Blutstrom — der tückische Strolch hatte mit seinem scharfen Dolchmesser meuchlings nach ihm gestochen. Vom Blutverlust erschöpft, brach Konrad zusammen.

Gleichzeitig aber nahte die unterdessen allarmierte Schutz-mannschaft, welche die Straße von dem Pöbel säuberte und

die Schuldigen, darunter den Strolch und den Maler als die leitenden Rädelsführer, verhaftete. Auch der Budiker wurde festgenommen, obgleich er seine Unschuld laut beteuerte und sich auf seinen straflosen Lebenswandel berief, wozu jedoch der Polizeihauptmann ungläubig den Kopf schüttelte.

Den ohnmächtigen Konrad wollte man in seine bisherige Wohnung tragen, aber das duldete Frau Breitbach nicht. Sie selbst hielt ihn in ihren Armen, ohne sich um die verwunderten Blicke und das Gerede der Leute zu kümmern, und rieb ihm die Schläfe mit Essig, bis er unter ihren Bemühungen aus seiner Ohnmacht erwachte und die Augen wieder aufschlug. Er wurde in ihre beste Stube gebracht und der erste Arzt der Stadt behandelte ihn auf ihre Kosten. Sie selbst pflegte ihn und wich nicht von seinem Lager, bis die Gefahr, in der er schwebte, beseitigt war. Manche heiße Thräne benetzte ungesehen, wenn er schlief, seine abgezehrte Hand, und manches innige Gebet für seine Genesung stieg, von ihm ungehört, in der stillen Nacht zum Himmel empor, so lange er um ihretwillen litt.

Ihr Stolz war gebrochen, ihr Hochmut geschwunden; sie liebte den armen Schlafburschen, ohne sich mehr dieser Liebe zu schämen. Sie fragte jetzt nicht mehr nach dem Urteil der Welt, nach dem Vormund, nach den Verwandten ihres Seligen und am wenigsten nach Herrn Krausnickel und Frau Schnuppe, welche sich so erbärmlich gegen sie benommen hatten, während er sein Leben für sie wagte. Sie fürchtete auch nicht mehr das Gerede der Leute, aber wohl, daß der Genesene ihr nicht verzeihen, ihren Hochmut nicht vergessen würde. Deshalb ließ sie auch heimlich seine alte Mutter aus Schlesien kommen, vor der sie ihr bekümmertes

Herz ausschüttete, der sie ihre Liebe und das an ihrem Sohne begangene Unrecht demütig gestand.

An der Hand seiner Mutter und mit ihren beiden Kindern, die er und die ihn so innig liebten, trat sie ihm an dem Tage entgegen, an dem er nach vierwöchentlicher Krankheit sein Lager verlassen durfte. Das blonde Mariechen brachte ihm einen frischen Blumenstrauß und der Knabe einen Korb mit edlen Früchten und eine Flasche Wein. Sie selbst wollte ihm Glück wünschen zu seiner Genesung, aber sie vermochte kein Wort vorzubringen.

„Verzeihung!“ schluchzte sie. „Kannst Du mir verzeihen?“

Da nahm die alte Mutter seine noch immer widerstrebende Hand und legte sie in die zitternde Hand der glücklichen Witwe und beide umarmten und küßten sich zur großen Freude der Kinder, die jetzt einen Vater hatten.

Acht Tage darauf fand die stille, aber um so schönere Hochzeit statt. Die reiche Hausbesitzerin hat es nie bereut, daß sie den armen Maschinenbauer geheiratet hat, der jetzt eine eigene Maschinenfabrik besitzt und von allen Nachbarn geachtet, von den Kindern angebetet, aber ganz besonders von den kleinen Leuten und den Armen des Stadtviertels gesegnet wird.

Frau Konrad aber kennt jetzt keine größere Sorgen, als die um den geliebten Mann und ihre wohl gerathenen Kinder.

G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

6